

Häder, Sonja [Hrsg.]; Tenorth, Heinz-Elmar [Hrsg.]
Der Bildungsgang des Subjekts. Bildungstheoretische Analysen

Weinheim u.a. : Beltz 2004, 188 S. - (Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft; 48)



Quellenangabe/ Reference:

Häder, Sonja [Hrsg.]; Tenorth, Heinz-Elmar [Hrsg.]: Der Bildungsgang des Subjekts. Bildungstheoretische Analysen. Weinheim u.a. : Beltz 2004, 188 S. - (Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft; 48) - URN: urn:nbn:de:0111-opus-77996 - DOI: 10.25656/01:7799

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-77996>

<https://doi.org/10.25656/01:7799>

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ JUVENTA

<http://www.juventa.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Der Bildungsgang des Subjekts

Bildungstheoretische Analysen

Herausgegeben von Sonja Häder –
in Kooperation mit Heinz-Elmar Tenorth

Beltz Verlag · Weinheim und Basel

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendung, im Magnettonverfahren oder auf ähnlichem Wege bleiben vorbehalten. Fotokopien für den persönlichen oder sonstigen eigenen Gebrauch dürfen nur von einzelnen Beiträgen oder Teilen daraus als Einzelkopie hergestellt werden. Jede im Bereich eines gewerblichen Unternehmens hergestellte oder genutzte Kopie dient gewerblichen Zwecken gem. § 54 (2) UrhG und verpflichtet zur Gebührenzahlung an die VG Wort, Abteilung Wissenschaft, Goethestr. 49, 80336 München, von der die einzelnen Zahlungsmodalitäten zu erfragen sind.

© 2004 Beltz Verlag · Weinheim und Basel
Herstellung: Klaus Kaltenberg
Satz: Druckhaus »Thomas Müntzer«, Bad Langensalza
Druck: Druckhaus »Thomas Müntzer«, Bad Langensalza
Printed in Germany
ISSN 0514-2717

Bestell-Nr. 41149

Inhaltsverzeichnis

Sonja Häder

Der Bildungsgang des Subjekts:

Thema – Kontext, Quellen – Methode – Theorie 7

1. Briefe und Lebensläufe

Rebekka Habermas

Selbstreflexion zwischen Erfahrung und Inszenierung.

Schreiben im Bürgertum um 1800 30

Pia Schmid

Frömmigkeitspraxis und Selbstreflexion. Lebensläufe von Frauen der

Herrnhuter Brüdergemeinde aus dem 18. Jahrhundert 48

Heinz-Elmar Tenorth

Kommentar zu Teil 1: Lebensläufe als Identitätskonstruktion 58

2. Texte – Musik - Symbole

Sonja Häder

Zeugnisse von Eigen-Sinn – Punks in der späten DDR 68

Cornelie Dietrich

Die „Kinderszenen“ von Robert Schumann: ein Ego-Dokument? 85

Thomas Loer

Rückstände im Kraftwerk? Ein Kunstwerk als Dokument?

Schwierigkeiten beim Versuch, ein Werk der Bildenden Kunst

als „Ego-Dokument“ zu deuten 100

Hans-Rüdiger Müller

Kommentar zu Teil 2: Texte – Musik – Symbole 115

3. Selbstzeugnisse von Wissenschaftlern

Dorle Klika

Selbstzeugnisse eines Wissenschaftlers – Das Beispiel Herman Nohl 124

Ulrich Wiegmann

Selbstbiographien ranghöchster DDR-pädagogischer Wissenschaftler
im Vergleich: Karl-Heinz Günther und Gerhart Neuner 137

Betina Hollstein/Yvonne Schütze

Selbstdarstellungen in der Wissenschaft am Beispiel
von Danksagungen in der Soziologie 153

Mitchell Ash

Kommentar zu Teil 3: Gelehrtenbiographien/Selbstzeugnisse
von Wissenschaftlern 182

Sonja Häder

Der Bildungsgang des Subjekts: Thema – Kontext, Quellen – Methode – Theorie

1. Hinwendung zum Subjekt

Noch vor wenigen Jahren hat Michelle Perrot in ihrem Vorwort zur „Geschichte des privaten Lebens“ den Historikern vorgehalten, dass sie aus „Schamgefühl“ lange Zeit nicht bereit gewesen seien, die Schwelle zum Privaten zu überschreiten (Perrot 1992, S. 7). Freilich: es war nicht das Schamgefühl, das den historisch Forschenden daran gehindert hatte diesen Raum zu betreten, sondern sein – offensichtlich auch am Ende des 20. Jahrhunderts – immer noch dominantes Interesse an der „großen Geschichte“, den überindividuellen Strukturen und übergreifenden Prozessen und wenn schon am einzelnen, dann am „öffentlichen Menschen“, zumeist ausgezeichnet durch ein hervortretendes Amt, eine wichtige Tat oder politische Entscheidung. Nachdem in den Achtziger- und Neunzigerjahren Wissenschaftskonzeptionen zunehmend unter Kritik geraten waren, in denen das handelnde Subjekt aus der Geschichte verbannt worden war, kann inzwischen ein wachsendes Interesse an der Erforschung des (historischen) Individuums und der Konstitution seines Selbst, damit auch an seinen Erfahrungen und Handlungen im Wandel der Zeit beobachtet werden. Wissenschaftsinterne Gründe wie die Etablierung historisch-anthropologischer Forschungsansätze (Dressel 1996; van Dülmen 1998, 2000, 2001) oder neuer Forschungsrichtungen wie die Alltags¹- und Geschlechterforschung² und damit zusammenhängender Quellenfragen werden für diese (Neu-)Orientierung gleichermaßen genannt wie die fortschreitende Individualisierung in der modernen (westlichen) Welt und die damit verbundene Produktion von Texten, die etwas „über die (Selbst-)Wahrnehmung und Darstellung des Ich verraten“ (Rutz 2002, S. 1). Aus dem „Unbehagen an der (Struktur-)Geschichte“ (Burghartz 2002, S. 206) heraus entfalten sich in unterschiedlichen Arbeits- und Diskussionszusammenhängen Forschungsrichtungen, die sich bei aller konzeptionellen und methodischen Verschiedenheit, Marc Blochs, einem der Gründerväter der „Annales“, mit neuem Interesse erinnerten: „der gute Historiker [gleicht] dem Menschenfresser im Märchen. Seine Beute weiß er dort, wo er Menschenfleisch wittert“ (Bloch 2002, S. 30). Statt der ausschließlichen Konzentration auf „big structures, large processes, huge comparisons“ (Tilly 1984) sollte(n) nunmehr Mikrogeschichte(n) selbst eines einzelnen Müllers³ oder einer einzelnen Fa-

1 Lüdtkke 1989; Niethammer/von Plato/Wierling 1991.

2 Z.B. sind „Spuren weiblicher Selbstwahrnehmung und Weltdeutung“ in traditionellen Überlieferungen weit schwieriger zu finden, als von Männern. Vgl. Ulbrich 1996, S. 210. Vgl. auch Beck 1983; Duden 1987; Hausen 1998; Mitterauer 1992; Wierling 1989; Vogel/Weckel 1991.

3 Ginzburg 1983. Zum Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Kulturanthropologie und dem Programm einer Mikrohistorie vgl. Geertz 1983; Ginzburg/Poni 1985; Medick 1984.

milie (Habermas 2000; van Dülmen 1990) ihren eigenen Erkenntniswert beweisen. Die Erwartung bestand darin, Datenreihen einer seriellen Geschichtsschreibung durch Untersuchung solcher kleinen Einheiten rekontextualisieren⁴, zudem zu den Wirkungszusammenhängen, der Konstitution bzw. Vielfalt der „historisch gesellschaftlichen Milieus oder Umwelten“ (Medick 1994, S. 104), den Erfahrungen und dem Handeln der Subjekte im historischen Prozess vordringen zu können. Hierhin gehören auch die Diskussionen, die seit Beginn der Achtzigerjahre im Kontext der „Linguistischen Wende“ eine Rolle spielten. Die „Linguistische Wende“ gründet auf der These, wonach Gesellschaften, die der Historiker untersucht, nicht vorwiegend als soziale Strukturen und Prozesse zu verstehen, sondern als Bedeutungszusammenhänge aufzufassen sind. Die Gesellschaft ist damit als eine Kultur zu begreifen, die einen Komplex von Werten verkörpert. Dieser Komplex von Werten wiederum gilt als Text, der ähnlich behandelt werden soll wie ein literarischer Text. Sieht man von einer „radikalen Theorie der Linguistischen Wende“ einmal ab, so schärfte dieser Ansatz zumindest den Blick für Sprache und texttheoretische Fragen, zudem gab er wichtige Impulse für die Anwendung linguistischer Begriffe und Methoden in der historischen Forschung (Iggers 1995, S. 558, 560).

Nach einer ersten Phase der Neuorientierung (zu der auch zuweilen allzu euphorische, nicht selten theoriearme und methodisch zweifelhafte Arbeiten gehören), ist es inzwischen Konsens, dass die Würdigung von Forschungen zum historischen Subjekt und seinen Lebenswelten nicht missverstanden werden darf als ein Plädoyer für eine Alltags- und Erfahrungsgeschichte oder eine Mikrohistorie, die sich jenseits von historischem Kontext und gesellschaftlichen Strukturen Detail verliebt und ohne Konzept einer „Geschichte des Kleinen“⁵ zuwendet und dabei unkritisch meint, im einzelnen Fall das „Authentische“ zu entdecken. Die Lösung kann auch nicht dadurch gefunden werden, erneut eine Frontstellung zwischen Mikro- und Makrohistorie aufzumachen oder einer unproduktiven dualistischen Gegenüberstellung von Individualität und Kollektivität das Wort zu reden. Makrohistorische Perspektiven gleichermaßen zu berücksichtigen muss nicht zwingend heißen, den Menschen als „Spielball“ (van Dülmen 2000, S. 33), „Marionette“ oder gar „Opfer“⁶ von Geschichte zu sehen, ihn aufzulösen allein in ein „Produkt seiner Umwelt“. Marx hat diesen Gedanken bekanntlich schon 1852 in seinem „Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte“ treffend auf den Punkt gebracht: „Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen“ (Marx 1969, S. 115).

Mit Blick auf den Einzelnen formuliert Ulrich Oevermann diese Position folgendermaßen: „Jeder Mensch wird in eine vorgegebene historisch-gesellschaftliche, klassen- oder standesspezifische, lokal-regionale, familiale, kulturgeographische und genetisch-

4 Womit schon deutlich wird, dass es nicht um ein „entweder – oder“ gehen kann.

5 Eine Formulierung von Hans Medick, der zurecht betont, dass es eben nicht um eine „Geschichte des Kleinen“, sondern um eine „Geschichte im kleinen“ geht (vgl. Medick 1994, S. 44).

6 Formulierungen, die Otto Ulbicht in Anlehnung an Alf Lüdtke verwendet (vgl. Ulbicht 1997; vgl. auch Lüdtke 1989, S. 11).

hereditäre Konstellation hineingeboren. Sie bestimmt sein künftiges Leben, und insofern hat seine Biografie schon immer vor seiner Geburt begonnen. Aber damit ist nur ein Rahmen von Begünstigungen und von Einschränkungen, von Möglichkeiten also, festgelegt, nicht eine vollständige Determination der Lebensgeschichte. Ihm steht das strukturelle Potenzial einer individuellen Autonomie gegenüber“ (Oevermann 1986/87, S. 19f.).

Folgt man in dieser Weise der marxischen These, dann rücken die Menschen als Akteure der Geschichte, und zwar auch ihrer eigenen, in den Mittelpunkt. Auch wenn die Menschen gebunden sind an die jeweiligen Bedingungen und Strukturen, so bleibt doch die Tatsache, dass sie mittels ihrer sozialen Praxis Verhältnisse produzieren, d.h. gesellschaftliche Wirklichkeit, aber auch sich selbst schaffen und verändern. Die Auseinandersetzung der Menschen mit der Welt ist dabei eine „eigen-sinnige“, das bedeutet zugleich, dass die Menschen vom Stempel der Eigenwilligkeit geprägte Interpretationen der Welt und von sich selbst liefern. Auch das, was sie in ihrem Leben dabei produzieren, auch was sie an Texten hervorbringen (seien es Briefe oder die allseits bekannte Autobiografie), ist Teil dieser Praxis, erfüllt darin seine Funktion und seinen Sinn.

In einer nur seriell orientierten Geschichtsforschung, die ganz dem „Triumph des gleitenden Mittelwertes“ (Vovelle 1987, S. 119) vertraut, würden nicht nur die für die menschliche Lebenspraxis als Normalfall⁷ erwartbaren Differenzen künstlich eingeebnet werden, sondern auch das „Eigenständige und Kreative des Menschen“ (van Dülmen 2000, S. 50), der fortdauernde Selbstbildungsprozess des Individuums, ausgeblendet bleiben. Es sind aber gerade die differenten Erfahrungen, die Ungleichzeitigkeiten, Brüche und Krisen, die bei der Konstitution des menschlichen Selbst, die immer auch eine Geschichte eines Bildungsganges ist, eine entscheidende Rolle spielen. Gerade an den diskontinuierlichen Stationen oder den „Knotenpunkten in der Biografie“ (Bude 1986, S. 93) erweist sich, dass eine bisherige Lebensgestalt erodiert und eine zukünftige eingefädelt werden muss. Das Subjekt muss handeln, dafür Entscheidungen treffen, für die charakteristisch ist, dass die bisherigen Routinen eben nicht mehr ausreichend sind, neue also zwingend werden. Friedrich Hölderlins bekanntes Diktum aufnehmend: „Wo aber Gefahr ist, wächst Das Rettende auch“, kann man sogar sagen, dass es gerade die Krisen in einer Biografie sind, die die „Möglichkeit und die Notwendigkeit der Konstitution von Erfahrung, Erkenntnis und Bildung“ beinhalten. Routinehaftes Handeln verschafft keine neuen Erfahrungen, auch keine neuen Erkenntnisse und bringt letztlich auch keine Bereicherung für die Bildung des Subjekts (Wagner 2001, S. 138f.). In der Wahl seiner Entscheidung in der Krise ist das Subjekt selbstredend an den Rahmen der

7 Medick spricht in diesem Zusammenhang von den „normalen“ Ausnahmefällen. Was mit alleinigem Blick auf statistische Signifikanz- und Repräsentativitätskriterien als Ausrutscher abgetan werde, stelle sich bei genauerer Beschäftigung vielfach als „normaler“ Ausnahmefall heraus. Gerade solche „Ausnahmefälle“ bedeuteten den in einer Region oder in einem Ort lebenden Menschen oftmals die Normalität. Medick knüpft hier an den von Edoardo Grendi kreierten Begriff des „eccezionalmente ‚normale‘“ (außergewöhnlich ‚Normalen‘) an (vgl. Medick 1994, S. 101f.).

„objektiven Möglichkeiten“⁸ gebunden, und auch jede Biografie hat ihre ihr „innewohnenden Limitationen“ (Prange 1987, S. 358). Gleichwohl gibt es einen Spielraum an Optionen, und es ist gerade von Interesse, welches am Ende die vom Einzelnen „faktisch gewählte Option“ (Allert 1993, S. 332) wird.

Damit werden (wie gesagt, nicht jenseits der Bezugnahme auf eine jeweilige historisch-konkrete Wirklichkeit mit ihren charakteristischen Strukturen, aber dennoch jenseits der Zwänge einseitigen historischen Strukturdenkens) Fragen nach den Handlungsspielräumen, der Gestaltungsfreiheit, den Verantwortlichkeiten, den Gegenstrategien, dem viel- und mehrdeutigen, dem produktiven Umgang der Subjekte mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit relevant, und zwar nicht nur für den hervorgehobenen, sondern gerade auch für den so genannten „gemeinen Mann“, die „gemeine Frau“, der oder die, schriftlos oft, ja eher zur „schweigenden Masse“ gehörten.⁹ Eine konsequente Handhabung des Konzepts vom handelnden Subjekt in der Geschichte muss auch die „Eigenaktivität“ von Unterworfenen und Beherrschten, ([der „Knechte“] Michel Foucault) zum Thema machen, die Blickrichtung kann nicht allein den sozialen, kulturellen und geistigen Eliten einer Zeit gelten.¹⁰ In diesen Kontext gehört zudem die Erkenntnis, dass zwischen Herrschenden und Beherrschten ohnehin wechselseitige Abhängigkeiten bestehen, zu denen Geben, Nehmen, Aushandeln, Kompromisse und Kompensationen gehören. In Anlehnung an Max Webers Verständnis von Herrschaft als einem asymmetrischen Machtverhältnis wurde Anfang der Neunzigerjahre das Konzept von der „Herrschaft als sozialer Praxis“ (Lüdtke 1991) entwickelt. Anliegen dieser Forschungsrichtung¹¹ ist es, Herrschaftsunterworfenen aus dem einseitigen und verengenden Blickwinkel von Objektstatus und Passivität herauszunehmen und stattdessen zu analysieren, wie sie mit den Herrschenden interagieren und sich im „sozialen Kräftefeld“ (Michel Foucault) als Akteure bewähren. Ein solches Programm, dem sich speziell die neue Kulturgeschichte verpflichtet fühlt, kann zum einen die Eigenlogiken gesellschaftlicher Teilbereiche aufzeigen, zum anderen sind Handlungslogiken eruierbar, die sich eben nicht parallel zu den „großen“ Strukturentwicklungen entfalten.¹² Dem Erziehungswissenschaftler wird mit der „Widerrede gegen des Tod des Subjekts“ die Rekonstruktion von „Selbstbildungsbewegungen“ (Cloer 1997) und der „Selbstkonstitution des Men-

8 Die Kategorie „objektive Möglichkeit“, so Tilman Allert, bezieht sich stets auf angebbare Entscheidungssituationen, die nicht allein hypothetisch konstruiert, sondern realiter dem Handelnden als Alternativen zur Verfügung stehend unterstellt werden. Auf der Folie objektiver Möglichkeiten im Sinne der „Bezugnahme auf Erfahrungsregeln“ (Max Weber) zeichnet sich die konkrete historische Besonderheit des Falles ab, sei es im Kontrast dazu oder in relativer Entsprechung (vgl. Allert 1993, S. 331).

9 In diesem Zusammenhang auch zu verweisen auf das seit Mitte der Siebzigerjahre gewachsene Interesse an Lebensläufen bildungsferner Schichten (Emmerich 1974/75). Zur populären Autobiographik Warneken 1985, 1988; Müller 1997.

10 Als Beleg für die Andersartigkeit der sozialen Logiken von Unterschichten vgl. Thompson 1980.

11 Exemplarisch für die jüngere Zeitgeschichtsforschung zu nennen: Lindenberger 1999 (zur Konzeption vor allem S. 21-26).

12 Zur Übersicht vgl. Burghartz 2002, S. 215.

schen“ (Tenorth 2003) im historischen Prozess möglich – fraglos genuin pädagogische Forschungsaufgaben.

Eine solche das Subjekt würdigende Sichtweise, eine „dezentrierte Geschichtsschreibung“ (Iggers 1993, S. 95) oder „mikrologische Analyse“¹³ hat forschungsmethodische Konsequenzen, und sie wirft die Anschlussfrage nach den angemessenen Quellen und Methoden auf. So nimmt es nicht wunder, dass parallel mit der Hinwendung zum Subjekt zum einen das Interesse an Zeugnissen des „Selbst“, zusammengefasst unter Begriffen wie Ego-Dokumente, Selbstzeugnisse oder Autobiografien, und zum anderen an Methoden zu deren Erforschung gewachsen ist.

2. Erziehungswissenschaft

Auch der Erziehungswissenschaft wird für das Ende der Siebzigerjahre ein „Paradigmenwechsel“ bescheinigt, der nach dem vorangegangenen „Verlust der Subjektposition“ dazu geführt habe, den Menschen (das Kind) „immer auch [als] Subjekt seiner Erziehung und Bildung“ zu begreifen und nunmehr die „konstitutiven Momente einer pädagogischen Subjekttheorie, Bildsamkeit und Selbsttätigkeit wieder in ihr Recht“ zu setzen (Cloer/Klika/Seyfarth-Stubenrauch 1991, S. 69ff.). Wenn an dieser Stelle von „wieder“ die Rede ist, dann ist damit auch gemeint, dass es sich hierbei – ungeachtet aller Innovation seinerzeit (Baacke/Schulze 1985; Garz/Kraimer 1983; Dikow 1983; Rutschky 1983) – um keine ganz und gar neuen Entdeckungen handelte. Für die Beschäftigung mit dem Subjekt, für den Einbezug von Selbstzeugnissen oder auch die Verwendung biographischer Methoden gab es in der pädagogischen Wissenschaft schon vordem die verschiedensten Traditionen.

In der erziehungswissenschaftlichen Diskussion wird in diesem Zusammenhang zuvorderst auf Wilhelm Dilthey verwiesen. Dilthey, der als Begründer der Geisteswissenschaften gilt, hat in seinen grundlegenden Arbeiten schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts den Wert autobiografischer Quellen hervorgehoben. Er unterschied dabei zwischen Lebensverlauf und Selbstbiographie. Letztere sei nicht das Leben, sondern eine „Deutung [dessen] in seiner geheimnisvollen Verbindung von Zufall, Schicksal und Charakter“. Dilthey betonte zudem, dass das Gedächtnis eine Auswahl vollziehe bzw. der Mensch in der Erinnerung die Momente seines Lebens hervorhebe, „die er als bedeutsam erfuhr“, während andere „in Vergessenheit versinken“. Die dann von einem Menschen verfertigte Selbstbiographie versteht Dilthey als „die zu schriftstellerischem Ausdruck gebrachte Selbstbesinnung des Menschen über seinen Lebensverlauf“. Gleichwohl könne solche „Selbstbesinnung erneuert“ werden, sie sei zwar „immer da“, äußere sich aber „in immer neuen Formen“. Dilthey macht das Potenzial der Selbstbiographie an dem jeweiligen „Auffassen und Deuten des eigenen Lebens“ fest. Seine Auffassung jedoch, mit der Autobiografie sogleich die „vollkommenste Explikation“ eines Lebens in den Händen zu halten, mutet inzwischen natürlich reichlich emphatisch an

13 In der Tradition von Walter Benjamin und Theodor W. Adorno: Marotzki 1997 a,b.

(Dilthey 1927, S. 71-74, 196-204). Davon abgesehen, gaben Diltheys Arbeiten dennoch wichtige Impulse für die Forschung der folgenden Jahrzehnte. In diesem Zusammenhang wird immer wieder auch Georg Misch, ein Schüler Diltheys, genannt. Misch erläutert in seinem umfänglichen und mehrbändigen Werk die „Geschichte der Autobiografie“ als eine Geschichte des menschlichen Selbstbewusstseins. Dass seit der „Epoche der Aufklärung“ das Interesse an Autobiografien gewachsen ist, hält er dabei keineswegs für zufällig: „Mit der Energie der inneren Erfahrung und der historischen Reflexion“ wuchs im 18. Jahrhundert die „Wertschätzung der Selbstbiographien“. Als eine „Form menschlicher Selbstdarstellung und Selbstbehauptung“, als „Zeugnisse des Persönlichkeitsbewusstseins der abendländischen Menschheit“ können sie der „Welt- und Menschenkenntnis“ dienen (Misch 1907, S. V). Im Einzelnen führt er aus: „Die Selbstbiographie ist keine Literaturgattung wie die andern. Ihre Grenzen sind fließender [...] sie ist selber eine Lebensäußerung, die an keine bestimmte Form gebunden ist. [...] Gebet, Selbstgespräch und Tatenbericht, fingierte Gerichtsrede oder rhetorische Deklamation, wissenschaftlich oder künstlerisch beschreibende Charakteristik, Lyrik und Beichte, Brief und literarisches Porträt, Familienchronik und höfische Memoiren, Geschichtserzählung rein stofflich, pragmatisch, entwicklungsgeschichtlich oder romanhaft, Roman und Biografie in ihren verschiedenen Arten ... Aus dieser Fülle der Formen, die sinnfällig macht, welches Leben die autobiografische Gattung in sich trägt, beruht vornehmlich die eigentliche Fruchtbarkeit der Selbstbiographie für die objektive Erkenntnis des Menschen“ (Misch 1949, S. 6f.). Dass bis in die Gegenwart hinein neben der „klassischen“ Autobiografie noch eine weitere Fassung des Begriffes „autobiografisch“ existiert, hat ganz sicher hier eine Wurzel. Statt von Auto- oder Selbstbiographien spricht Misch in diesem Zusammenhang auch von „Lebensdokumenten“ (Misch 1907, S. Vf.). Ein Begriff übrigens, der (mit verändertem Inhalt) später in den anglo-amerikanischen Sozialwissenschaften in Form der „human documents“ (vgl. etwa Brednich 1982) oder „documents of life“ (zuletzt hierzu Plummer 1983, v.a. S. 13ff.) wieder eine Rolle spielen wird. Im Unterschied zu Misch erkennt Werner Mahrholz, um auf einen zweiten wirkungsvollen Strang der Debatte aufmerksam zu machen (Niggel 1989, S. 3), in der „eigene(n) Lebensbeschreibung“ ein unmittelbares „Zeugnis der Lebensstimmung einer Zeit, als Kundgabe der ungeschminkten Gefühle, Ansichten und Aussichten an einem bestimmten geschichtlichen Zeitpunkt“. Mahrholz meint – gut ein Jahrzehnt nach Dilthey und Misch – in der Autobiografie die „deutlichste Spiegelung der letzten Einstellungen des Menschen zu seiner Umgebung, zu seiner Zeit, zu den sie beherrschenden Gedanken und Gefühlen“ finden zu können. „Keine andere schriftliche Urkunde“, so Mahrholz weiter, gebe „so getreu Weite oder Enge, geistige Reife oder Kindlichkeit einer Zeit wieder, wie es die eigene Lebensbeschreibung tut. In keinem literarischen Dokument finden wir so unmittelbar das gelebte Leben wieder wie in der Selbstbiographie. Hier spricht unbewusst oder bewusst der Mensch als Kind der Zeit *unmittelbar*.“ (Mahrholz 1919, S. 7f.)

Die hier formulierten und den Autobiografien zugesprochenen Erkenntnisleistungen werfen zwangsläufig die Frage nach einer fundierten Quellenkritik auf. Zeitgenössische Antworten darauf sind aber weniger bei Dilthey, Misch oder Mahrholz selbst als

vielmehr bei dem Historiker Hans Glagau zu finden. Er stellt dezidiert die Frage nach dem „Wert (der) Selbstbiographie als historische(r) Quelle“ und betont die zu beachtende „nahe Verwandtschaft von Roman und Selbstbiographie“. ¹⁴ An diese quellenkritischen Ausführungen knüpft schließlich Kurt Uhlig an, in dessen Studie von 1936 die Autobiografie erstmals im Titel hervorgehoben „als erziehungswissenschaftliche Quelle“ auftaucht (Uhlig 1936). Uhlig kommt in seiner Untersuchung zu dem Schluss, dass der Autobiografie eine „dreifache Sinnstruktur“ zugrunde liege. Hinsichtlich ihrer Beziehung zum Gegenstand sei sie ein „Bericht vom eigenen Leben“, hinsichtlich ihrer Beziehung zum Autor eine „Selbstdarstellung des Autors“ und hinsichtlich ihrer Beziehung zum Leser eine „zweckgerichtete Mitteilung“. Die erziehungsgeschichtliche Relevanz dieser Quellengattung macht er an den „Beschreibungen der vom Autor selbst erlebten Schul- und Familienerziehung“ fest, sie geben – so Uhlig weiter – im Unterschied zu pädagogischen Ideen, Planungen und Absichten einen „Einblick in die Erziehungswirklichkeit“ einer Zeit. Erziehungspsychologisch seien Autobiografien von Bedeutung aufgrund der in ihnen enthaltenen „Schilderung des innerseelischen Lebens“ bzw. „Beschreibungen von innerseelischen Erziehungsvorgängen“. Speziell Letztere, die „innerseelische Erziehungswirklichkeit“, sei mit anderen Quellen und Methoden schwer oder gar nicht erfassbar, diese Lücke könnten nach Uhlig Autobiografien sinnvoll schließen. Bezogen auf den Aspekt der Selbstdarstellung konstatiert Uhlig endlich „einen ganz anderen Quellencharakter“. In dieser Perspektive erweise die Autobiografie ihren erziehungswissenschaftlichen Quellenwert darin, dass sich das „Lebensbild“ eines Menschen in ihr manifestiere. Dieses „Lebensbild“ wiederum sei nicht weniger als „die höchste Form des Selbstbewusstseins“. Nur in dieser Frage erreiche die Autobiografie statt eines ergänzenden Charakters eine „spezifische und s i n g u l ä r e Quellenbedeutung.“ (Uhlig 1936, S. 121f.) Nach der Studie von Kurt Uhlig findet sich die Zusammenführung von „Autobiografie“ und „Erziehungswissenschaft“ im Titel einer Pädagogenschrift erst einige Jahrzehnte später wieder in den Arbeiten von Jürgen Henningsen (1962, 1981). Henningsen geht es darum, den Bildungsaspekt von Autobiografien stärker ins Zentrum der Überlegungen zu rücken. Ihm gilt die Autobiografie zum einen „als sprachliche Vergewisserung eines als Bildungsschicksal verstandenen und gelebten Lebenslaufs“, zum anderen sei das Thema Bildung der Autobiografie deshalb inhärent (in diesem Punkt ist ihm Uhligs These von der „Zweckgerichtetheit“ zu unspezifisch), weil sie immer auch eine Bildungsintention verfolge, sie wolle „bilden, instruieren, belehren, unterrichten“ (Henningsen 1981, S. 14, 16f.). Während die frühe Arbeit Henningsens in den Sechzigerjahren eher als Behandlung eines abseitigen Themengebietes wahrgenommen wurde, fällt die Veröffentlichung seiner Aufsatzsammlung im Jahr 1981 in die Zeit, die gemeinhin als Beginn der pädagogischen Biografieforschung gilt (Heinritz 1997, S. 343). Theodor Schulze, der 1979 gemeinsam mit Dieter Baacke, den inzwischen zu einem Klassiker avancierten Band „Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens“ (Baacke/Schulze 1979) herausgegeben hat, umschreibt die Forschungssitua-

14 Glagau 1903, S. 27. Immer noch ertragreich für eine quellsystematische Lektüre: Klaiber 1921; Gruhle 1923.

tion seinerzeit gar metaphorisch: „Eine Landschaft erziehungswissenschaftlicher Biografieforschung ist aufgeblüht.“ (Schulze 1996, S. 13) Auch wenn man es nüchterner will, bleibt die Einschätzung zutreffend. In der Erziehungswissenschaft setzt sich ein stärkeres Interesse an Biografien durch und damit die Einsicht, dass Lebensgeschichten in erster Linie auch Lern- und Bildungsgeschichten sind.

Zugleich beginnen sich in der Disziplin neue Forschungsbereiche wie die historische Kindheits-¹⁵ und Sozialisationsforschung zu etablieren (Herrmann 1980, 1984) bzw. werden bildungstheoretische Überlegungen entlang von „Streifzüge(n) durch fremdes Terrain“ (exemplarisch: Mollenhauer 1983) angestellt. Besondere Beachtung finden dabei vor allem Autobiografien im engen Sinne. Sie werden in der Disziplin in aller Regel verstanden als eine „schriftlich fixierte Selbstreflexion eines menschlichen Individuums über seine Lebensgeschichte“. Als die drei wesentlichen Bestimmungen der Autobiografie gelten die Darstellung von Lebensgeschichte (oder wenigstens Teilen davon), Selbstreflexion und schriftliche Fixierung (Hoeppel 1983, S. 307f.); Autobiografien sind also immer auch „Selbstzeugnis“ und zwar „aus eigenem Antrieb“ (Schulze 1979, S. 127).

Charlotte Heinritz, die zum Ausgang der Neunzigerjahre bilanzierend der Frage nach der Verwendung speziell von Autobiografien in der Erziehungswissenschaft nachgegangen ist, kommt zu dem Schluss, dass die Verwendung von Autobiografien als erziehungswissenschaftliche Quellentexte zwar seit den Siebzigerjahren eine enorme Ausweitung erfahren habe, gleichwohl sehr unterschiedlich erfolgt sei. Entlang von fünf Themenschwerpunkten (Autobiografien als Lehr- und Anschauungstexte für Erzieher, als Quellen für die Rekonstruktion von Sozialisationsprozessen, für die Sozialgeschichte der Kindheit und historischen Sozialisationsforschung, für die Geschichte pädagogischer Institutionen und der Erziehungswissenschaft) kann sie zeigen, in welchem Maße Fragestellungen, Methoden und methodologische Grundannahmen variieren und welche Forschungsdefizite hinsichtlich der Methodologie und Methode nach wie vor bestehen (Heinritz 1997, S. 343-349). Heinz-Hermann Krüger, der fast zeitgleich eine Bilanz für das weitere Feld der Biografieforschung zieht, kommt zu ganz ähnlichen Schlüssen. Auch er konstatiert eine „Steigerung der Quantität“ und Heterogenität in den thematischen Schwerpunktsetzungen, zugleich weist er auf verschiedene „methodologische Unzulänglichkeiten“ wie die Vermischung quantitativer und qualitativer Forschungslogiken und „methodische Defizite“ etwa in Gestalt deskriptiver oder unqualifizierter Auswertungsverfahren hin (Krüger 1996, S. 44f.).

Zu einer Bilanz gehört zweifelsohne auch der Hinweis, dass Forschungen, denen es um das Subjekt (im historischen Prozess) zu tun ist, sich längst nicht mehr allein auf die „klassische“ Autobiografie und deren Auslegung konzentrieren, sondern auch weitere „autobiografische Materialien“¹⁶ wie narrative Interviews, Briefe, Tagebücher oder Fotografien ebenso wie unterschiedliche qualitative Methoden zu deren Analyse einbeziehen. Diese weiter gefasste Quellen- und Methodenorientierung hat dazu geführt, dass

15 Hardach-Pinke/Hardach 1978.

16 Zur begrifflichen Unterscheidung „autobiographischer Schriften“ und „autobiographischer Materialien“ vgl. Völker-Rasor 1993, S. 26f.

sowohl an ältere Forschungstraditionen mit neuem Interesse wieder angeknüpft wird (im Bereich der Jugendentagebuchforschung – um nur ein Beispiel anzuführen – sind es etwa Charlotte Bühler, Eduard Spranger und Siegfried Bernfeld), als auch methodische Zugänge von Nachbardisziplinen – wie etwa die Oral History in der Geschichtswissenschaft – intensiver studiert werden. Eine erziehungswissenschaftliche Bildinterpretation zum Zwecke der Eruierung eines „Ich“, der Selbstkonstitution eines Menschen, kommt ohne die Methoden der Kunstgeschichte nicht aus, das haben Klaus Mollenhauer und Michael Parmentier (Mollenhauer 1997; Parmentier 1997) gezeigt, und der Rückgriff auf erzählte Lebensgeschichten, wie es etwa die Arbeit von Hans Jürgen von Wensierski zu den Lebensgeschichten ostdeutscher Jugendlicher (Wensierski 1994) deutlich macht, bedarf narrationsstruktureller Verfahren oder der objektiven Hermeneutik.¹⁷ Methoden jedenfalls, die ursprünglich in anderen Geistes- und Sozialwissenschaften entwickelt wurden, nunmehr aber auch in der Erziehungswissenschaft Anwendung finden. Die Verwendung biografischer Quellen und der Einsatz qualitativer Methoden, so kann man resümieren, gelten in der Erziehungswissenschaft mittlerweile als anerkannt.¹⁸ Ungeachtet dessen bleiben immer noch zahlreiche Fragen zu diskutieren wie die nach den geeigneten Begriffen für einzelne Quellengattungen, die Frage, was genau den Quellen zu entnehmen ist, für welche Fragestellungen sie mithin geeignet sind, und welche anderen Voraussetzungen – etwa texttheoretischer Art – an ihre Verwendung geknüpft werden sollten.

3. Autobiographien, Selbstzeugnisse, Ego-Dokumente

In der Erziehungswissenschaft wird – so das bisherige Resümee – in erster Linie von Autobiografien, autobiografischen Materialien (Schulze 1979) oder von Selbstzeugnissen (aktuell z.B. Heinritz 2001) gesprochen. Der in den letzten Jahren hauptsächlich unter Historikern häufiger diskutierte und vergleichsweise junge Begriff des „Ego-Dokuments“ spielt in der erziehungswissenschaftlichen Diskussion hingegen keine nennenswerte Rolle.¹⁹ Das ist insofern nicht ganz unverständlich, da die zuerst genannten Begriffe – im Unterschied zum „Ego-Dokument“ – auf eine deutlich längere Geschichte zurückblicken. „Autobiografie“ oder „Selbstbiographie“ tauchen beide das erste Mal schon

17 Zur erziehungswissenschaftlichen Rezeption: Garz/Kraimer 1994.

18 Als Beleg können zahlreiche Forschungsprojekte gelten. Da es den Rahmen dieses Vorwortes sprengen würde einzelne Arbeiten zu nennen, in denen mit Interviews (z.B. zum NS oder zur DDR), mit Briefen (z.B. zur jüdischen Identität und Bildung), mit Tagebüchern (z.B. die pädagogischen) oder auch mit Fotografien (zu einzelnen Lebensgeschichten) gearbeitet wird vgl. zum Überblick König/Zedler 1995; Friebertshäuser/Prengel 1997; Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl 2001.

19 So erwähnen Behnken und Zinnecker in dem von ihnen herausgegebenen Handbuch zwar an zwei Stellen Ego-Dokumente (einmal im Kontext von Poesiealbum und Kinderzeichnung, ein anderes Mal werden Ego-Dokumente als „persönliche Lebenszeugnisse genannt), begriffliche Überlegungen werden in den Kommentierungen der Herausgeber jedoch nicht angestellt (Behnken/Zinnecker 2001, S. 100, 742).

1791 (Niggel 1992, S. 58) auf, von „Selbstzeugnis“ als „das eigene Zeugnis, wie auch ein Zeugnis, welches man sich selbst giebt“ ist erstmals 1810 bei Joachim Heinrich Campe zu lesen in seinem „Wörterbuch der Deutschen Sprache“ (Campe 1810, S. 410). Im Grimm'schen Deutschen Wörterbuch heißt es im Rückgriff auf Campe dann 1905 „zeugnis, das man sich selbst gibt, aussage über sich selbst“ (Deutsches Wörterbuch 1905, Sp. 505). Von „Ego-Dokument“ ist hingegen erst 1958 bei dem niederländischen Literaturwissenschaftler Jacob Presser die Rede. Er versteht darunter historische Quellen wie Memoiren, Briefe oder Tagebücher, durch die sich der Leser einem „ich“ oder „es“ als schreibendem oder beschriebenen Subjekt gegenübersteht (Presser 1958, S. 208ff.). Pressers Landsmann, dem Historiker Rudolf Dekker, ist es im Wesentlichen zuzuschreiben, dass der Begriff Ende der Achtzigerjahre dann in der deutschen Forschung Aufnahme fand (Schmolinsky 1999, S. 21f.). Dekker schlug vor, „Ego-Dokument“ als einen Oberbegriff einzuführen und darunter alle die Quellen zu vereinen, in denen „ein ego sich absichtlich oder unabsichtlich enthüllt oder verbirgt“ (Übersetzung nach Schulze 1996, S. 20). Damit verband sich die Einsicht, dass mit dem Begriff „Autobiografie“ allein bei der Erforschung sehr unterschiedlicher Gegenstände nicht auszukommen ist. Tagebücher oder Briefe oder ein Interview sind der Autobiografie zwar verwandte Gattungen, aber eben nicht mit ihr identisch und somit auch begrifflich nicht unter „Autobiografie“ subsumierbar. Genau aus diesem Problembewusstsein heraus waren in Deutschland neben dem Begriff der „klassischen“ oder „eigentlichen“ Autobiografie solche Termini wie „autobiografische Schriften“, „Autobiografik“, „Autobiografisches“ (Bernfeld 1931, S. 31) oder der bereits erwähnte Begriff „autobiografische Materialien“ entstanden. Trotz der dahinter stehenden Bemühung um begriffliche Differenzierung konnte das zentrale Problem damit jedoch nicht gelöst werden: es ist zwar richtig, dass alle Autobiografien Selbstzeugnisse sind, aber nicht alle die Quellen, die unter den neu formulierten Begriffen hilfsweise erfasst werden, sind autobiografisch (behandeln also zumindest einen Teilabschnitt des Lebens), warum sie also so missverständlich²⁰ „autobiografische Materialien“ und nicht besser Selbstzeugnisse nennen? (Vgl. hierzu auch Krusenstjern 1994, S. 466f.)

Solcherart Überlegungen bzw. die Impulse der niederländischen Forschung aufnehmend, schlug jüngst Winfried Schulze vor, unter Ego-Dokumenten alle die Quellen zu fassen, in denen Auskunft zu finden ist, „über die freiwillige oder erzwungene Selbstwahrnehmung eines Menschen in seiner Familie, seiner Gemeinde, seinem Land oder seiner sozialen Schicht [...] oder [die] sein Verhältnis zu diesen Systemen und deren Veränderungen reflektieren. [...] In der Gemengelage [der] ‚großen‘ historischen Prozesse [...] zielen Ego-Dokumente auf die Erfahrung und Verarbeitung dieser das Leben der Menschen umwälzenden Vorgänge“ (Schulze 1996, S. 28). Mit dieser Begriffsdefinition – so ein Resümee von Rudolf Dekker Anfang der Neunzigerjahre – steht „ein

20 Es dürfte symptomatisch sein, dass Autoren/Autorinnen bei ihrem Bezug auf „Autobiographien“ zuerst die „Gefahr des Missverständnisses“ konstatieren, am Ende dann doch wieder an diesem Begriff festhalten, selbst wenn sie es mit ganz heterogenen Quellengruppen wie Tagebüchern oder Hauschroniken zu tun haben (vgl. Völker-Rasor 1993, S. 41, 63).

praktischer Sammelbegriff für so verschiedenartige Texte wie Tagebücher, Autobiografien, Memoiren, persönliche Briefe und Reisebeschreibungen“ zur Verfügung, die „damit ungeachtet ihrer verschiedenen Form dennoch auf einen Nenner gebracht werden konnten.“ Das deutsche Wort „Selbstzeugnis“ schien Dekker sprachlich kein „vollständiges Äquivalent“ (Dekker zit. n. Krusenstjern 1994, S. 468). Davon ganz abgesehen, hat sich eine alternative Benutzung von „Selbstzeugnis“ und „Ego-Dokument“ inzwischen auch deshalb überholt, weil in den aktuellen Diskussionen die Unterscheidung von „freiwilligen“ und „erzwungen“ (mit der Zwischenkategorie „erbetenen“) Äußerungen eines Individuums als ein wichtiges Kriterium der Gattungszuordnung angesehen wird. Danach wird vorgeschlagen, den Begriff Selbstzeugnis nicht synonym, sondern lediglich für eine Teilmenge der Ego-Dokumente anzuwenden, und zwar – so Benigna von Krusenstjern – sollte er für solche Quellen vorbehalten bleiben, die von einer Person „selbst verfasst“, in der Regel auch ‚selbst geschrieben‘ (zumindest diktiert) sowie aus eigenem Antrieb, also ‚von sich aus‘, ‚von selbst‘ entstanden sind“ (ebd., S. 470). Von Krusenstjern schließt hier an das von Alois Hahn in der Rezeption von George Herbert Mead entwickelte Konzept vom „impliziten“ und „expliziten Selbst“ an. Mache man das „implizite Selbst“ zum Kriterium von Selbstzeugnissen, rede man einer Unbegrenztheit dieser Quellenart das Wort, orientiere man sich hingegen am „expliziten Selbst“, dann ließen sich Texte als Selbstzeugnisse bestimmen, wenn die Selbstthematisierung durch ein explizites Selbst geschieht („ein Ich, das seine Selbstheit ausdrücklich macht, sie als solche zum Gegenstand von Darstellung und Kommunikation erhebt“ [Alois Hahn]). Ohne den Begriff Selbstzeugnis in dieser Fassung in Frage zu stellen, geht es Winfried Schulze noch um etwas anderes, weshalb er auch auf den weiteren Begriff des Ego-Dokuments insistiert. Mit dem Hinweis darauf, dass die einzigen „in einem historisch konstatierbaren Sinne“ (Schulze 1996, S. 24) gemachten Äußerungen von Menschen über sich selbst (insbesondere aus illiteraten Schichten) oftmals die „unfreiwilligen“ seien, plädiert er schon in einer früheren Schrift für einen „umfassenderen Begriff von Ego-Dokument“ (Schulze 1992, S. 428). Danach sollen auch „uneigentliche Aussagen ‚zur Person‘“ wie sie z.B. Zwangssituationen in Verhören oder Zeugen-Befragungen hervorbringen, als Quellen „zur Annäherung an den Menschen in der Geschichte“ genutzt werden (Schulze 1996, S. 23f.). Quellen also, die – mit Natalie Z. Davis gesprochen – oft genug in Situationen mit dem „Kopf in der Schlinge“ (Davis 1989) entstanden sind. Mittelalterforscher unterstützen angesichts der „Fülle archivalischer Materialien vor allem verwaltungstechnischer und jurisdiktioneller Natur“ (Schmolinsky 1999, S. 23) eine solche Erweiterung im Begriff Ego-Dokument. Zeithistoriker, die es mit den geheimdienstlichen Hinterlassenschaften untergegangener realsozialistischer Staaten zu tun haben und sich für Lebens- und Bildungswege Verhörter interessieren, werden sich diesem Argument vermutlich anschließen. Eine solche Ausweitung steht fraglos auch im Kontext der Versuche, die „Schwelle des Geschichtsfähigen nach ‚unten‘, in Richtung der anonymen Massen abzusenken“ (Raulff 1989, S. 15), gegebenenfalls auch einer „Histiographie der Marginalität und Ausschließung“ (Schmitt 1990, S. 240) zu folgen und den Lebens- und Bildungsgängen von Außenseitern (Häder 1999), Obskuren (Niethammer 1979) oder ‚Ver-Rückten‘ (Eghigian 2003) forschendes Interesse zu widmen.

4. Offene Fragen

Selbstzeugnisse, mehr noch die umfassendere Gruppe der Ego-Dokumente sind aufgrund ihrer großen quellentypischen Vielfalt in den verschiedensten Wissenschaften angesiedelt; ein Umstand, der sich letztlich auch in der Anknüpfung an sehr unterschiedliche Theorien und Methoden widerspiegelt. Dass die nur auf den ersten Blick trivial anmutende Frage: „was sagt uns diese Quelle eigentlich?“ höchst unterschiedlich beantwortet werden kann, hat Juliane Jacobi jüngst am Beispiel der Verwendung von Autobiografien als Quelle gezeigt. Immer noch, so resümiert sie nach der Sichtung dreier Exempel aus dem Bereich der Kindheits- und Jugendforschung, würden diese Quellen „methodisch ungenügend reflektiert ausgewertet“, was zum einen an einer „mangelnden literar- und quellenkritischen Reflexion“, zum anderen an dem „zugrunde gelegten Programm einer Enthüllung der Verknüpfung objektiver mit subjektiven Bedingungen“ liege. Das habe zur Konsequenz, dass der individuelle Selbstentwurf schon immer als „Ausfluss vorhandener sozialer Bedingungen des Aufwachsens“ gesehen werde. Forschungspraktisch würde das schließlich dazu führen, dass die autobiografischen Texte für die „Erhärtung oder Illustration von aus anderen Quellen gewonnen Hypothesen oder Thesen“ oder um „die Veranschaulichung“ vorhandener Kenntnisse verwendet werden, jedenfalls nicht ausreichend dafür, worüber sie als Quelle Spezifisches auszusagen hätten (Jacobi 1999, S. 283). Angesichts dieses methodischen Dilemmas formuliert Jacobi – im Anschluss an die Überlegungen von Philippe Lejeune zum „autobiografischen Pakt“ (Lejeune 1994) – die „These von der Autobiografie als Konstruktion des Selbstentwurfs“. Am Ende plädiert sie für eine Verwendung der Autobiografie als Quelle für die „Sozialgeschichte der Diskurse“, als „inszenierte Erfahrung des Ichs“. Inszenierung meint in diesem Kontext freilich nicht Fiktion, sondern den Interpretationsvorschlag eines Subjekts, den Entwurf seines Selbstbildes (Jacobi 1999, S. 277, 288). Andere Autoren argumentieren mittlerweile ähnlich und erkennen erinnerte Lebensgeschichten als Ergebnis eines „vielschichtigen Interpretations- und Kompositionsprozesses“ an, insofern als Konstruktion oder besser „Sinnkonstruktion des eigenen Lebens“.²¹

In einem weiteren Strang der Diskussion wird der Ausweg aus den gleichermaßen anerkannten methodischen Dilemmata darin gesehen, nicht der Konstruktions- vs. Dekonstruktionsthese zu folgen, sondern, wie Gabriele Jancke, das „autobiografische Schreiben als kommunikatives Handeln“ aufzufassen. Jancke folgt hierin Natalie Z. Davis mit ihrer Vorstellung von den autobiografischen Schriften als dialogisch strukturierte Dokumente und favorisiert insofern einen Ansatz der „Rekonstruktion autobiografischen Schreibens als soziale Praxis“ (Jancke 2002, S. 10f.). Das gilt auch für Texte, die nicht zur Weitergabe oder zur Veröffentlichung gedacht sind. Selbst bei solch höchst intimen Formen der Selbstthematisierung wie sie in einem Tagebuch erfolgt, findet diese nicht im Selbst, sondern im „sozialen Raum“ statt (Sonntag 1999, S. 244). Wenn man solcherart Selbstzeugnisse, wie jüngst erneut gefordert, als „Akte sozialer Kommunika-

21 Rosenbaum 2001, S. 748. Rosenbaum greift in ihrer Darstellung auch auf den Begriff Ego-Dokument zurück.

tion“ (Depkat 2002, S. 476), also im Hinblick auf das dialogisch Wechselseitige, thematisiert, wird die Anschlussfrage relevant, in welchen konkreten (also veränderlichen) Konstellationen sie welche (gleichfalls wechselnden) Funktionen aus welchen Gründen wahrnehmen. Spätestens hier zeigt sich, dass das Selbst, das Subjekt nur in seiner Historizität aufzufinden ist. Weitere Forschungen könnten hier anknüpfen. Was am Beispiel des sicher prominentesten Teils der Ego-Dokumente, den Autobiografien, zuletzt kurz umrissen wurde, wäre nun im Hinblick auf andere Gattungen zu problematisieren.

Formuliert man am Ende einige erste Perspektiven für die weitere Arbeit mit Autobiografien, Selbstzeugnissen oder Ego-Dokumenten so sehe ich insbesondere folgende Aufgaben: Erstens müssen terminologische Fragen weiter diskutiert werden, dabei sollte sich auch erweisen, wie die einzelnen Begriffe Autobiografie, Selbstzeugnis und Ego-Dokument sinnvoll aufeinander zu beziehen und wie sie zugleich trennscharf voneinander abzugrenzen sind. Vor allem in der empirischen Forschung wird sich zeigen, wie handhabbar sie angesichts des immer noch sehr heterogenen Quellenkorpus für jeweilige Fragestellungen und Gegenstände sind. Angesichts der quellentypischen Vielfalt von Ego-Dokumenten ist für die jeweilige konkrete Gattung vorab zu klären, welchen Regeln und Formen sie folgt, und welche Antriebe und Anlässe für ihr Entstehen auszumachen sind. Dabei ginge es u.a. um die Frage, welche lebensgeschichtlichen Veranlassungen es gibt, und welche Rolle aber auch große historische Umbrüche für das Entstehen bestimmter Ego-Dokumente spielen? Was besagt z.B. die Tatsache, dass nach dem Zusammenbruch der DDR eine solche Fülle von Memoiren und Autobiografien entstanden ist? Oder warum wurden ausgerechnet in der Sowjetunion der frühen Dreißigerjahre in so großer Zahl Tagebücher geführt, in der junge Leute ihre eigene „Umgestaltung“ zum „neuen Menschen“ festhalten wollten, und warum hat der Geheimdienst²² diese dann so akribisch gesammelt?²³ Vom Exempel weg ließe sich fragen, warum werden Ego-Dokumente unterschiedlichster Art überhaupt überliefert, was bedeutet es im konkreten Fall, dass es sie noch gibt? Im Hinblick auf quellenkritische Überlegungen besteht offensichtlich noch immer Nachholbedarf. In diesem Zusammenhang bliebe auch zu prüfen, ob und welche Anregungen der linguistic turn bereithalten kann bzw. welche „semiotischen Aufgaben der Geschichtsschreibung“ (Iggers 1993, S. 94) (ich schließe hier die Bildungs- und Erziehungsgeschichte ein) im Hinblick auf Ego-Dokumente gestellt sind. Dass es einer stärkeren texttheoretischen Behandlung der Quellen bedarf, ist sicher deutlich geworden, dazu gehören auch genauere Vergewisserungen über die jeweiligen Gattungsformen und die daran geknüpfte Klärung, worüber eine jeweilige Quelle Auskunft gibt. Wo liegen ihre speziellen Erkenntnisleistungen, und wo ist von anderen Quellen mehr oder Genaueres zu erwarten? Methodisch ist damit auch das Thema der Triangulation angesprochen. M.E. liegen hier (weniger als Strategie der Validierung, als vielmehr im Sinne einer Strategie der Erkenntnisgewinnung und -

22 Zuerst: GPU: Staatliche politische Verwaltung [=sowjetische Geheimpolizei], seit 1934 bis 1946 in NKVD (Volkskommissariat für innere Angelegenheiten der UdSSR[=sowjetischer Geheimdienst]) umbenannt.

23 Vgl. Tagebuch aus Moskau 1996; auch: Das wahre Leben. Tagebücher aus der Stalinzeit 1998.

begründung) noch einige methodische Möglichkeiten offen. Angesichts der in den konkreten Forschungen benutzten und oftmals sehr unterschiedlichen Quellengattungen aus dem „Korpus“ Ego-Dokument wie narrative Interviews und Fotografien, Autobiografie und Briefe oder Tagebuch bietet sich die Methoden-Triangulation gleichermaßen an wie die Daten-Triangulation.

5. Überblick der Beiträge

Einen Einblick in die Vielfalt verwendeter Quellen und methodischer bzw. theoretischer Verortung gibt der nachfolgende Band, der auf ein Symposium zurückgeht, das vom 29. November bis zum 1. Dezember 2002 am Institut für Erziehungswissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin unter dem Titel „Subjektivität und Geschichte. Ego-Dokumente in der historischen Forschung“ stattfand. In einer ersten Gruppe, den Beiträgen von Pia Schmid und Rebekka Habermas, werden Lebensläufe und Briefe als Quellenbasis im Zentrum stehen. Pia Schmid, Bildungshistorikerin, behandelt auf der Grundlage eines umfänglichen Lebenslaufs einer Herrnhuterin die Frage nach dem Zusammenhang von Frömmigkeitspraxis und Selbstreflexion im 18. Jahrhundert. Ganz offensichtlich gibt es bei der von ihr vorgestellten Anna Maria Andresen einen religiös bedingten Grund zur Selbstbefragung, was Pia Schmid dazu veranlasst, gerade mit Bedacht dem „Fremden“ und nicht dem „Vertrauten“, anderen Kenntnissen also, zu folgen und somit in die Möglichkeit versetzt, das Eigenständige dieses Textes herausarbeiten zu können. Rebecca Habermas' Forschungen (als Historikerin) sind ebenfalls im 18. Jahrhundert angesiedelt, allerdings an seinem Ende, auch sie wendet sich dem Text einer Frau zu. Es ist dies eine ihrem Testament vorgestellte autobiografische Skizze, die nichts anderem dient als der Vorbereitung einer Leichenpredigt. Wiederum gibt es also einen konkreten Zweck. Habermas wählt gleichermaßen eine Methode, in der eben nicht die Stilisierung als die „Authentizität“ Gefährdendes und damit Herauszufilterndes gilt. Dem Ansatz von „Texten als kommunikative Handlungen“ folgend, kann sie eine Frau vorstellen, die eigenwillig Bildung für sich reklamierte und darin mit Geschick die Geschlechterordnung zu unterlaufen verstand.

In der zweiten Gruppe des Bandes sind drei Arbeiten zusammengeführt, die künstlerische Äußerungen bzw. kunstförmige Texte zur Quellengrundlage haben. Cornelia Dietrich (Erziehungswissenschaftlerin) behandelt die „Kinderszenen“ von Robert Schumann, hat es also mit komponierter Musik und insofern mit anderen Methoden zu tun, als sie für die Analyse von Text- und Bilddokumenten geeignet sind. Dietrich wendet sich wie Habermas gegen die Gegenüberstellung von „wirklichem Leben“ und „Auskunft gebenden Dokument“. Gestützt auf die Analyse der musikalischen Quelle folgt sie der These von der „Doppeldeutigkeit des Subjekts“ (Käte Meyer-Drawe) und kann zeigen, dass Schumann in dieser (musikalischen) Praxis sein Ich hervorbringt „und sein Leben lebt“. Thomas Loer (Soziologe und mit der Objektiven Hermeneutik arbeitend) beschäftigt sich in seinem Beitrag mit einem Gemälde des bekannten Malers Zoran Music und will wissen, ob dieses Kunstwerk überhaupt als Ego-Dokument zu deuten ist.

Das Gemälde gilt Loer als ein Kunstwerk, das aber, so kann er zeigen, zeichnet sich dadurch aus, dass das Persönliche mittels künstlerischer Transformation als Allgemeines mitgeteilt wird. Zwangsläufig eignet sich ein Kunstwerk umso weniger als Ego-Dokument, je besser es gelungen ist. In dem Beitrag von Sonja Häder (Bildungshistorikerin) werden mit unterschiedlichem Gewicht narrative Interviews, eine fotografische Quelle, Liedtexte und Verhörprotokolle herangezogen, um am Beispiel einer ostdeutschen Punkerin dem Selbstbild, den Erfahrungen und Handlungsspielräumen von Jugendlichen angesichts von Gängelung und Bevormundung, später Verfolgung im Realsozialismus nachzugehen. Dabei geht es auch um die in symbolisch-kulturellen Abwehrstrategien aufgehobenen Eigen-Sinn jugendlicher Akteure.

Die dritte Gruppe vereint drei Beiträge, die sich mit unterschiedlichen Selbstzeugnissen von Wissenschaftlern beschäftigen. Dorle Klika (Erziehungswissenschaftlerin) und Ulrich Wiegmann (Bildungshistoriker) beschäftigen sich mit einer besonders bekannten Gattung, der Gelehrtenbiographie. Dorle Klika will anhand der Biografie von Herman Nohl dessen „theoretisches Wissen kontextualisieren“ und damit die „Theorie-rekonstruktion“ bereichern. Bestimmte vorherrschende „Lebensthemen“ blieben danach sowohl für die Biografie Nohls relevant, als auch für die eigene Praxis als Hochschullehrer bzw. seiner Theorieexplikation. Ohne den biografischen Kontext würden bestimmte Theoriezusammenhänge nicht sichtbar werden, mithin sind sie unverzichtbar. Ulrich Wiegmann widmet sich den Selbstbiographien zweier äußerst prominenter herrschaftsnaher DDR-Wissenschaftler. Er geht vergleichend vor, untersucht die Pädagogenbiographien erstens auf der Ebene der Komposition und zweitens der Ebene der Dissonanzen. Obwohl beide Personen mit Macht und Einfluss ausgestattet waren, sie Privilegien genießen konnten, fällt die Lebensbilanz, wie Wiegmann zeigt, am Ende dennoch sehr unterschiedlich aus. Yvonne Schütze und Betina Hollstein (Soziologinnen) haben sich die Untersuchung von in Schriften üblichem „Widmen und Danken“ anhand von soziologischen Publikationen zur Aufgabe gemacht. Auch sie gehen vergleichend vor, vier Generationen stellen sie gegenüber. Danksagungen und Widmungen sind eine unter Wissenschaftlern übliche Praxis. Eine Praxis gleichwohl, die sich – wie vielfache Belege zeigen – mit den Generationen ändert. Die in den Texten jeweils gefassten Selbstdarstellungen fallen bei den jüngeren deutlich anders aus als bei den Gründungsvätern, abzulesen auch daran, dass Privates und Berufliches in den Texten in ein verändertes Verhältnis gesetzt werden.

Die drei vorgestellten Gruppen werden durch Kommentare von Heinz-Elmar Tenorth, Rüdiger Müller und Mitchel Ash jeweils abgeschlossen. Sie benennen jenseits der auf die Einzelbeiträge bezogenen Kommentierungen noch einmal systematische und methodische Fragen, die für den Gesamtzusammenhang des Bandes und die weiterführende Diskussion von Belang sein werden.

Literatur

- Allert, T. (1993): Familie und Milieu. Die Wechselwirkung von Binnenstruktur und Außenbeziehung am Beispiel der Familie Albert Einsteins. In: Jung, Th./Müller-Doohm, St. (Hrsg.): „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 329-357.
- Baacke, D./Schulze, Th. (1979) (Hrsg.): Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens. München: Juventa.
- Baacke, D./Schulze, Th. (1985) (Hrsg.): Pädagogische Biographieforschung. Orientierungen, Probleme, Beispiele. Weinheim: Beltz.
- Beck, R. (1983): Illegitimität und voreheliche Sexualität auf dem Land. Unterfinning 1671-1779. In: van Dülmen, R. (Hrsg.): Kultur der einfachen Leute. München: Beck.
- Behnken, I./Zinnecker, J. (2001) (Hrsg.): Kinder. Kindheit. Lebensgeschichte. Ein Handbuch. Seelze-Velber: Kalleyersche Verlagsbuchhandlung.
- Bernfeld, S. (1931): Trieb und Tradition im Jugendalter. Kulturpsychologische Studien an Tagebüchern. Leipzig: Barth.
- Bloch, M. (2002): Apologie der Geschichtswissenschaft oder der Beruf des Historikers. Nach der von Étienne Bloch edierten frz. Ausgabe, hrsg. von P. Schöttler. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bohnsack, R./Nentwig-Gesemann, I./Nohl, A.-M. (2001) (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Opladen: Leske und Budrich.
- Brednich, R.W. (1982): Zum Stellenwert erzählter Lebensgeschichten in komplexen volkskundlichen Feldprojekten. In: Ders./Lixfeld, H./Moser, D.-R./Röhrich, L. (Hrsg.): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Freiburg i. Br.: Abt. Volkskunde d. Deutschen Seminars d. Univ., S. 46-70.
- Bude, H. (1986): Zum Problem der Selbstdetermination. In: Soeffner, H.-G. (Hrsg.): Sozialstruktur und soziale Typik. Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 84-111.
- Burghartz, S. (2002): Anthropologie/Mikrogeschichte. In: Eibert, J./Lottes, G. (Hrsg.): Kompass der Geschichtswissenschaft. Handbuch. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 206-218.
- Campe, J.H. (1810): Wörterbuch der Deutschen Sprache. Bd. 4. Reprogr. Nachdr. der Ausg. Braunschweig 1810. Hildesheim/New York: Olms 1969 (Documenta Linguistica, Reihe II, Wörterbücher des 17. und 18. Jahrhunderts).
- Cloer, E. (1997): Widerrede gegen des Tod des Subjekts. Rekonstruktion von Selbstbildungsbewegungen in der Autobiographie von Margarete Hannsmann. In: Köhler, J./Nolte, J. (Hrsg.): Vernunft und Bildung: für eine fortgesetzte Aufklärung. Rudolf W. Keck zum 60. Geburtstag. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, S. 59-70.
- Cloer, E./Klika, D./Seyfarth-Stubenrauch, M. (1991): Versuch zu einer pädagogischen-biographischen historischen Sozialisations- und Bildungsforschung. Kindsein in Arbeiter- und Bürgerfamilien des Wilhelminischen Reiches. In: Berg, Ch. (Hrsg.): Kinderwelten. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 68-100.
- Das wahre Leben (1998). Tagebücher aus der Stalinzeit. Übersetzt und annotiert von V. Stutz-Bischitzky/B. Conrad. Berlin: Rowohlt.
- Davis, N.Z. (1989): Der Kopf in der Schlinge. Gnadengesuche und ihre Erzähler. Berlin: Wagenbach.
- Depkat, V. (2003): Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit. In: Geschichte und Gesellschaft 29, S. 441-476.
- Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm (1905/1984). Bd. 10, Abt. 1, Leipzig 1905. Fotomechan. Nachdruck, Bd. 16, München: Deutscher Taschenbuchverlag.
- Dikow, J. (1983) (Hrsg.): Die Bedeutung der biographischen Forschung für den Erzieher. Münster: Aschendorf.

- Dilthey, W. (1927): Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften (= Gesammelte Schriften, Bd. VII, hrsg. v. B. Groethuysen). Leipzig/Berlin: Verlag B.G. Teubner (entstanden 1906-1911).
- Dressel, G. (1996): Historische Anthropologie. Eine Einführung. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.
- Duden, B. (1987): Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730. Stuttgart: Clett-Kotta.
- Dülmen, R. van (1990): Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit. Bd. 1: Das Haus und seine Menschen 16.-18. Jahrhundert. München: Beck.
- Dülmen, R. van (1998) (Hrsg.): „Erfindung des Menschen“. Schöpfungsträume und Körperbilder 1500-2000. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.
- Dülmen, R. van (2000): Historische Anthropologie. Entwicklung – Probleme – Aufgaben. Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Dülmen, R. van (2001) (Hrsg.): Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Eghigian, G. (2003): Der Kalte Krieg im Kopf: Ein Fall von Schizophrenie und die Geschichte des Selbst in der sowjetischen Besatzungszone. In: Historische Anthropologie 11, S. 101-122.
- Emmerich, W. (1974/75) (Hrsg.): Proletarische Lebensläufe. Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland. 2. Bd. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Friebertshäuser, B./Prengel, A. (1997) (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/München: Juventa.
- Garz, D./Kraimer, K. (1983) (Hrsg.): Brauchen wir andere Forschungsmethoden? Frankfurt a.M.: Scriptor.
- Garz, D./Kraimer, K. (1994): Die Welt als Text. Theorie, Kritik und Praxis der objektiven Hermeneutik. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Geertz, C. (1983): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Ginzburg, C. (1983): Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600. Frankfurt a.M.: Syndikat.
- Ginzburg, C./Poni, C. (1985): Was ist Mikrohistorie? In: Geschichtswerkstatt, H. 6, S. 48-52.
- Glagau, H. (1903): Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle. Eine Untersuchung. Marburg: N.G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
- Gruhle, H.W. (1923): Die Selbstbiographie als Quelle historischer Erkenntnis. In: Palyi, M. (Hrsg.): Hauptprobleme der Soziologie. Erinnerungsausgabe für Max Weber. Bd. 1. München/Leipzig: Duncker & Humblot, S. 157-177.
- Habermas, R. (2000): Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750-1850). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Häder, S. (1999): Bildung als Selbstbildung. Leben als Selbstexperiment. Der Lebens- und Bildungsweg des visuellen Lautpoeten Carlfriedrich Claus (1930-1998). In: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung 5. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 343-368.
- Hardach-Pinke, I./Hardach, G. (1978) (Hrsg.): Kinderalltag. Deutsche Kindheiten in Selbstzeugnissen 1700-1900. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Hausen, K. (1998): Die Nicht-Einheit der Geschichte als historiographische Herausforderung. Zur historischen Relevanz und Anstößigkeit der Geschlechtergeschichte. In: Medick, H./Trepp, A.Ch. (Hrsg.): Geschlechtergeschichte und allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven. Göttingen: Wallstein.
- Heinritz, Ch. (1997): Autobiographien als erziehungswissenschaftliche Quellentexte. In: Friebertshäuser, B./Prengel, A. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/München: Juventa, S. 41-53.
- Heinritz, Ch. (2001): Erlebnis und Biographie: freie Aufsätze von Kindern. In: Behnken/Zinnecker 2001, S. 102-114.

- Henningsen, J. (1962): Autobiographie und Erziehungswissenschaft. Eine methodologische Erörterung. In: Neue Sammlung 2, S. 450-461.
- Henningsen, J. (1981): Autobiographie und Erziehungswissenschaft. Essen: Neue Deutsche Schule.
- Herrmann, U. (1980): Probleme und Aspekte historischer Ansätze in der Sozialisationsforschung. In: Hurrelmann, K./Ulich, D. (Hrsg.): Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim/Basel: Beltz, S. 222-252.
- Herrmann, U. (1984): Geschichte und Theorie, Ansätze zu neuen Wegen in der erziehungswissenschaftlichen Erforschung von Familie, Kindheit und Jugendalter. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, H. 1, S. 11-28.
- Hoepfel, R. (1983): Perspektiven der erziehungswissenschaftlichen Erschließung autobiographischer Materialien. Autobiographien als kommunikativ-pragmatische Formen der Selbstreflexion. In: Benner, D./Heid, H./Thiersch, H. (Hrsg.): Beiträge zum 8. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft. 18. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik. Weinheim/Basel: Beltz, S. 307-312.
- Iggers, G.G. (1993): Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Iggers, G.G. (1995): Zur „Linguistischen Wende“ im Geschichtsdenken und in der Geschichtsschreibung. In: Geschichte und Gesellschaft 21, S. 557-570.
- Jacobi, J. (1999): Zur Konstruktion und Dekonstruktion des Selbstentwurfs – Historische Kindheits- und Jugendforschung und autobiographische Quellen. In: Benninghaus, Ch./Kohtz, K. (Hrsg.): „Sag mir, wo die Mädchen sind ...“ Beiträge zur Geschlechtergeschichte der Jugend. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, S. 275-290.
- Janke, G. (2002): Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum. Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Klaiber, Th. (1921): Die deutsche Selbstbiographie. Beschreibungen des eigenen Lebens. Memoiren, Tagebücher. Stuttgart: Metzler.
- König, E./Zedler, P. (1995) (Hrsg.): Bilanz qualitativer Forschung. 2 Bd. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Krüger, H.-H. (1996): Bilanz und Zukunft der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: Ders./Marotzki, W. (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen: Leske und Budrich, S. 32-54.
- Krusenstjern, B. von (1994): Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert. In: Historische Anthropologie 2, S. 462-471.
- Lejeune, Ph. (1994): Der autobiographische Pakt. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lindenberger, Th. (1999) (Hrsg.): Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur. Studien zur Gesellschaftsgeschichte der DDR. Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Lüdtke, A. (1989) (Hrsg.): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen. Frankfurt a.M.: Campus.
- Lüdtke, A. (1989): Einleitung: Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte. In: Ders. 1989, S. 9-47.
- Lüdtke, A. (1991) (Hrsg.): Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozial-anthropologische Studien. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Mahrholz, W. (1919): Deutsche Selbstbekenntnisse. Ein Beitrag zur Geschichte der Selbstbiographie von der Mystik bis zum Pietismus. Berlin: Fische-Verlag.
- Marotzki, W. (1997a): Biographieanalyse als mikrologische Zeitdiagnose. Eine methodologisch inspirierte Relektüre der Schriften Walter Benjamins. In: Frischmann, B./Mohr, G. (Hrsg.): Erziehungswissenschaft – Bildung – Philosophie. Weinheim: Deutscher Studien Verlag 1997, S. 131-148.
- Marotzki, W. (1997b): Morphologie eines Bildungsprozesses. Eine mikrologische Studie. In: Nitel, D./Marotzki, W. (Hrsg.): Berufslaufbahn und biographische Lernstrategien. Eine Fallstu-

- die über Pädagogen in der Privatwirtschaft. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, S. 83-117.
- Marx, K. (1969): Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 8. Berlin: Dietz, S. 111-207.
- Medick, H. (1984): „Missionare im Ruderboot“? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte. In: Geschichte und Gesellschaft 10, S. 259-319.
- Medick, H. (1994): Entlegene Geschichte? Sozialgeschichte und Mikrohistorie im Blickfeld der Kulturanthropologie. In: Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 94-109.
- Medick, H. (1996): Mikro-Historie. In: Schulze, W. (Hrsg.): Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 40-53.
- Misch, G. (1907): Geschichte der Autobiographie. Bd. I: das Altertum. Leipzig/Berlin: Verlag B.G. Teubner.
- Misch, G. (1949): Geschichte der Autobiographie. Bd. 1,1. 3., stark verm. Aufl., Frankfurt a.M.: Schulte-Bulmke.
- Mitterauer, M. (1992): Familie und Arbeitsteilung. Historisch-vergleichende Studien. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.
- Mollenhauer, K. (1983): Streifzug durch fremdes Terrain: Interpretation eines Bildes aus dem Quattrocento in bildungstheoretischer Absicht. In: Zeitschrift für Pädagogik 29, S. 173-194.
- Mollenhauer: Methoden erziehungswissenschaftlicher Bildinterpretation. In: Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/München: Juventa, S. 247-264.
- Müller, G. (1997): „Vielleicht hat es einen Sinn, dachte ich mir...“ Über Zugangsweisen zur populären Autobiographik am Beispiel der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ in Wien. In: Historische Anthropologie 5, S. 302-318.
- Niethammer, L. (1979): Umständliche Erläuterung der seelischen Störung eines Communalbau-meisters in Preußens größtem Industriedorf oder die Unfähigkeit zur Stadtentwicklung. Frankfurt a.M.: Syndikat.
- Niethammer, L./von Plato, A./Wierling, D. (1991): Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR. 30 biographische Eröffnungen. Berlin: Rowohlt.
- Niggel, G. (1989): Einleitung. In: Ders. (Hrsg.): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. S. 1-17.
- Niggel, G. (1992): Autobiographie. In: Killy, W. (Hrsg.): Literaturlexikon. Bd. 13: Begriffe, Realien, Methoden. Hrsg. von V. Meid. Gütersloh/München: Bertelsmann, S. 58-65.
- Oevermann, U. (1986/87): Eugène Delacroix – biographische Konstellation und künstlerisches Handeln. In: Georg-Büchner-Jahrbuch 6, S. 12-58.
- Parmentier, M. (1997): Das gemalte Ich. Über die Selbstbilder von Rembrandt. In: Zeitschrift für Pädagogik 43, S. 721-737.
- Perrot, M. (1992): Einleitung. In: Dies.: Geschichte des privaten Lebens. 4. Bd.: Von der Revolution zum Großen Krieg. Frankfurt a.M.: S. Fischer, S. 7-11.
- Plummer, K. (1983): Documents of Life. An Introduction to the Problems and Literature of a Humanistic Method. London: Sage.
- Prange, K. (1987): Lebensgeschichte und pädagogische Reflexion. In: Zeitschrift für Pädagogik 33, S. 345-362.
- Presser, J. (1958): Memoires als geschiedbron. In: Algemene Winkler Prins Encyklopedie, dl. 7. Amsterdam/Brussel: Elsevir 1958, S. 208-210.
- Raulff, U. (1989): Mentalitäten-Geschichte. Vorwort. In: Ders. (Hrsg.): Mentalitäten-Geschichte. Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse. Berlin: Wagenbach, S. 7-17.
- Rosenbaum, H. (2001): Kindheitsbiographien und -autobiographien in der Sozialgeschichte von Familie und Kindheit. In: Behnken/Zinnecker 2001, S. 722-757.

- Rutschky, K. (1983): Erziehungszeugen. Autobiographien als Quelle für eine Geschichte der Erziehung. In: Zeitschrift für Pädagogik 29, S. 499-517.
- Rutz, A. (2002): Ego-Dokument oder Ich-Konstruktion? Selbstzeugnisse als Quellen zur Erforschung frühneuzeitlicher Menschen. In: Zeitenblicke. Online-Journal für Geschichtswissenschaften 1, Nr. 2: Das ‚Ich‘ in der Frühen Neuzeit. Autobiographien – Selbstzeugnisse – Ego-Dokumente in geschichts- und literaturwissenschaftlicher Perspektive. Hrsg. von Elit, St./Kraft, St./Rutz, A., S. 1-16.
- Schmitt, J.-C. (1990): Die Geschichte der Außenseiter. In: Le Goff, J./Chartier, R./Revel, J.: Die Rückeroberung des historischen Denkens. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 201-242.
- Schmolinsky, S. (1999): Selbstzeugnisse im Mittelalter. In: Arnold, K./Schmolinsky, S./Zahnd, U.M. (Hrsg.): Das dargestellte Ich. Studien zu Selbstzeugnissen des späteren Mittelalters und der frühen Neuzeit. Bochum: Winkler, S. 19-28.
- Schulze, Th. (1979): Autobiographie und Lebensgeschichte. In: Baacke/Schulze 1979, S. 126-173.
- Schulze, Th. (1996): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Anfänge – Fortschritte – Ausblicke. In: Krüger, H.-H./Marotzki, W. (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen: Leske und Budrich, S. 10-31.
- Schulze, W. (1992): Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte? In: Lundt, B./Reimöller, H. (Hrsg.): Von Aufbruch und Utopie. Perspektiven einer neuen Gesellschaftsgeschichte des Mittelalters. Für und mit Ferdinand Seibt aus Anlaß seines 65. Geburtstages. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, S. 417- 450.
- Schulze, W. (1996): Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung „Ego-Dokumente“. In: Ders. (Hrsg.): Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte. Berlin: Akademie Verlag, S. 11-30.
- Sonntag, M. (1999): „Das Verborgene des Herzens“. Zur Geschichte der Individualität. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Tagebuch aus Moskau 1931-1939. Aus dem Russ. übers. u. hrsg. von J. Hellbeck. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Tenorth, H.-E. (2003): Besprechung: Richard van Dülmen (Hrsg.): Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2001. In: Zeitschrift für Pädagogik 48, S. 432-434.
- Thompson, E.P. (1980): Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Frankfurt a.M.: Ullstein.
- Tilly, Ch. (1984): Big Structures, Large Processes, Huge Comparisons. New York: Russel Sage Foundation.
- Uhlig, K. (1936): Die Autobiographie als erziehungswissenschaftliche Quelle. Hamburg: Verlagsbuchhandlung Broschek & Co.
- Ulbicht, O. (1997): Aus Marionetten werden Menschen. Die Rückkehr der unbekannten historischen Individuen in die Geschichte der Frühen Neuzeit. In: Chvojka, E./van Dülmen, R./Jung, V. (Hrsg.): Neue Blicke. Historische Anthropologie in der Praxis. Wien/Köln/Weimar: Böhlau, S. 13-32.
- Ulbrich, C. (1996): Zeuginnen und Bittstellerinnen. Überlegungen zur Bedeutung von Ego-Dokumenten für die Erforschung weiblicher Selbstwahrnehmung in der ländlichen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts. In: Schulze, W. (Hrsg.): Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte. Berlin: Akademie Verlag, S. 207-226.
- Vogel, B./Weckel, U. (1991) (Hrsg.): Frauen in der Ständegesellschaft. Hamburg: Krämer.
- Völker-Rasor, A. (1993): Bilderpaare – Paarbilder. Die Ehe in Autobiographien des 16. Jahrhunderts. Freiburg i.Br.: Rombach.
- Vovelle, M. (1987): Serielle Geschichte oder ‚case studies‘: ein wirkliches oder nur ein Schein-Dilemma? In: Raulff, U. (Hrsg.): Mentalitäten-Geschichte. Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse. Berlin: Wagenbach, S. 114-126.

- Wagner, H.J. (2001): Objektive Hermeneutik und Bildung des Subjekts. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Warneken, B.J. (1985): Populare Autobiographik. Empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V.
- Warneken, B.J. (1988): Zur Schichtspezifik autobiographischer Darstellungsmuster. In: Gestrich, A. u.a. (Hrsg.): Biographie – sozialgeschichtlich. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 141-162.
- Wensierski, H.-J. von (1994): Mit uns zieht die alte Zeit. Biographie und Lebenswelt junger DDR-Bürger im Umbruch. Opladen: Leske und Budrich.
- Wierling, D. (1989): Alltagsgeschichte und Geschichte der Geschlechterbeziehungen. Über historische und historiographische Verhältnisse. In: Lüdtke 1989, S. 169-190.

Anschrift der Autorin:

PD Dr. Sonja Häder, Technische Universität, Institut für Allgemeine Erziehungswissenschaft,
01062 Dresden, E-Mail: haeder@planet-interkom.de.

1.

Briefe und Lebensläufe

Rebekka Habermas

Selbstreflexion zwischen Erfahrung und Inszenierung

Schreiben im Bürgertum um 1800

1789 begann die Nürnberger Kaufmannstochter Catharina Susanna Schückher eine autobiografische Skizze, die sie 1800 und schließlich 1807 erweiterte. Dieser Lebensbericht, konzipiert als Teil des Testaments, gedacht wahrscheinlich als Textvorlage für eine am Grab zu haltende Leichenpredigt, ist nicht das einzige Egodokument, welches wir von dieser überaus begüterten Kaufmannstochter erhalten haben. Zuvor hatte sie hunderte, ja, wir müssen davon ausgehen, tausende von Briefen verfasst, hatte wie ihre Geschwister und Bekannten Stammbücher, Tagebücher, Reiseskizzen und biografische Vermächtnisse niedergeschrieben.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts, in manchen Regionen Europas auch schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts, ereignete sich nämlich ein regelrechter Egodokumentenboom. Dieser Boom war nicht nur praktischer, sondern auch theoretischer Natur. Es erschienen immer mehr theoretische Abhandlungen über die wahre Kunst des Briefschreibens, Anleitungen zum Führen eines Tagebuches und Abhandlungen zu Stilfragen autobiografischen Schreibens. Seit Christian Fürchtegott Gellerts 1751 erschienenem Buch „Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmack“ gab es unzählige Ratgeber, so genannte Briefsteller, in denen unterschiedliche Briefftypen vorgestellt wurden. Als idealer Brief galt der, der „einen getreuen Abdruck der eigenen Wendungen in den Gedanken, und in dem mündlichen Ausdruck eines jeden“ – so Karl Philip Moritz (Moritz 1783, S. VIII) – gab, und eben nicht eine Aneinanderreihung nun als gekünstelt gebrandmarkter höflicher Phrasen, mit denen nur strategische Ziele verfolgt wurden.

In anderen Abhandlungen konnte man nachlesen, dass das Tagebuchführen äußerst nützlich sei, gebe es doch die Möglichkeit, über sich selbst Rechenschaft abzulegen. Ja, regelrecht ins Schwärmen geriet man: „Was so ein Tagebuch seyn kann, wann es aus treuem aufrichtigem Herzen, und nur als für sich selbst geschrieben wird, [...] was für ein Schatz von Gottes-, Menschen- und Selbstkenntniß da herauskommt“ – so hieß es 1791 (zit. nach Messerli 2001, S. 306). Schließlich bemühte sich auch die Presse, ihren Teil zu den Diskussionen beizutragen. So findet sich Ende des 19. Jahrhunderts im „Haushaltsblatt“ der Vorschlag, die eigenen Kinder zum Tagebuchführen anzuleiten.

Auch Autobiografien oder autobiografische Skizzen erfreuten sich großer Beliebtheit, spätestens seitdem Rousseau mit seinen „Les Confessions“ (1782) das Modell dieses Genres par excellence entworfen hatte: Ein Modell höchster Authentizität und Aufrichtigkeit: „Je dirai hautement: voila ce que j’ai fait, ce que j’ai pensé, ce que je fus. J’ai dit le bien et le mal avec la meme franchise. Je n’ai rien tu de mauvais, rien ajouté de bon, et s’il m’est arrivé d’employer quelque ornement indifférent, ce n’a jamais été pour

remplir un vide occasionné par mon défaut de mémoire“ (Rousseau 1958/1981, S. 5). Man ermunterte Kinder, aber auch Strafgefangene, autobiografische Skizzen zu verfassen. Ärzte wie der Franzose Alexandre Lacassagne forderten von als besonders geeignet erachteten Strafgefangenen die Verfertigung solcher Selbstzeugnisse, um diese dann für kriminologische Studien zu verwenden (Artières 2000). Andere wie der Muttermörder Pierre Rivière bedurften solcher Aufforderungen allem Anschein nach nicht. Sie schrieben aus freien Stücken „Memoires“ über das eigene Leben (Foucault 1975).

Kurzum: Egodokumente wurden zu einer wahren Modeerscheinung, die ihrerseits heftige Debatten auslöste und in ihrer Bedeutung durchaus umstritten war. Unbestritten jedoch war, dass sie den Ort bildeten, an dem sich Authentizität, Subjektivität und Emotionalität des Einzelnen artikulierte.

In jüngerer Zeit, präziser seit etwa den 1980er-Jahren, haben diese und ähnliche Egodokumente erneut zusehends an Bedeutung gewonnen, wieder regten Wissenschaftler zum Verfassen von Egodokumenten an und sammelten diese. Diesmal waren es jedoch nicht Mediziner, sondern Historikerinnen und Historiker, welche etwa im Rahmen alltagsgeschichtlicher Projekte zur Produktion von Egodokumenten ermunterten und zumindest innerhalb der Geschichtswissenschaft lässt sich sogar von einem regelrechten Egodokumentenboom sprechen. Wieder begeisterte man sich für diese Dokumente, beschwor ihre Aufrichtigkeit und Authentizität.

Hier nur zur Erinnerung einige Etappen dieses neu erwachten Interesses an Egodokumenten: 1987 erschien ein Buch mit dem Titel „Essais d’egohistoire.“ Es handelte sich um einen Band, in dem sechs namhafte französische Historiker und eine Historikerin – unter ihnen Jacques Le Goff, Georges Duby und Michelle Perrot – versuchten, Auskunft über sich zu geben.¹ Dabei sollten weder Autobiografien nach falsch verstandenen literarischen Kriterien abgefasst, noch Bekenntnisse mit überflüssigen Intimitäten präsentiert, geschweige denn abstrakte Glaubenssätze oder gar psychoanalytische Introspektionen geliefert werden – so der Herausgeber des Bandes Pierre Nora. Die Übung sollte einzig darin bestehen, seine eigene Geschichte so aufzuschließen wie man üblicherweise die Geschichte anderer aufschließt. Jeder nach seiner Façon sollte versuchen, den Blick, den er oder sie üblicherweise auf andere richtet – sei es ein kalter, ein erklärender oder verklärender – auf sich selbst zu richten.²

1992 fand eine Tagung statt, die sich ausschließlich mit „Egodokumenten“ beschäftigte. Was darunter zu verstehen ist, erläuterte Winfried Schulze in dem unter dem Titel „Ego-Dokumente. Annäherungen an den Menschen in der Geschichte“ erschienenen Tagungsband. Egodokumente sind – so ist im Vorwort nachzulesen – „solche Quellen, die Auskunft über die Selbstsicht eines Menschen geben, vorwiegend und zunächst einmal also autobiografische Texte“ (Schulze 1996, S. 14). Diese Definition griff ihrer-

1 „Ni autobiographie faussement littéraire, ni confessions inutilement intimes, ni professions de foi abstraite, ni tentative de psychanalyse sauvage. L’exercice consiste à éclairer sa propre histoire comme on ferait l’histoire d’un autre, à essayer d’appliquer à soi-Même, chacun dans son style et avec les méthodes qui lui sont chères, le regard froid, englobant, exploratif qu’on a souvent porté sur d’autres“ (Nora 1987, S. 7).

2 Dieser Band fand einige Nachahmer (vgl. Niethammer 2002; vgl. Historein 2001).

seits zurück auf ältere Definitionen, unter anderem auf die des holländischen Historikers Jacob Presser, der 1958 schon von „Egodocumenten“ gesprochen hatte und darunter die Texte verstand, in denen eine Autorin oder ein Autor „uns etwas über sein persönliches Leben und seine Gefühle erzählt“ (zit. nach Schulze 1996, S. 14).

Die Fülle von Studien zu und Untersuchungen mit Egodokumenten ist schließlich ab den 1990er-Jahren kaum noch zu überblicken. Und genauso wie die erste regelrechte Modewelle des Egodokumente-Verfassens ihren spezifischen Ort hatte – der Übergang von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft, die Zeit, in der eine sich erst mühsam herausbildende neue Sozialformation nach Selbstverortungen suchen musste, Neuentwürfe des Individuums und Neukonzeptionierungen von Öffentlichem und Privaten nicht ohne Not erschrieben wurden – hat die Erforschung von Egodokumenten ihren historiographiegeschichtlich spezifischen Ort. Die Debatte um Egodokumente situierte sich just in der Zeit, in der sich die Geschichtswissenschaft insofern veränderte, als sozialgeschichtliche Ansätze, welche sich mit vermeintlich umfassenden sozialen und ökonomischen Strukturen beschäftigten, erweitert wurden um erfahrungsgeschichtliche Ansätze der Historischen Anthropologie, in deren Mittelpunkt bekanntermaßen Akteure und Akteurinnen und ihre Deutungen stehen. Damit rückten Erfahrungen und Deutungen Einzelner in den Mittelpunkt, welche man hoffte (ähnlich wie die Zeitgenossen des 18. Jahrhunderts) in Egodokumenten zu finden. Und so überrascht es nicht, dass Forschungen um und über Egodokumente eng mit der Historischen Anthropologie verknüpft waren und sind – mit ihren Erkenntnisinteressen und Methoden aber auch mit ihren Problemen.

Eines der m. E. zentralen Probleme der Historischen Anthropologie³ und damit der Egodokumentenforschung soll im Mittelpunkt meiner Überlegungen stehen: Die Fortschreibung der Perspektiven, die das 18. Jahrhundert auf die Egodokumente gehabt hat, durch die aktuelle Forschung. In einem ersten Teil sollen die Perspektiven und damit Konstruktionen von Egodokumenten untersucht werden, die typisch für das 18. Jahrhundert waren und auch noch für Teile der Forschung des ausgehenden 20. Jahrhunderts sind. Gemeint ist die Konzeption von Egodokumenten als Ent- bzw. Verhüllungen des Selbst. In einem zweiten Teil wird ein konkurrierendes Konzept von Egodokumenten diskutiert: Egodokumente als Konstruktionen. In einem dritten und letzten Teil soll am Beispiel des Egodokuments der Schückherin nach Möglichkeiten der Analyse von Egodokumenten jenseits von Enthüllung und Konstruktion gefragt werden.

1. Egodokumente als Enthüllungen des Selbst

Seit der Mitte der 1980er-Jahre befindet sich die Egodokumentenforschung in der Geschichtswissenschaft in einem deutlichen Aufschwung. Was jedoch versteht man überhaupt unter Egodokumenten? In erster Linie werden Dokumente darunter verstanden,

3 Präziser geht es um den seit längerem debattierten Erfahrungsbegriff (siehe hierzu jüngst Canning 2002).

von denen angenommen wird, dass sie etwas Emotionales, etwas Persönliches, etwas Authentisches verhüllen. So heißt es in der Definition von Winfried Schulze, Egodokumente seien „Quellen, in denen ein Mensch Auskunft über sich selbst gibt, unabhängig davon, ob dies freiwillig – also eben in einem persönlichen Brief, einem Tagebuch, einer Traumniederschrift oder einem autobiografischen Versuch [...] geschieht“ (Schulze 1996, S. 21). Das heißt, es wird unter Egodokumenten⁴ ein sehr breites Spektrum von Quellen verstanden: Autobiografien, Briefe, Tagebücher, Lebensläufe, Verhöraussagen, Krankengeschichten, Suppliken (Ulbricht 1996; vgl. Davis 1988). Faktisch hat sich die historische Forschung jedoch in allererster Linie mit Selbstzeugnissen der „Unter- und Mittelschichten“ beschäftigt, „jene[n] soziale[n] Schichten“, die „üblicherweise nicht zu denen gehörten, die sich häufig artikulierten, sondern die schweigende Masse bildeten“ (Schulze, 1996, S. 13). Diese Schicht wird also privilegiert, weil sie in Egodokumenten vermeintlich „spricht“.

Welche Erkenntnisinteressen werden mit der Egodokumentenforschung verfolgt? Vor allem geht es darum, „Erfahrungszusammenhänge“ (so der Selbstdarstellungstext der Reihe „Selbstzeugnisse der Neuzeit“) zu rekonstruieren – eben darum einen „möglichst direkten Zugriff auf individuelle und kollektive Deutungen, Wertungen und soziales Wissen“ (Schulze 1996, S. 13) zu erhalten. Kurzum: Man möchte etwas über „individuelle Wahrnehmung“ in diesen Egodokumenten finden. Mehr noch: Egodokumente sollen über „Subjektives“, ja über „Subjektivität“ Auskunft geben und sie sollen den Bereich der „Emotionen“ aufschlüsseln.

Daneben gibt es ein weiteres Erkenntnisinteresse: Man will etwas über „soziale Realität“ und „soziale Praxis“ erfahren. Hier sollen Einblicke in das alltägliche Leben der Verfasser und Verfasserinnen offenbart werden. Das Verhältnis zwischen Egodokument und Praxis wird dabei als ein Abbildendes verstanden.

Schließlich stellt sich die Frage, mit welchen Methoden Egodokumente auf die Erfahrungen vor allem so genannter kleiner Leute hin befragt werden sollen? Wie gehen Egodokumentenforscher und -forscherinnen vor, um den vollen „Quellenwert“ (Schulze 1996, S. 25) von Egodokumenten auszuschöpfen, eben dem Authentischen auf die Spur zu kommen? Dazu müssen – so ist immer wieder nachzulesen – die Elemente genau beleuchtet und dann ausgeschieden werden, die diesen Quellenwert „mindern oder relativieren“. Was sind das für Elemente? Es sind dies vor allem die so genannten „Stilisierungen“ (Brändle u.a. 2001, S. 12). Sie können beispielsweise gattungsmäßiger Natur sein. Gemeint ist damit, dass, je nachdem welchem Genre ein Egodokument angehört – Tagebuch, Brief etc. –, die „Authentizität“ beeinträchtigt wird, da die unterschiedlichen Genres bestimmte Gesetze des Sagbaren und Unsagbaren haben, die die Ausdrucksmöglichkeiten strukturieren. So ließe sich – nach Lorenz Heiligensetzer (Brändle u.a. 2001, S. 171) – beispielsweise in den Tagebüchern des 17. Jahrhunderts nur eine „be-

4 Es könnten auch bildliche Quellenkorpi sein, etwa Fotoalben oder vielleicht ließen sich auch Zimmerarrangements als Egodokumente lesen. Die geschichtswissenschaftliche Debatte hat sich freilich bisher weitgehend mit schriftlichen Quellen begnügt und materielle außen vor gelassen.

scheidene Menge an Gefühlen“ finden, da nach den Stilprinzipen der klassischen Rhetorik, private Aufzeichnungen – und das waren im 17. Jahrhundert Tagebücher – zum *genus humile* (niederen Stil) zu rechnen sind, und diese seien schlicht und schmucklos zu halten und verböten eine breite Schilderung von Emotionen. Es gibt zweitens „kulturelle Stilisierungen“, darunter sind zu verstehen soziale Habiti, soziale Kodizes, die eben je nach Stadt/Klasse und Geschlecht das Dargestellte strukturieren. Sie hängen nicht von der gewählten Gattung, sondern von der sozialen Situation des Autors oder der Autorin ab. Das heißt, weite Teile der Forschung haben eine strikt dichotomische Konzeptionierung von Egodokumenten als Quellen, die sich in einen wahren und einen unwahren Teil trennen lassen. Das zeigt sich etwa in der auffallend häufig anzutreffenden Enthüllungsmetaphorik. Da heißt es, der Forschung müsse es darum gehen, in den Egodokumenten das „Authentische“, das „Innere des Menschen“ sichtbar zu machen. Und zwar dadurch, dass der Historiker und die Historikerin „hinter den Worten“, „gegen den Strich und zwischen den Zeilen“ die „Wirklichkeit des Lebens entdecke“⁵. Esther Baur (2001) hat jüngst mit großem Nachdruck auf die solchen Formulierungen zugrunde liegende Vorstellung der Egodokumentenforschung aufmerksam gemacht, dass nämlich Egodokumente als Hort des Authentischen zu verstehen seien.

Diese Vorstellung von Egodokumenten – als Behältnisse des Authentischen, die nur recht aufgeschraubt, tiefen Einblick in eben das Authentische, die Seele oder das Herz geben – findet sich bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert. Auch Karl Philip Moritz hatte von den Egodokumenten als einem „getreuen Abdruck der eigenen Wendungen in Gedanken“ gesprochen.⁶ Bei Rousseau heißt es, dass es leider passieren könne, dass er „ausschmücke“, obschon es selbstredend sein Ziel sei, das „*portrait d’homme, peint exactement d’après nature et dans toute sa vérité*“ zu zeichnen (Rousseau 1782, S. 3).

Diese Stilisierungen würden den Quellenwert mindern und deswegen müssten sie beseitigt, bzw. das Dokument davon gereinigt werden, um dann auf dem schwierigen Weg zum Inneren des Menschen (Schulze 1996, S. 11) vorzudringen. Die Methode lässt sich also als ein Reinigungsritual beschreiben, so wie es von der Anthropologin Mary Douglas in ihrem Klassiker „Reinheit und Gefährdung“ (Douglas 1992) konzipiert worden ist.

Reinigungsrituale sind als wissenschaftliche Praxis durchaus nichts Neues und bleiben auch keineswegs auf die Egodokumentenforschung beschränkt. Mehr noch: Reinigungsrituale standen am Beginn der so genannten wissenschaftlichen Geschichtsschreibung – darauf hat unlängst Bonnie Smith in ihrer Studie zur Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts verwiesen (Smith 1998). Bonnie Smith zufolge entstand die wissenschaftliche Geschichtsschreibung – so wie sie etwa von Ranke konzipiert und an den deutschen Universitäten des 19. Jahrhunderts gelehrt wurde – ebenfalls in Reinigungsri-

5 Zit. nach Esther Baur, die ihrerseits aus dem Schulze-Vorwort zitiert und mit diesen Zitaten auf den Enthüllungsjargon dieser Form von Egodokumentenkonzeption aufmerksam machen möchte.

6 Gleichzeitig verweist diese Vorstellung auf die gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu beobachtende Neukonzeptionierung des Subjektes, eben als modernes Individuum, ein langwieriger Prozess, den Michel Foucault intensiv nachgezeichnet hat.

tualen, und zwar auf mehreren Ebenen. Einerseits galt es das Männliche vom Weiblichen zu trennen, Öffentliches vom Privaten: Geschichtsmächtig galt nur das männliche Geschlecht, das weibliche wurde dem Reich der vermeintlich unwandelbaren Natur zugeschlagen; Geschichtswirkung sollte nur im öffentlichen Raum erzielt werden, was gleichsam die Konzentration auf Politik- und schließlich Nationalgeschichte legitimierte. Objektives musste von Subjektivem getrennt werden. Dies begründete die Konzentration auf das vermeintliche neutrale Feld des Politischen und nicht auf das weite Feld des Subjektiven, etwa der Geschichte der Emotionen. Andererseits musste in harter philologischer Kärnerarbeit das Wahre vom Falschen getrennt werden. Es mussten – gemäß der neuen Lehre von der Quellenkritik – Fakten herausdestilliert, Dekor und Kern getrennt werden, bis die Quelle das Wahre und Eigentliche ungeschminkt – man beachte die Metaphorik des Schminkens – preisgab. Was mit diesen eigenwilligen Reinigungsritualen unter der Hand Neues entstand ist bekannt: Die Spezies des Gelehrten, der sich als Kehrseite von Subjektivität, Weiblichkeit, Emotionalität und Natur definierte und inszenierte und eine Geschichtsschreibung, die sich der Heroisierung der politischen Nationalgeschichte verschrieben hatte, ja die Nationalgeschichte erfand, Ursprünge glaubte freilegen zu können von vermeintlich Ursprünglichem und Nationalem: Das konnte Ossian heißen oder Nibelungenlied, nahm die Gestalt Hermann des Cheruskers oder eines alten Galliers an. Dass dieses philologische Prozedere des Trennens von Dekor und Kern selbst zur Konstruktion und Produktion von Fakten oder besser Fiktionen beitrug, eben zur ‚invention of tradition‘ (vgl. Hobsbawm/Ranger 1983; Geary 2002), liegt auf der Hand.

In dem Reinigungsritual der Egodokumentenforschung wird zwar kein nationaler Ursprung gefunden, aber letztlich geht es hier um nichts weniger als die individuelle moderne Subjektivität, die Emotionalität und das Authentische. Genau dieses moderne – seit Burckhardts großem Narrativ von der Entstehung des Subjekts in der Renaissance anzusiedelnde – Selbst wird nämlich in der Egodokumentenforschung genauso erfunden wie die nationalen Ursprünge in der Nationalgeschichtsschreibung erfunden wurden. Dabei geht es nicht um irgendein Selbst, sondern stets wird das Selbst des 18. Jahrhunderts erfunden. Andere Selbstkonzepte spielen kaum eine Rolle.⁷ Das liegt vor allem daran, dass man lange davon ausging, dass das Selbst eine ahistorische Konstante sei, die keine Geschichte habe, sondern ein für alle Mal definiert sei in Termini von Autonomie, Authentizität und Individualität eines ‚being yourself‘. Dem entgegengesetzt sah man das Selbst der als primitiv gebrandmarkten Gesellschaften, wo Magie, Tradition und Brauch jeder Individualität enge Fesseln anlägen. Obwohl diese Konstruktion schon lange als Schimäre entlarvt wurde, behauptet sich die Vorstellung eines Selbst als anthropologische Konstante zäh.⁸

Damit schreiben weite Teile der aktuellen Egodokumentenforschung (wie sie unter anderem im Rahmen der Historischen Anthropologie betrieben wird) einen Diskurs des 18. Jahrhundert fort, nämlich eine bestimmte Konzeptionierung von Egodokumen-

7 Siehe zur Historizität des Selbst den einführenden Sammelband von Roy Porter (1997).

8 Vgl. kritisch zur Geschichte des Selbst den Aufsatz von Natalie Zemon Davis (1989).

ten als Ort authentischer Gefühlsäußerung eines ahistorischen Selbst, statt diese als selbstevidente Konzeptionierung zu analysieren oder gar zu dekonstruieren.

2. Egodokumente als Konstruktionen

Auf den Konstruktionsgehalt von Egodokumenten haben freilich viele gerade in jüngster und allerjüngster Zeit immer wieder hingewiesen. Nicht zuletzt im Gefolge der aus der poststrukturalistischen Kritik erwachsenen Diskursanalyse ist mit Nachdruck auf den Konstruktionsgehalt aller Quellen verwiesen worden. Michel Foucault hat überdies noch einmal mit Nachdruck in seiner Geschichte der Sexualität auf den Konstruktionsgehalt des Selbst und auf die damit eng verbundenen Technologien des Selbst, zu deren Materialisierungen man zweifellos in seiner Optik auch die Egodokumente zählen muss, hingewiesen. Auch Historikerinnen und Historiker, wie Ulrike Gleixner, müssen hier genannt werden, da sie beispielsweise vom Gericht als „Ort der Wahrheitsproduktion“ (Gleixner 1944, S. 19) sprechen und belegen, dass Gerichtsprotokolle komplex konstruierte Texte sind und eben nicht Widerspiegelungen von realem Handeln oder Gefühlen. Insbesondere die Literaturwissenschaft, die sich mit Egodokumenten seit jeher beschäftigt hat, ist nicht müde geworden darauf hinzuweisen, dass eben Genre und andere Gesetze der Literaturtheorie bestimmen, was ein Egodokument enthalten kann und was nicht – dass hier also Konstruktionsprinzipien zu berücksichtigen sind.

Auch die Volkskunde und Soziologie haben auf den Konstruktionsgehalt der Egodokumente hingewiesen. So spricht Heidi Rosenbaum davon, dass erinnerte Lebensgeschichte stets auch Produkt eines vielschichtigen Interpretationsprozesses und insofern stets Konstruktion ist (Rosenbaum 2001, S. 748). Ebenso ist in Martin Scharfes Überlegungen zu pietistischen Biografien die Rede von einer „kulturellen Schablonierung [...] die Realität prägt nach einem Muster“ (Scharfe 1982, S. 121). Pierre Bourdieu betont, dass autobiografische Egodokumente insofern stets konstruiert sind, als sie von dem Bemühen getragen sind, „Sinn zu machen, zu begründen, eine gleichzeitig retrospektive und prospektive Logik zu entwickeln“ (Bourdieu 1990, S. 76). Auch Alois Hahn lehnt sich an Vorstellungen von Konstruktionen an, wenn er in seinen Überlegungen über die Beichte davon spricht, dass die Darstellungsformen, die eine Gesellschaft für den biografischen oder autobiografischen Diskurs überhaupt zur Verfügung stellt, entscheidend strukturieren, was ausdrückbar und kommunizierbar ist (Hahn 1987).

Und doch leben diese Überlegungen vom Konstruktionsgehalt gleichsam von der Vorstellung, dass sich neben, hinter oder unter diesen Konstruktionen eine Restidentität von konstruktionslosem Etwas finden ließe. Oder es besteht die Vorstellung, dass der Terminus Konstruktion gleich einem Sieb zu verstehen sei, durch welches Authentisches strukturiert würde – eben verändert zum Ausdruck käme. Das heißt, auch mit einer Perspektive, die den Konstruktionsgehalt von Egodokumenten betont, kann und wird häufig die dichotomische Konstruktion von Wahrem und Unwahrem und damit eine problematische Reinigungsvorstellung fortgeschrieben werden – wie sie bereits im 18. Jahrhundert zu beobachten gewesen ist.

3. Egodokumente jenseits von Enthüllung und Konstruktion – Egodokumente als Praxis

Die Herausforderung besteht folglich darin, Egodokumente jenseits von Enthüllung und Konstruktion in den Blick zu nehmen, und damit die Fortschreibung eines Authentizitätsdiskurses des 18. Jahrhunderts abzubrechen, womit gleichsam ein Beitrag zu den Debatten innerhalb der Historischen Anthropologie geliefert werden könnte. Genau das wird in jüngster und allerjüngster Zeit von verschiedenen Seiten und mit unterschiedlichen Überlegungen versucht: Statt Konstruktion gegen Authentizität auszuspielen, hebt Andrea Griesebner die „dialogische Struktur“ der vor Gericht von Verhörendem und Verhörten produzierten Wahrheit hervor (Griesebner 2000, S. 162). Gabriele Jancke spricht von Texten als kommunikativen Handlungen (Jancke 1996, S. 75). Monika Mommertz versucht die schlichte Konstruktionshypostasierung dadurch zu durchbrechen, dass sie Texte gleichsam als Handlung begreift (Mommertz 1996). Und Esther Baur verwehrt sich gegen die Dichotomisierung von Enthüllung und Konstruktion, indem sie Egodokumente auch in den Zusammenhang von Praktiken des Lesens und Schreibens stellt (Baur 2001). So unterschiedlich diese Überlegungen im Einzelnen sind, ihnen gemeinsam ist eine erhöhte Aufmerksamkeit auf und gleichsam eine Neukonzeptionierung von Praxis.

Das Verhältnis von Praxis und Egodokumenten wird nicht länger in einem abbildenden Sinn begriffen, in dem Sinne, dass Egodokumente versprechen, Auskunft über die Praxis und den Alltag zu geben. Praxis bezieht sich in diesem Zusammenhang nämlich weniger auf die vielfach beschworene „Realität jenseits eines Textes“, sondern vielmehr auf die Praxis der Textproduktion und diese wird in einem doppelten Sinne wichtig. Zum einen gilt es, die Strukturen der Textproduktion in den Blick zu nehmen und zu fragen, wer unter welchen Bedingungen des Schreibgeräts und der Materialität des Papiers, mit welchen Fähigkeiten der Schriftlichkeitsbeherrschung und in welcher für einer Kultur des Lesens (im Sinne Roger Chartiers), an welchem Ort, in welchen Genres, was geschrieben hat. Wichtig und Teil der Textproduktion sind schließlich die Techniken und Orte des Aufbewahrens – erinnert sei an die Praxis des Archivierens als Akt der Bedeutungserstellung – und die Modi der Zirkulation.

Mit der Praxis des Textes ist gleichsam eine zweite Ebene gemeint: Das was der Text selbst praktiziert, seine performative Dimension. Der Text selbst erscheint auf dieser zweiten Ebene unter dem Aspekt seines Handlungspotenzials. Beziehungsweise es bedeutet, Texte selbst als Handlungen zu begreifen, da hier Memoria erschaffen, ein neues Selbstbild kreiert, und eine Beziehung strukturiert wird und zwar nicht auf der expliziten Ebene, sondern durch eine jeweils spezifische Kombination von Genre und sozialer Ordnung, Materialität und Zirkulation, durch ein Nebeneinander oder einen Widerspruch zwischen Stil und Adressat oder durch eine Verschiebung dieser verschiedenen Strukturen der Textproduktion. Das heißt auch, dass jene Elemente, die man gerne als Stilisierungen begreift, als Partikel, die verhüllen und deshalb qua Reinigungsprozedur ausgegliedert werden müssen, als konstitutiver Bestandteil der Egodokumente begriffen werden müssen, die nicht auszugliedern, sondern mit in die Analyse einzubeziehen sind.

In dem Maße, in dem man diese vormals ausgeschiedenen Elemente als handelnde Partikel ernst nimmt, wird gleichsam die Frage, was in einem Egodokument enthüllt werden kann, ersetzt durch die Fragen: was tut ein Egodokument, was erschafft es? Was heißt das, wenn wir beispielsweise den von Catharina Schückher verfassten Text unter einer solchen Perspektive betrachten?

Der Bericht, den Catharina Schückher abgefasst hatte und um den es im Weiteren gehen soll, ist etwa 20 Seiten lang; eine autobiografische Skizze, die ihrem Testament vorangestellt ist. Er sollte als Grundgerüst für die Leichenpredigt dienen und besteht aus einem Patchwork verschiedener Genres, die Ende des 18. Jahrhunderts einer Person wie Catharina Schückher, die selbst aktiv an der Lesekultur ihrer Zeit teilnahm, sehr wohl bekannt waren. Die 1747 in Nürnberg geborene Catharina Merkel, verheiratete Schückher, war die älteste Tochter des Ehepaars Maria Magdalena und Caspar Gottlieb Merkel, die aus begüterten Kaufmannsfamilien stammten, jedoch auch enge familiäre Verbindungen zum Altdorfer Professorenmilieu hatten.⁹ Der Vater erhielt durch die Einheirat in die Familie der Mutter eine gut gehende Handlung und machte gleichzeitig als Genannter des Großen Rates und als Marktvorsteher eine steile politische Karriere. Das Bildungsniveau der Familie war – wie auch in Berichten der Brüder deutlich wird – außerordentlich hoch und doch typisch für bürgerliche Familien dieses Typus. Die Schückherin wusste um die vielschichtigen Debatten ihrer Zeit über Egodokumente, kannte Rousseau und wahrscheinlich Gellert wie auch Karl Phillip Moritz. Sie hatte – ähnlich wie ihre Brüder Heinrich Eibert und Paul Wolfgang Merkel – sich selbst in unterschiedlichsten Genres nicht nur des alltäglichen Gebrauchs (wie Briefe, Tagebuch, Handelsbuch und Reiseberichte) versucht. Auch waren ihr die klassischen religiösen Gattungen des Schreibens selbstredend bekannt, wobei hier über den Großvater väterlicherseits, welcher in seinem Haus Konventikel abhielt, ein pietistischer Einfluss nicht von der Hand zu weisen ist.¹⁰ Sie wusste, wie Predigten strukturiert, Kirchenlieder gegliedert und Leichenreden aufgebaut waren – schließlich war der sonntägliche Kirchenbesuch wie die häusliche Lektüre von Religiösem selbstverständlich.¹¹ Es war ihr nicht unbekannt, dass der testamentarische Selbstentwurf anderen Kriterien gehorchte als etwa autobiografische Skizzen im Genre der „Confessions“, die sich um das unerreichbare Zauberwort Authentizität rankten. In Leichenpredigten ging es darum, sein Leben als im christlichen Sinne möglichst vorbildhaft zu rekonstruieren, die bestehenden Normen zu bestärken und sich gleichsam mit dem Tod zu versöhnen. Ebenfalls sollte dieser Lebenslauf, der Teil der Leichenpredigt war, der am Grabe versammelten Öffentlichkeit

9 Vgl. zu den familiären Hintergründen Habermas 2000a, S. 2ff. Über die Lebensverhältnisse dieser Generation von Frauen aus stadtbürgerlichen Kreisen sind wir mittlerweile sehr gut unterrichtet (vgl. in diesem Zusammenhang besonders die biographischen Skizzen und/oder Untersuchungen zu Margarete Milow, Cornelia Goethe, Dorothea Schlözer, Christine Ernestine Reiske, Therese Huber, Sophie de Le Roche: Bake/Kiupel 1987; Baumann 1990; Prokop 1991; Kern/Kern 1988; Bennholdt-Thomsen/Guzzoni 1992; Hahn 1989; Maurer 1985).

10 Tobias Kießling war an leitender Stelle in der Nürnberger Christentumsgesellschaft tätig (vgl. Mecenseffy 1958; Habermas 2000b).

11 Zu den religiösen Praktiken vgl. Habermas 2000b.

die verstorbene Person vergegenwärtigen, um sie als genau diese Person schließlich zu erinnern. Es ging also auch um Memoria und Festschreibungen von protestantischen, stadtbürgerlichen und Geschlechterordnungen.

In genau diesem Sinne zeichnen sich auch die überlieferten Lebensläufe der Brüder von Catharina Schückher aus. Es sind männliche Lebensläufe, in denen sich die Ansprüche als gebildeter Mensch – der Bruder Heinrich Eibert etwa hebt seine literarische und musikalische Bildung hervor –, patriotischer Bürger, weit gereister Kaufmann und wohl wollender und sorgender Hausvater und idealer Mann von Maß und Vernunft aufs Vortrefflichste verbinden.¹² Im Mittelpunkt steht der aktive Bürger und Hausvater, der ein gleichsam gottgefälliges Leben führt, welches ohne nennenswerte Brüche dargestellt wird. Auch das Testament der Schwester Maria Hedwig ist von vorbildlicher, freilich an den Maßgaben des weiblichen Geschlechtscharakters orientierter Kohärenz: An die Erziehung zu einem ‚frommen Charakter und christlichen Gesinnungen [...] und beglückter Weltbürgerin‘ (FAM 90) schließt sich die Heirat mit einem geachteten Mann und ein erfülltes Leben als Hausvorsteherin an, das in der Aufzucht der zahlreichen Kinder, die sie als ihr ‚Lieblingsgeschäft‘ ansah, und damit in der Fortführung der Familie ihre Bestimmung fand.

Katharina Schückhers Text hingegen durchbricht die Regeln des Genres der Leichenrede bzw. bemächtigt sich dieses Genres auf eigenwillige Art und darin liegt der zentrale Akt dieses Egodokuments: Der Umgang, den der Text mit den Regeln des Genres unternimmt, ist die Praxis, aus der heraus ein neuer Texttypus mit einer eigenen Bedeutung entsteht. Die Schückherin kombinierte in ihrem biografischen Entwurf nämlich Elemente der Gelehrtenbiographie bzw. des Bildungsromans, gepaart mit Elementen aus Bekenntnisschriften à la Rousseaus „Confessions“, mit denen der Passionsgeschichte und durchbrach damit das Genre Leichenpredigt, in dessen Mittelpunkt die Konstruktion einer im christlichen Sinne vorbildlichen Biografie stand, die auf Kontinuität ausgerichtet ist. Bei dieser Verletzung der Regeln setzte sie insbesondere die Geschlechterordnung auf eine geradezu provozierende Art und Weise außer Kraft.

Bis zu ihrer Heirat ist der Bericht wie ein Bildungsroman bzw. eine Gelehrtenbiographie organisiert: Alles was die Bildung des Verstandes oder des Herzens betrifft, wird erwähnt, wobei auf eine fortschreitende Akkumulation von Wissen bzw. eine Erziehung des Herzens besonders geachtet wird. Das heißt, hier gilt das Prinzip Fortschritt. Unnötig zu betonen, dass dieses Genre für weibliche Lebensläufe im Allgemeinen nicht geeignet war, da Weiblichkeit und Gelehrsamkeit just im ausgehenden 18. Jahrhundert als Gegensätze konstruiert wurden, ja das weibliche Geschlecht in der Aufklärungsanthropologie – trotz aller auch gegensätzlichen Beiträge zu dieser im ausgehenden 18. Jahrhundert sehr virulenten Debatte – als das Geschlecht jenseits von Fortschritt oder Teleologie, ja von Geschichtlichkeit, konzipiert wurde, weil es dem immer gleichen Naturhaften und nicht dem wandelbaren Kulturhaften zugeordnet wurde.¹³ Mit dem Mo-

¹² Vgl. auch Leichenreden von Paul Wolfgang Merkel, dok. in: Roth 1821.

¹³ Vgl. Wunder 1994; zur Geschlechterkonzeption der Aufklärungshistorie und zur Geschlechterordnung der Aufklärungszeit Honegger 1991.

dernisierungsschub des historischen Denkens im 18. Jahrhundert (Nagl-Docekal 1993) verschwanden Frauen weitgehend aus dem Bereich des Geschichtlichen – eine Entwicklung, die sich mit der Entstehung der Nationalgeschichte fortsetzte (Hausen 1998).

Die Wahl des Genres Gelehrtenbiographie stellte also von Seiten der Schückherin einen ersten Akt der Infragestellung der Geschlechterordnung dar. Wie sah dieses Muster Gelehrtenbiographie im Falle Schückherin aus? Beginnend mit der Taufe, und damit dem Eintritt in die Gemeinde, erwähnt der Bericht als erstes das Erlernen des ABC, welches ihr anhand von Bibel und Katechismus durch einen Hauslehrer im zarten Alter von drei Jahren beigebracht wurde. Die Erziehung des Verstandes steht damit im Vordergrund, während wir über die Erziehung der Sinne und des Herzens nichts hören. Ebenfalls fehlt die Einordnung in die väterliche oder mütterliche Genealogie. Beide Elemente sind in den Lebensläufen der Brüder zu finden. Weiter heißt es, dass sie schon bald, nachdem sie Lesen und Schreiben konnte, wie ihre Brüder im Französischen, in Latein, Italienisch, Geographie, Rechnen und „Historii“ unterwiesen wurde. Abgesehen von dem für Mädchen dieser Generation eher ungewöhnlichen Latein (schließlich galt Latein als die Sprache der Gelehrten und wenig später wurde nicht nur in nächster Verwandtschaft öffentlich darüber diskutiert, dass Frauen strukturell des Lateinischen nicht mächtig seien), entsprach dieser Fächerkanon dem für ihren Stand üblichen. Dass das Hauptgewicht allerdings auf Sprachen und Religion gelegt wurde und dass auch der Klavier-, Zeichen- wie natürlich Handarbeitsunterricht einen zentralen Platz einnahm, wurde in der biografischen Skizze unerwähnt gelassen. Überhaupt betont sie in ihrem Lebenslauf vor allem die Momente ihres Bildungsprogramms, die identisch mit der männlichen Bildungsgeschichte sind. Auf ihren Zeichen- und Klavier- wie Nähunterricht geht sie nur mit einem kurzen Satz ein.

Unerwähnt bleibt auch ihre vollkommen anders geartete Lernsituation. Ihre Brüder verließen schon bald den Hausunterricht, um das Gymnasium zu besuchen¹⁴ – während die Nürnberger Mädchen auf eine höhere Töchterschule bis 1811 warten mussten.¹⁵ Damit befanden sich Mädchen (vergegenwärtigt man sich die in der Regel recht harschen Erziehungsstile auf den Gymnasien des ausgehenden 18. Jahrhunderts) in der vergleichsweise komfortablen Situation, einen von den Eltern bezahlten Lehrer zu haben, der ihnen – im besten Fall – seine ganze Aufmerksamkeit widmete und dabei auf die individuelle Entwicklung der Mädchen Rücksicht nehmen konnte (freilich nicht musste). Auf den Nürnberger Gymnasien hingegen, und nicht nur dort, saß ein Lehrer einer nicht selten 50 Jungen starken Klasse gegenüber, die noch dazu unterschiedlichen Alters war. Hier sollte in erster Linie normiertes Wissen auswendig gelernt werden. Mehr noch – wie ihr Bruder sich beklagt – „[...] erklärt wurde nichts. Wer das beste Gedächtnis hatte, der bekam eine mächtige Anlage zum Gelehrten [...], dafür war hingegen reichlich gesorgt, dass er nie denken lernte“ (FAM 309).

14 Die Brüder Heinrich Eibert und Paul Wolfgang Merkel gingen beide auf das Ägidiengymnasium, siehe FAM 367.

15 In Nürnberg wurde 1811 eine „Lehranstalt für Töchter des gebildeten Standes“ eröffnet (vgl. FAPRAUN 426).

Auf diese Unterschiede ging die Schückherin nicht ein. Sie betonte allein die sich aus dem Privatunterricht ergebenden, zeitgenössisch betrachtet „modernen“, Elemente der Erziehung, und hob damit die besondere Qualität des Unterrichts hervor – wie es einer Gelehrtenbiographie gebührte. So heißt es über den Religionsunterricht, dass er dem Ziel diene, die „Bildung des Herzens“ voranzutreiben. Die Religion solle – so wird weiter die im Nürnberg des ausgehenden 18. Jahrhunderts hoch aktuelle Religionspädagogik heraufbeschworen – für ihre „denkungs- und handlungsart“ Halt bieten und gleichsam ein Gegengewicht zu ihrem damaligen „lebhaften und leichtsinnigen“ Temperament darstellen; auch solle dort „nachdenken“ gelernt werden. Der Französischunterricht wiederum (so wird in der Bildungsgeschichte fortgefahren) beschränkt sich nicht auf das Erlernen der Grammatik, sondern er hat vor allem – wie sie schreibt – zu der „Entwicklung meines Verstandes viel“ beigetragen. Es ging also, folgt man ihrer Beschreibung, nicht um das schlichte Parlieren, sondern um ein ernsthaftes Sprachstudium. Auch wird auf die Lernmethoden in dem Bericht eingegangen. Statt Frontalunterricht kam ein anderes didaktisches Mittel zur Anwendung: Mit dem Französisch- wie mit dem Religionslehrer unterhielt die Schückherin einen Briefwechsel. Durch diesen sollte sie sich in der „Ausbildung des Geistes“ üben und lernen, über „viele Vorfälle menschlichen Lebens“ nachzudenken und zu schreiben. Damit betont sie den umfassenden Bildungsgang, den sie genossen hat – wobei auffällt, dass in erster Linie und weitgehend ausschließlich die genuin männlichen Bildungselemente „umfassend“ geschildert werden.

Ausführlich und weitschweifig wird dieser (und bis zur Konfirmation nur dieser) Bildungsgang dargestellt. Mit der Konfirmation, dem entscheidenden rite de passage, musste es – so könnte man annehmen – schwieriger werden, das bis hierher in der Lebensbeschreibung vorgeführte Muster des männlichen Bildungsromans bzw. der Gelehrtenbiographie weiterzuführen. Schließlich markierte die Konfirmation nicht nur das Ende der Kindheit und die definitive Ausformung der Geschlechtsidentität, sondern für Mädchen faktisch auch der Abbruch der Bildungsgeschichte. Wie sollte sie ihren Lebenslauf weiter nach dem Muster der Gelehrtenbiographie strukturieren, wenn für sie nun eine lange Wartezeit, die „Vorbereitung auf den Ehestand“, begann, während die Jungen insofern einen qualitativ entscheidenden Schritt nach vorne in ihrer Bildungsgeschichte machten, als sie entweder die Universität besuchten oder begannen, an den väterlichen Handlungsaktivitäten aktiv teilzunehmen: Durch einen Aufenthalt in einem befreundeten Comptoir in einer anderen Stadt oder gar im Ausland, wie etwa der Bruder Heinrich Eibert in Salzburg, erlernten sie ihren Beruf und bildeten sich gleichsam auch auf anderen Gebieten fort. Das zumindest hoben sie in ihren Lebensläufen stets hervor.

Welche Elemente des Fortschreitens konnte die Schückherin dem gegenüber in Anschlag bringen? Genuin weibliche – lautet die überraschende Antwort. Sie konstruierte nämlich auch die folgenden Jahre ihres Lebens im Genre Gelehrtenbiographie/Bildungsroman, nur konnte sie als Frau bekanntlich nicht mit einem Universitätsstudium aufwarten, sodass sie sich – wie ein Teil ihrer Brüder – auf die Beschreibung der Erlernung ihres späteren Berufs konzentrierte: Der war nicht der eines Kaufmannes, sondern

der einer Kaufmannsfrau, was gegen Ende des 18. Jahrhunderts selbstredend die Seite der inner- wie außerhäuslichen Arbeit umfasste, schließlich verstand sich die Schückherin ganz offensichtlich noch als Teil eines Arbeitspaares.¹⁶ Sie bereitete sich auf die Arbeit als Hausvorsteherin und als Gattin eines Kaufmanns vor, den sie in den in diesem Beruf häufigen Abwesenheitszeiten vertreten und über dessen Geschäfte sie Bescheid wissen musste, wenn sie nicht gar Teile der Buchführung übernahm. Diese Phase der Berufsausbildung, das Erlernen der hausfraulichen Tätigkeiten durch ihre Mutter, die Einführung in die Koch- und Backkunst wie die vielen anderen Facetten der bürgerlichen Haushaltsführung werden in ihrem autobiografischen Entwurf in gleicher Manier aufgeführt wie der Französischunterricht. Auch die Unterweisung in „Sticken und Frauenzimmerarbeiten“ wird erwähnt. Schließlich wird betont, dass sie auf das väterliche Comptoir geschickt wurde, um dort die Führung der „Französischen Correspondenz und allerlei leichte Handlungsvorrichtungen“ zu erlernen. Damit erscrieb sich die Schückherin den, gegen Ende des 18. Jahrhunderts freilich auch nicht bestrittenen, Anspruch, eine den Brüdern gleichwertige Ausbildung genossen zu haben. Indem sie diese Ausbildung im Genre des Bildungsromans bzw. der Gelehrtenbiographie als fortschreitende Erweiterung von Verstandes- und auch Herzensbildung darlegte, beanspruchte sie überdies die mit diesem Genre verbundenen weiteren Zuschreibungen. Diese freilich stießen an die Grenzen der Geschlechterordnung: Für ihr Geschlecht war die Vorstellung einer stetig fortschreitenden, sich verändernden und vor allem vervollkommenden Bildung nicht adäquat. Das weibliche Geschlecht hatte im Denken der Teleologie nicht den durch das Genre beanspruchten Platz.

Noch deutlicher als Verstoß gegen die Geschlechterordnung ist der im Fortgang des Berichts erwähnte Konflikt zu verstehen, in den die Schückherin mit ihrer Mutter geriet. Für die männliche Adoleszenz wurde ein Konflikt mit dem (in der Regel männlichen) Elternteil als Reifungsprozess verstanden, der gleichsam als Ausweis des Erwachsenwerdens und damit Ablösens gewertet, ja als konstitutiver Bestandteil männlicher Jugend konstruiert wurde.¹⁷ Dieser wurde in zahlreichen männlichen Lebensläufen seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert thematisiert, wobei der versöhnliche Ausgang dieses Konfliktes selbstverständlich dazu gehörte.

Auch die Schückherin thematisiert einen solchen Konflikt des Adoleszenten mit einem Elternteil. In einem Atemzug berichtet sie von ihrem Bruder, einem damals „feurigen Jüngling“ und sich selbst, im Konflikt mit der Mutter, die sich über ihren „unruhigen Geist“ beschwert. Sie deutet also vergleichbare Konflikte an – statt den nahtlosen Übergang vom ABC Lernen bis zur Eheschließung – wie das in der Lebensbeschreibung etwa ihrer jüngeren Schwester zu finden ist, zu betonen. Obschon oder vielleicht auch gerade weil auch dieser Konflikt mit einer Versöhnung endete, kopierte sie damit ganz offensichtlich ein Reifungsmuster, welches ihrem Geschlecht nicht angemessen war. Für weibliche Bildungsgänge waren Konflikte nicht selbstverständlich, sondern ein deutlicher Verstoß gegen den weiblichen Geschlechtscharakter der Sanftmut und Passivität.

16 Zum Begriff des Arbeitspaares vgl. Wunder 1992.

17 Vgl. zum männlichen Jugendkonzept Schindler 1995.

Hatte die Schückherin in ihrer biografischen Skizze bis zum Moment der Eheschließung das Genre der Gelehrten- und Bildungsgeschichte auf ihr eigenes Leben angewendet und damit zum einen die Geschlechterordnung unterlaufen und zum andern das Genre umfunktioniert, so wechselte sie mit der Eheschließung abrupt das Genre.¹⁸ Übergangslos strukturiert sich diese biografische Skizze ab dem Moment der Eheschließung nach einem neuen Muster, dem der Passionsgeschichte. Mit dem Ende ihrer – so heißt es – „glücklichsten Zeit“ und dem Beginn des „müßigsten Teils“ ihres Lebens wählte sie das Passionsgenre. Die Leidensgeschichte war ein Genre, welches sich bekanntlich an den letzten Lebenstagen Jesus höchst selbst anlehnte. Dass mit der Übernahme dieses religiösen Genres gleichsam ein Akt der Selbstheiligung einherging, muss nicht eigens betont werden. Gleichzeitig konterkarierte die Schückherin damit die Geschlechterordnung auf geradezu höhnische Art: In dem Moment, in dem sie zu ihrer eigentlichen Bestimmung fand, nämlich als Ehefrau und Hausvorsteherin für das Fortkommen ihres Hauses Sorge zu tragen, konstruierte sie ihren Lebensweg in Termini einer Passionsgeschichte. Nun, 1772, mit 24 Jahren, nach der Heirat des Kaufmanns Schückher, deren „unleugbare Vorzüge sie schnell erkannt hatte“, erwähnt sie fast ausschließlich körperliche und damit einhergehend seelische Leiden. Von Bildungsambitionen ist keine Rede mehr. Das entspricht vollkommen dem neu gewählten Gattungsprinzip: Passionsgeschichten sind nicht teleologisch im positiven Sinne strukturiert, sondern im Modus der Erlösung vom Leid auf den Tod hin ausgerichtet und damit gleichsam die Unveränderbarkeit des Seins bestätigend. Und so ist es auch nur folgerichtig, dass nun vor allem schwere Krankheiten und viele Todesfälle aus der Verwandtschaft Erwähnung finden. Überhaupt rücken die Familien zusehends ins Zentrum und auch der „Weiberschmerz [...] den man so wenig achtet“¹⁹. Damit tritt nach der Betonung des Fortschritts in der Bildung, der Entwicklung von Verstand und Herz, der Ausbildung in den Berufsgeschäften und auch des mutwilligen Konfliktes mit den Eltern, der Stillstand, das Leiden und die Körperlichkeit in den Vordergrund. Wobei auch diese Elemente dadurch eine Aufwertung erfahren, dass sie eben in religiösen Termini geschildert werden und die *Imitatio Christi* auf der Hand liegt.

Überflüssig zu betonen, dass ihr Erwachsenenleben ebenso wenig in dieser Passionsgeschichte aufging, wie sich ihre Kindheit und Jugend allein als Bildungsroman deuten lässt – das jedenfalls belegt dieses Egodokument auf eindruckliche Weise: Indem Catharina von Schückher dieses Dokument verfasste und zwar auf eine Art und Weise, die allen Regeln von autobiografischen Schriftstücken nachgelassen zur Verfertigung einer Leichenpredigt mit Füßen tritt, erschuf sie ein Genre ganz eigener Art: Voller Brüche und Widersprüche, mitnichten vorbildhaft und auch keineswegs voller innerer Kohärenz. „*Pietas, Frömmigkeit [...] Verchristlichung von 'Leben und Sterben'*“ (Wunder 1991, S. 235) – um zentrale Elemente eines am Grab verlesenen Lebenslaufs zu nennen – sucht man vergeblich. Und vorbildhaft im Sinne der tätigen und christlichen Haus-

18 Hierin liegt z.B. auch der Unterschied zu der Skizze der Baldingerin, die ihre Bildungslust in Form einer Gelehrtenbiographie inszeniert (vgl. Habermas 1998; vgl. Meise 1996).

19 FAM 376 Catharina von Schückher an Heinrich Eibert Merkel 14.3.1786.

mutter (ebd., S. 237) konstruierte sich die Schückherin hier wahrlich auch nicht. Stattdessen erschuf sie durch die eigenwillige Kombination zweier sehr unterschiedlicher Gattungen ein fragiles und doch selbstbewusstes Bild von einer Nürnberger Kaufmannstochter im ausgehenden 18. Jahrhundert. Gleichzeitig stellt sie die Geschlechterordnung offensiv in Frage – und zwar durch ihre spezifische Nutzung, das heißt Umformung des Genres Gelehrtenbiographie, wie durch die eigenwillige Aneignung passionsgeschichtlicher Elemente und nicht, weil sie diese Ordnung offen kritisierte oder einem anderen Modell das Wort redete.

Zurückgekehrt zur Ausgangsfrage zeigt der Schückhersch Text folglich auch, dass das, was gemeinhin als Stilisierung aus der Analyse herausgefiltert wird, das Genre in dem Fall, selbst zum Ausgangspunkt der Analyse werden kann, wenn man ein Egodokument im Sinne einer Praktik versteht, und danach fragt, was der Text tut. Im Falle der Schückherin tut das Egodokument – betrachtet man dieses eben jenseits von Enthüllung und Konstruktion – recht Widersprüchliches: es nutzt die Stilmittel von Bildungsroman und Gelehrtenbiographie, um eine Erinnerungsspur und damit einen Teil von Familiengeschichte ganz besonderer Art zu erschaffen. Gelesen im Authentizitäts- oder Konstruktionsgestus hätte eine Analyse nur zu dem Ergebnis kommen können: Wieder das Schicksal einer bedauerungswürdigen Person, die keinen Zugang zur Bildung fand. So allerdings wird auch deutlich, wie virtuos die Schückherin mit ihrer Bildung zumindest in diesem Text umging: Sie durchbrach die Gattungsregeln, unterlief die Geschlechterordnung und entwarf sich als fragiles Wesen zwischen gelehrter Frau und mater dolorosa. Als Textgrundlage einer Leichenpredigt konzipiert, erhob sie damit den Anspruch genau so erinnert zu werden und strukturiert – um auf einen letzten Aspekt von Praxis zu sprechen zu kommen – aktiv die Erinnerung an sich.

Quellen

FAM = Familienarchiv Merkel im Stadtarchiv Nürnberg (STAN)
FAM 90; 309; 367; 376
FAPRAUN = Familienarchiv Praun E 28/II im STAN
FAPRAUN 426

Literatur

- Artières, P. (2000): *Le livre des vies coupables: Autobiographies de criminels (1896-1909)*. Paris: Albin Michel.
- Bake, R./Kiupel, B. (Hrsg.) (1987): *Ich will aber nicht murren*. Margarethe E. Milow. Hamburg: Dölling und Galitz.
- Baumann, M. u.a. (Hrsg.) (1990): *Cornelia Goethe. Briefe und correspondance secrète 1767-1769*. Freiburg i.Br.: Kore.
- Baur, E. (2001): „Sich schreiben“. Zur Lektüre des Tagebuchs von Anna Maria Preiswerk-Iselin (1758-1840). In: Greyerz, K.v./Medick, H./Veit, P. (Hrsg.): *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500-1850)*. Köln/Wien/Weimar: Böhlau, S. 95-109.

- Bennholdt-Thomsen, A./Guzzoni, A. (1992): Gelehrsamkeit und Leidenschaft. Das Leben der Ernestine Christine Reiske 1735-1798. München: Beck.
- Bourdieu, P. (1990): Die biographische Illusion. In: BIOS 3, H. 1, S. 64-81.
- Brändle, F. u.a. (Hrsg.) (2001): Texte zwischen Erfahrung und Diskurs. Probleme der Selbstzeugnisforschung. Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Canning, K. (2002): Problematische Dichotomien. Erfahrungen zwischen Narativität und Materialität. In: Historische Anthropologie 10, S. 163-182.
- Davis, N.Z. (1988): Der Kopf in der Schlinge: Gnadengesuche und ihre Erzähler. Berlin: Wagenbach.
- Davis, N.Z. (1989): Bindung und Freiheit. Die Grenzen des Selbst im Frankreich des sechzehnten Jahrhunderts. In: Dies. (Hrsg.): Frauen in der Gesellschaft am Beginn der Neuzeit. Studien über Familie, Religion und die Wandlungsfähigkeit des sozialen Körpers. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 7-18.
- Douglas, M. (1992): Reinheit und Gefährdung: eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1975): Der Fall Rivière. Materialien zum Verhältnis von Psychiatrie und Strafjustiz. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Geary, P. (2002): Europäische Völker im frühen Mittelalter. Zur Legende vom Werden der Nationen. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Gleixner, U. (1994): „Das Mensch“ und „der Kerl“. Die Konstruktion von Geschlecht in Unzuchtverfahren der Frühen Neuzeit (1700-1760). Frankfurt a.M.: Campus.
- Greyerz, K.v./Medick, H./Veit, P. (Hrsg.) (2001): Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500-1850). Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Griesebner, A. (2000): Konkurrierende Wahrheiten. Malefizprozesse vor dem Landgericht Perchtoldsdorf im 18. Jahrhundert. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.
- Habermas, R. (1998): Friderika Baldinger und ihr Männerlob. Geschlechterdebatten der Aufklärung. In: Wunder, H./Engel, G. (Hrsg.): Geschlechterperspektiven. Forschungen zur Frühen Neuzeit. Königstein: Helmer, S. 242-254.
- Habermas, R. (2000a): Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750-1850). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Habermas, R. (2000b): Rituale des Gefühls. Die Frömmigkeit des protestantischen Bürgertums. In: Hettling, M./Hoffmann, S.-L. (Hrsg.): Der bürgerliche Wertehimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 169-192.
- Hahn, A. (1987): Identität und Selbstthematization. In: Ders./Kapp, V. (Hrsg.): Selbstthematization und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 9-24.
- Hahn, A. (Hrsg.) (1989): Therese Huber: „Die reinste Familienliebe, die reinste Männerliebe“. Ein Lebensbild in Briefen und Erzählungen zwischen Aufklärung und Romantik. Berlin: Henssel.
- Hausen, K. (1998): Die Nicht-Einheit der Geschichte als historiographische Herausforderung. Zur historischen Relevanz und Anstößigkeit der Geschlechtergeschichte. In: Medick, H./Trepp, A.-C. (Hrsg.): Geschlechtergeschichte als allgemeine Geschichte. Herausforderung und Perspektiven. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 17-55.
- Historien. A Review of the Past and other Stories. Vol 3 (2001): European Ego-histories: Historiography and the Self.
- Hobsbawm, E./Ranger, T. (Hrsg.) (1983): The Invention of Tradition. Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- Honegger, C. (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib. Frankfurt a.M.: Campus.

- Jancke, G. (1996): Autobiographische Texte – Handlungen in einem Beziehungsnetz. Überlegungen zu Gattungsfragen und Machtaspekten im deutschen Sprachraum von 1400 bis 1620. In: Schulze, W. (Hrsg.): *Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte*. Berlin: Akademie Verlag, S. 73-106.
- Kern, B./Kern, H. (1988): *Madame Doctorin Schlözer. Ein Frauenleben in den Widersprüchen der Aufklärung*. München: Beck.
- Maurer, M. (Hrsg.) (1985): „Ich bin mehr Herz als Kopf“. Sophie La Roche. Ein Lebensbild in Briefen. München: Beck.
- Mecenseffy, G. (1958): Der Nürnberger Kaufmann Johann Tobias Kießling und die österreichischen Toleranzgemeinde. In: *Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich* 74, S. 29-70.
- Meise, H. (1996): Bildungslust und Bildungslast in Autobiographien von Frauen um 1800. In: Kleinau, E./Opitz, C. (Hrsg.): *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*. Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung. Frankfurt a.M.: Campus, S. 453-466.
- Messerli, A. (2001): Der papierne Freund. Literarische Anregungen und Modelle für das Tagebuchführen. In: Greyerz, K. von/Medick, H./Veit, P. (Hrsg.): *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500-1850)*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, S. 299-320.
- Mommertz, M. (1996): „Ich, Lisa Thielen“. Text als Handlung und als sprachliche Struktur – ein methodischer Vorschlag. In: *Historische Anthropologie* 4, S. 303-329.
- Nagl-Docekal, H. (1993): Für eine geschlechtergerechte Perspektivierung der Historiographiegeschichte. In: Küttler, W./Rüsen, J./Schulin, E. (Hrsg.), *Geschichtsdiskurs*. Bd. 1: Grundlagen und Methoden der Historiographiegeschichte, Frankfurt a.M.: Fischer-Wissenschaft, S. 233-256.
- Niethammer, L. (2002): *Ego-Histoire? Und andere Erinnerungs-Versuche*. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.
- Nora, P. (Hrsg.) (1987): *Essais d'ego-histoire: Maurice Agulhon, Pierre Chaunu, Georges Duby, Raoul Girardet, Jacques Le Goff, Michelle Perrot, René Rémond*. Paris: Gallimard.
- Porter, R. (Hrsg.) (1997): *Rewriting the Self. Histories from the Renaissance to the Present*. London/New York: Routledge.
- Prokop, U. (1991): *Die Illusion vom Großen Paar*. 2 Bde. Frankfurt a.M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Rosenbaum, H. (2001): Kindheitsbiographien und -autobiographien in der Sozialgeschichte von Familie und Kindheit. In: Behnken, I./Zinnecker, J. (Hrsg.): *Kinder. Kindheit. Lebensgeschichte*. Seelze-Velber: Kallmeyer, S. 744-757.
- Roth, F. (1821): *Nachricht von dem Leben Paul Wolfgang Merckels*. Nürnberg: o.A.
- Rousseau, J.-J. (1981): *Œuvres complètes. I. Les Confessions. autres textes autobiographiques*. Edd. Gagnebin, B.; Raymond, M.; Osmont, R. Paris: Editions Gallimard.
- Scharfe, M. (1982): „Lebensläufe“. Intentionalität als Realität. Einige Anmerkungen zu pietistischen Biographien. In: Brednich, R.W. u.a. (Hrsg.): *Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung*. Freiburg: Abt. Volkskunde d. Deutschen Seminars der Univ., S. 116-129.
- Schindler, N.: Die Hüter der Unordnung. Rituale der Jugendkultur in der Frühen Neuzeit. In: Levi, G./Schmitt, J.-C. (Hrsg.): *Geschichte der Jugend*. Bd. 1: Von der Antike bis zum Absolutismus. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 319-382.
- Schulze, W. (Hrsg.) (1996): *Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte*. Berlin: Akademie Verlag.
- Smith, B.G. (1998): *The Gender of History. Men, Women, and the Historical Practice*. Cambridge, Mass. u.a.: Harvard Univ. Press.

- Ulbricht, O. (1996): Supplikationen als Ego-Dokumente. Bittschriften von Leibeigenen aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. In: Schulze, W. (Hrsg.): Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte. Berlin: Akademie Verlag, S. 149-174.
- Wunder, H. (1991): Vermögen und Vermächtnis – Gedenken und Gedächtnis. Frauen in Testamenten und Leichenpredigten am Beispiel Hamburgs. In: Vogel, B./Weckel, U. (Hrsg.): Frauen in der Ständegesellschaft. Leben und Arbeiten in der Stadt vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Hamburg: Krämer, S. 227-240.
- Wunder, H. (1992): „Er ist die Sonn’, sie ist der Mond“. Frauen in der Frühen Neuzeit. München: Beck.
- Wunder, H. (1994): Überlegungen zum „Modernisierungsschub des historischen Denkens im 18. Jahrhundert“ aus der Perspektive der Geschlechtergeschichte. In: Küttler, W./Rüsen, J./Schulin, E. (Hrsg.): Geschichtsdiskurs. Bd. 2: Anfänge modernen historischen Denkens. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 320-332.

Anschrift der Autorin:

Prof. Dr. Rebekka Habermas, Universität Göttingen, Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte, Platz der Göttinger Sieben 5, 37073 Göttingen, E-Mail: rhaberm@gwdg.de.

Pia Schmid

Frömmigkeitspraxis und Selbstreflexion

Lebensläufe von Frauen der Herrnhuter Brüdergemeinde aus dem 18. Jahrhundert

„Ich bin geboren 1723, den 1ten Februar zu Franckfurt am Mayn. Mein Vater war Johann Christian Stauber, Bürger und Stadt=Notarius daselbst, und meine Mutter Catharina Elisabeth, geb. Rullmannin. Von meinen lieben Eltern genoß ich eine liebevolle und gelinde Erziehung zwar meist von meiner Mutter, denn mein Vater war wegen seines Amtes wenig zu Hause. Er gab uns Kindern nur bey Gelegenheit gute Regeln, z.E. ja niemandem etwas zu entwenden und wenn es auch nur einer St... werth wäre und ferner. Wenn wir etwas versehen, od. was schlechtes gemacht hätten, das Strafe verdiente, so sollten wir es nur der Mutter gleich selbst sagen, so würde sie uns die Strafe schenken, denn Verstellungen und Lügen wären das Schlechteste, was man thun könnte, und drgl. mehr. Dieses sein Versprechen hat auch die Mutter gehalten, und ich habe mirs gut gemerkt. Wir Kinder mußten, sobald wir nur nachlallen konnten, früh und Abends vor sie hin treten und unser Gebet verrichten, wobey mir oft schon weich ums Herz war [...] Die Gnadenarbeit des Heiligen Geistes bewies sich schon in meinen Kinderjahren recht kräftig an meinem Herzen. In meinem 8ten Jahre konnte ich einmal nicht gleich einschlafen, und kam dabey in ein Nachdenken über mich: wie wäre es, dachte ich, wenn ich diese Nacht stürbe? Ich bin so leichtsinnig, denke gar nicht an den lieben Gott, habe ihn auch nicht lieb, wie ich doch sollte; Er hat so viel für mich gelitten, da sollte ich Ihm doch dankbar seyn und Ihn dafür lieb haben! Der Schluß bey mir war: ich käme in die Hölle. Darüber geriet ich dann in so große Angst, daß ich bitterlich weinte, und ich versprach dem Herrn Jesu, wenn er mich nur noch diese Nacht leben ließe, so wollte ich Ihn gewiß lieben, fleißig an Ihn denken, und Ihn nicht mehr betrüben; und so schlief ich ein. Den folgenden Abend kam meine Angst wieder, denn ich hatte mein Versprechen vergessen und also nicht gehalten; ich wiederholte es aber unter vielen Thränen. Allein es wurde am folgenden Tag wieder nicht gehalten, und als nun der 3. Abend kam, entstand auch noch der ängstliche Gedanke bey mir, der Herr Jesus würde von mir denken, ich wolle Ihn nur mit meinem Versprechen betrügen! Aber zu meinem Trost erinnerte ich mich daran, daß er allwissend sey und sagte zu Ihm: Du kannst ja in mein Herz sehen, du weißt es ja, daß es mein ernst ist, dich lieb zu haben, fleißig an dich zu denken, und dich nicht mehr zu betrüben; ich vergesse es aber, da wollest du so gut seyn, und mich selbst daran erinnern! Und in dieser Hoffnung schlief ich wieder ein. Ich bekam auch wirklich bey Tage manche Erinnerungen in meinem Herzen, aber wegen meiner flatterhaften Art, kam es doch nicht eher recht zum Nachdenken bey mir, als des abends im Bette, welches etliche Wochen anhielt, und ich war oft sehr verlegen darüber, daß ich meine Versprechen nicht halten konnte. Nach und nach aber verlor sich diese Bekümmernis bey mir, und nur etwa in der Passionszeit, beym Jahreswechsel, und

wenn ich abends nicht gleich einschlafen konnte, kam ich wieder ins Nachdenken über mich und dadurch auch in Verlegenheit ums Seligwerden“ (Andresen 1794, o.S.).

Dies ist die etwas gekürzte Eingangspassage des mit 35 eigenhändig verfassten Seiten ungewöhnlich ausführlichen Lebenslaufs von Anna Maria Andresen, geb. Stauber, die sich mit 18 Jahren der Herrnhuter Brüdergemeine anschloss. Ausgewählt habe ich ihn wegen der Ausführlichkeit, mit der Vertrautes wie auch Fremdes dargestellt werden.

Im Weiteren werde ich kurz auf den Kontext eingehen, in dem dieser Lebenslauf entstand, die Herrnhuter Brüdergemeine (1.), und darstellen, welche Bedeutung Lebensläufe in der Brüdergemeine zukam (2.), um dann entlang meiner eigenen Leseerfahrungen eine Interpretation dieser Egodokumente zu versuchen; leitend wird dabei die Frage nach dem Vertrautem und dem Fremden sein (3.). Abschließen werde ich mit Überlegungen zur Spezifik der Herrnhuter Lebensläufe (4.).

1. Die Herrnhuter Brüdergemeine

Die Herrnhuter Brüdergemeine war eine religiöse Lebensgemeinschaft.¹ Hervorgegangen war sie aus einer 1722 entstandenen und von dem frommen sächsischen Reichsgrafen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf inspirierten und protegierten Siedlung von Religionsflüchtlingen in der Oberlausitz, die Herrnhut genannt worden war. Der Ort zog neben den Exulanten viele andere Fromme an, 1727 lebten bereits über 300 Personen in Herrnhut. Schon früh wurden Verbindungen zu Gleichgesinnten gesucht und gepflegt, 1732 die ersten Missionare entsandt – so wurde der Mann von Anna Maria Andresen über ein Jahr nach Surinam geschickt. Seit 1737 entstanden im deutschen Reich, den Niederlanden, England, Dänemark, Russland und Amerika verschiedene Herrnhuter Ortsgemeinden, eigene Siedlungen, in denen man zusammen lebte und wirtschaftete. Andresen lebte in unterschiedlichen Ortsgemeinden: Vom Herrnhaag bei Frankfurt wurde sie nach Zeist in den Niederlanden entsandt, danach nach Herrnhut, wo sie 1758 heiratete, um dann mit ihrem Mann in Niesky und Barby Ämter zu übernehmen. Als Witwe arbeitete sie im schlesischen Gnadenberg, wo sie 1794 starb. In den 1740er-Jahren, der so genannten Sichtszeit, bildete sich eine eigene Herrnhuter Tracht heraus, dies besonders für die Frauen (vgl. Mettele 2001). Mitglied der Brüdergemeine zu sein, worum man sich bewerben und worauf man unter Umständen Jahre warten musste, bedeutete, in einer der Ortsgemeinden zu leben oder in der Mission, in der Diaspora oder in anderer Angelegenheit im Dienst der Gemeinde zu stehen. Dem Dienst kam eine zentrale Bedeutung zu, denn die Herrnhuter Brüdergemeine verstand sich als Dienstgemeinde des Herrn (Wollstadt 1966). Frauen, das ist wichtig, konnten in der Brüdergemeine nicht nur Gemeindeämter einnehmen, sondern auch geistliche Ämter, genau

1 Heute hat die Evangelische Brüderunität weltweit etwa eine halbe Million Mitglieder, den größten Teil davon in Afrika. In den USA leben etwa 38.000 Mitglieder der Brüderunität (Moravians), in Deutschland etwa 7000. Die Brüdergemeine ist eine Freikirche innerhalb der EKD.

wie die Männer. Für das 18. Jahrhundert sind mit Ausnahme des Bischofsamtes für alle geistlichen Ämter – Akoluthie, Diakonie, Presbyter – Frauen belegt, ein absolutes Novum im kirchlichen Leben der Zeit. Dass Frauen geistliche Ämter innehaben konnten, ergab sich aus der Geschlechtertrennung in der Gemeinde: Für seelsorgerische und geistliche Belange von Frauen waren Frauen zuständig.² Anna Maria Andresen bekleidete hohe Ämter: 1747 wurde sie zur Akoluthie zugelassen und ein Jahr später zur Diakonisse ordiniert, wie sie in ihrem Lebenslauf knapp festhält.³ Untereinander redete man sich mit Bruder und Schwester an. Die Gemeinden waren in so genannten „Chören“ organisiert. Das waren Gruppen, die nach Familienstand und außer dem Kinder- und dem Ehechor nach Geschlechtern getrennt lebten. Die Chöre hatten ihre eigenen Versammlungen und wurden von eigenen Pflegerinnen und Pflegern, Vorsteherinnen und Vorstehern geleitet – Andresen vertrat entsprechende Ämter erst für das Ledige-Schwestern-Chor, dann mit ihrem Mann zusammen für das Ehe- und nach dessen Tod für das Witwenchor. Die Chöre der ledigen Schwestern und der Witwen in den Ortsgemeinden lebten wie die der ledigen Brüder in der Regel in eigenen Wohngemeinschaften, den Chorhäusern, die wir uns mit Wohnstuben, Arbeitsräumen, Chorsaal für die Andachten, gemeinsamem Schlafsaal, Krankenstuben, Wirtschaftsräumen vorstellen müssen.⁴

Der Weg in die Brüdergemeinde lief in aller Regel über persönliche Kontakte mit Mitgliedern der Brüdergemeinde, die dazu führten, dass man an brüderischen Versammlungen teilnahm. Anna Maria Andresen kam zuerst über ihre Handarbeitslehrerin mit Herrnhuterinnen in Kontakt, übrigens nicht ohne anfängliche Skepsis. Sie machte Bekanntschaft mit weiteren „Geschwistern“, die sie zu Versammlungen und Predigten einluden. Die ersten Begegnungen mit und der Eintritt in die Gemeinde finden sich in den

- 2 Ausschlaggebend dafür waren nicht etwa Positionen der Geschlechtergleichheit, wie sie in der Frühaufklärung formuliert worden waren, sondern Zinzendorfs Überzeugung, dass Männer und Frauen unterschiedlicher Altersgruppen unterschiedliche religiöse Bedürfnisse hätten. Deshalb gab es in der Brüdergemeinde eine symmetrische Ämterordnung, die dazu führte, dass „die Schwestern für ihre eignen Belange weitgehend selbst verantwortlich (waren) und [...] darüber hinaus auch Anteil an der übergreifenden Gemeindeleitung hatten. Der einzige Bereich, in dem die Schwestern deutlich den Brüdern untergeordnet blieben, war die Leitung von Gottesdiensten. Das Halten des Abendmahls oder einer Liturgie war ausschließlich ordinierten Brüdern vorbehalten“ (Vogt 1999, S. 41f.). Die letzte Weihe von Presbyterinnen fand in Zinzendorfs letztem Lebensjahr, 1760, statt, Diakonissen wurden bis 1790 ordiniert. Der Zugang von Frauen zu ordinierten Ämtern war damit ein Phänomen der Anfangszeit der Brüdergemeinde. Das fügt sich in Max Webers Beobachtung, dass religiöse Erneuerungsbewegungen in ihren Anfängen eine hohe Beteiligung von Frauen aufweisen, die mit zunehmender Institutionalisierung zurückgedrängt werde (Weber 1922/⁵1980, S. 297f.).
- 3 Nach Wollstadt (1966, S. 348) wurden 1747 53 Frauen zur Akoluthie zugelassen, 1748 17 als Diakonissen ordiniert.
- 4 „Es gab die folgenden Chöre: Kinder, größere Mädchen, größere Knaben, ledige Schwestern, ledige Brüder, Eheleute, Witwen, Witwer. [...] Eine ausführlichere Choreinteilung gibt Zinzendorf im Summarischen Unterricht (1755), wo er bis zu 25 verschiedene Chöre auflistet.“ (Peucker 2000, S. 17) Die Chorhäuser waren auch effektive Wirtschaftsbetriebe; neben Textilem stellten die Herrnhuter Schwestern u.a. das sogenannte Herrnhuter Papier her, das in der Buchbinderei Verwendung fand (vgl. Reschke 2001).

Lebensläufe als Wendepunkte beschrieben, die das Leben in ein Vorher und Nachher teilen. Oft werden die genauen Daten festgehalten – bei Andresen sind dies die Aufnahme in die Gemeinde (22. Juli 1741), in das Ledige Schwestern Chor (Mai 1743) und schließlich die Übersiedlung nach Herrnhaag, dem Zentrum der Brüdergemeinde in der Wetterau während der Zeit der Verbannung Zinzendorfs aus Sachsen (19. August 1744). Um die Vita von Andresen abzuschließen: Zwei Kinder sind im Lebenslauf erwähnt und im Nachtrag werden ihr Amtsgang und das Vertrauen der Gemeinemitglieder in sie ausnehmend lobend erwähnt, was darauf schließen lässt, dass sie eine der bekannteren Frauen in der Brüdergemeinde war.

2. Die Lebensläufe in der Brüdergemeinde

Aufgesetzt hat Anna Maria Andresen ihren Lebenslauf zwischen 1782, ihrer Ankunft in Gnadenberg, wo sie Chordienlerin beim Witwenchor wurde, und 1784. Vermutlich geschah es in ihrer Anfangszeit in Schlesien, weil dieser Umzug – kurz zuvor war ihr Mann gestorben – einen Wendepunkt in ihrem Leben markierte und in solchen Situationen oft Lebensläufe verfasst wurden. Eine andere häufige Schreibsituation war gegeben, wenn Todesahnungen kamen, das Leben zu Ende ging oder die Schreibenden damit rechneten.

Die Lebensläufe verdanken sich dem Umstand, dass seit Anfang der 1750er-Jahre von den Mitgliedern der Brüdergemeinde erwartet wurde, eine Darstellung ihres „Ganges durch die Zeit“ zu hinterlassen und darin vor allem über ihren Glauben Rechenschaft abzulegen. Diese Lebensläufe haben einen Bekenntnischarakter⁵. Sie wurden entweder selbst verfasst oder von anderen, beispielsweise der Tochter oder einem Mitglied des Chores. Sie konnten ganz knapp ausfallen mit ein bis zwei Seiten oder auf 35 Seiten, wie bei Andresen, weit ausholen. Der Bericht über das Leben zwischen der Niederschrift und dem Tod wurde von anderer Hand hinzugefügt. Die Texte endeten stets mit der Beschreibung des Sterbens der betreffenden Person, die auch einmal ausführlicher ausfallen konnte als der eigentliche Lebenslauf. In der Regel wurde in diesem Nachtrag die Freude am bevorstehenden Übergang von der, herrnhutisch gesprochen, unteren in die obere Gemeinde bezeugt bzw. allgemeiner gesagt: das *richtige* Sterben als Teil des richtigen Lebens.

Die Lebensläufe wurden beim Begräbnis verlesen und bildeten einen zentralen Bestandteil der Beerdigungsliturgie. Wer einen Lebenslauf zu Papier brachte, hatte also das eigene Ende, vielleicht sogar das eigene Begräbnis vor Augen und formulierte für die hinterbliebene Gemeinde einen mehr oder weniger öffentlichen Text. Ein Teil der Le-

5 Allerdings stehen im Herrnhutischen anders als im pietistischen Lebenslauf, beispielsweise dem bzw. denen von A.H. Francke, nicht Bußkampf und Durchbruch zum Glauben im Zentrum. Im pietistischen Lebenslauf wird das Leben um dies Bekehrungserlebnis zentriert und damit in ein sündiges Vorher und ein zwar nicht sündenfreies, aber doch besseres, heilsgewisseres Nachher geteilt. Von diesem Halleschen Bekehrungsschematismus hat sich Zinzendorf, wie Erika Geiger (2002) gezeigt hat, explizit abgewandt.

bensläufe, vermutlich die besonders frommer oder prominenter Personen, wurden in die Gemeindiarien bzw. in die Gemeinnachrichten aufgenommen, handgeschriebenen Tagebüchern über das Geschehen in den einzelnen Gemeinden, die unter ihnen zirkulierten und vorgelesen oder auch alleine gelesen wurden. Insofern stellten die Lebensläufe „eine spezielle, ritualisierte Ausdrucksform herrnhutischer Frömmigkeit“ (Seibert 1997, S. 201) dar. Sie konstituierten eine bestimmte Kommunikation in der Gemeinde bzw. waren innerhalb eines gemeinsamen kommunikativen Feldes angesiedelt. Als Genre stehen die Herrnhutischen Lebensläufe in der Tradition von pietistischer Biografik, von Leichenpredigten wie auch von Exempelgeschichten der Erbauungsliteratur.⁶

3. Die Lebensläufe – das Vertraute und das Fremde

Autobiografische Texte, das ist bekannt, stellen das eigene Leben stets selektiv dar. Selektivität kann aber genauso bei der Rezeption autobiografischer Texte zum Tragen kommen. Zumindest trifft das für meine Leseerfahrungen zu. Nun ist es nicht die Tatsache der Selektivität, die ich weiter verfolgen möchte, bei Egodokumenten wie den Herrnhutischen Lebensläufen wird man immer auswählen müssen, sondern das wie, das Schema, nach dem sie funktionierte. Meine Selektivität folgte nämlich einer ganz schlichten Regel: Das Vertraute, Wiedererkennbare bzw. was ich dafür hielt, nahm ich wahr, mehr noch: derartige Passagen suchte ich. In der eingangs zitierten Anfangspassage von Anna Maria Andresens Lebenslauf waren das ihre Aussagen zur Erziehung durch Vater und Mutter, denen sich entnehmen lässt, welche moralischen Vorstellungen die Eltern Stau-ber ihren Kindern vermittelten. Wir erfahren, dass ein ehrliches Bekenntnis eigenen Vergehens zuverlässig vor körperlicher Bestrafung schützte, die Eltern also allem Anschein nach körperliche Züchtigungen möglichst umgehen wollten und damit eine „moderne“ Rationalisierung des Strafens verfolgten. Weiter ist zu lesen, dass die Kinder früh zum Beten angehalten und ihnen biblische Geschichten erzählt wurden. Insgesamt eine Familie, in der es fromm zugeht, aber auch bürgerlich, weil kindzentriert. Das scheint vertraut zu sein.⁷ Als vertraut an den Lebensläufen bezeichne ich jene Passagen,

6 Erstmals wurde 1747 ein Lebenslauf bei einem Begräbnis verlesen. Seit 1752 sind handschriftliche Lebensläufe im Archiv der Brüderunität in Herrnhut nachweisbar, seit 1752 finden sich auch Lebensläufe in den Diarien, seit 1755 werden längere (bis acht Seiten) unter der Rubrik *personalia* mitgeteilt, zu der Zeit noch in der dritten Person. Ab 1757 werden dann im „Jüngerhausdiarium“, d.h. dem Tagebuch der „Zentrale“ der Brüdergemeine, Lebensläufe in der ersten Person veröffentlicht. Ende des Jahrhunderts, als Andresen ihren Lebenslauf verfasste, hatte sich die Ich-Form durchgesetzt (vgl. Reichel 1984); zu den Lebensläufen siehe auch Seibert 1997; Modrow 1996; Hose 2000.

7 Dabei ist eine derartig ausführliche Darstellung der Kindheit – mit mehr als vier von 35 Seiten handelt über ein Zehntel des Textes darüber – atypisch für die Herrnhuter Lebensläufe; üblicher ist eine kurze namentliche Erwähnung der Eltern, oft mit Berufsangabe des Vaters, gefolgt von einem weiteren Satz wie etwa bei Anne Margarethe Eckberg, geb. Helmers, verw. Berthold (1705-1782): „(M)eine l(ieben) Eltern erzogen mich mit aller Sorgfalt nach ihrer Erkenntniß und hielten mich fleißig zur Kirche und Schule an“ oder noch knapper bei Maria

in denen sich vergangener Alltag oder zumindest Splitter davon wieder erkennen lassen. Die Lebensläufe können dann als Quelle für sozial-, alltags-, kultur- oder mentalitätsgeschichtliche Fragestellungen dienen, indem sie über die Herkunft – in der ersten Generation oft die Emigration aus Böhmen oder Mähren – Auskunft geben, über Eltern, Geschwister, Familie, über Erziehung, über den Weg in die Brüdergemeine, über Ortswechsel, auch über fremde Länder, wenn die Schreibenden in der Mission arbeiteten, über Ämter innerhalb der Gemeinde. Allerdings wurde in vielen Lebensläufen zu diesen Themen geschwiegen, bestenfalls im Nachtrag von fremder Hand findet sich dann ein Hinweis beispielsweise zu Kindern. In anderen Lebensläufen wurde lebensgeschichtlich Bedeutsames nicht erwähnt: so fehlt im Lebenslauf der mit Andresen bekannten Anna Elisabeth Layritz (1718-1764) ein Hinweis auf ihre geistlichen Ämter, obwohl sie eine der ganz wenigen Presbyterinnen war. Allerdings wäre es falsch, hier willentliches Verschweigen oder gar Unterschlagung von Informationen zu sehen. Eher wird es so gewesen sein, dass im Kontext der Darstellung des eigenen ‚Ganges durch die Zeit‘ bestimmte Lebensumstände wie hier Kinder oder Ämter den Schreiberinnen nicht wichtig waren oder sich ihres Erachtens nicht mit christlicher Demut vertrugen.⁸ Worum es den Schreiberinnen vordringlich ging, war ihr religiöses Leben, nicht das weltliche.

Damit wäre ich, um wieder auf meine Leseerfahrung zu kommen, bei dem Sperrigen, bei dem, was ich ignorierte. Es war vor allem das Fromme, die ausführlichen Darstellungen des eigenen Glaubenslebens, der Zweifel, der Konjunkturen lebensgeschichtlicher Nähe oder Ferne zum Heiland. Wo es in einem Lebenslauf häufiger um diese Glaubenserfahrungen ging, und das bleibt bei längeren Lebensläufen nicht aus, sah ich vor allem Redundanz, die Wiederholung des Gleichen. Diese Passagen blieben mir fremd. In meiner Rezeption wurden sie zum Kleingedruckten der betreffenden Person.

Margarethe Pfohl, geb. Hamm (1731-1811): „(M)eine lieben Eltern suchten mich zu allem Guten zu erziehen, und vor schlechten Dingen zu bewahren.“ Hier wurden ganz offensichtlich Kürzel für fromme Eltern verwendet, Topoi. Geschichten gab es nicht zu erzählen. – Was die Darstellung der Kindheit in den Lebensläufen betrifft, so kommt Christine Lost in dem Forschungsprojekt „Das Leben als Lehrtext. Lebensberichte der Herrnhuter Brüder-Unität aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des 20. Jahrhunderts“ zu dem Ergebnis, dass im 18. Jahrhundert etwa ein Viertel des Textes von der Kindheit behandelt habe.

- 8 In einigen Lebensläufen findet sich die aus Autobiographien bekannte klassische Demutsformel, dass es eigentlich nichts Bemerkenswerthes zu berichten gäbe, so bei Anna Dorothea von Watteville, verh. von Schweinitz (1754-1813), einer Enkelin Zinzendorfs: „Gott! Du bist mein Licht und Stern, der mir bald ist aufgegangen, der umfange meinen ganzen Lebenslauf, wart ich drauf, so erstaunen meine Sinnen in mir die Gedanken rinne, Ihrer ist ein großer Hauf. Die Treue Jesu hört nie auf, davon ist auch mein Lebenslauf, zu seines Namens Ehr und Preis ein unumstößlicher Beweis.“

Obgleich bey solchen, die in der Brüdergemeine geboren und erzogen sind, nicht leicht viel auffallendes und besonderes in ihrem Gang durch diese Zeit vorzukommen pflegt, sondern einem das Glück wiederfährt, an der Hand des Heilandes und in der Pflege der Gemeinde einen egal ruhigen Gang durch dieses Leben zu gehen, so finde ich mich doch gedungen, theils aus Dankbarkeit gegen meinen Herrn, theils auch zur Nachricht, besonders für meine lieben Kinder bey dem Beschluß meines fünfzigsten Jahres etwas von meinem Leben aufzusezen. Ich bin geboren den 25ten April 1754 in Herrnhut“ (Schweinitz 1813, o.S.).

Im Falle von Anna Maria Andresens Lebenslauf ist das insofern abgeschwächt, als es hübsch erzählt ist. In der zitierten Passage lässt sie uns wissen, dass sich schon in ihrer Kindheit die Gnadenarbeit des heiligen Geistes an ihr erwies – was sich übrigens auch als Hinweis auf eine gewisse Auserwähltheit lesen lässt, um dann eine Kindergeschichte von nächtlichen Ängsten zu erzählen, die wir aus vielen Autobiografien kennen, beispielsweise Jean Pauls „Selberlebensbeschreibung“. Andresen hatte Angst beim Einschlafen, sogar Todesangst, wenn sie ihr eigenes Sterben imaginierte. In dieser inneren Not half sie sich damit, dass sie in einen Dialog mit Christus trat, dem sie Frömmigkeit versprach, was sie beruhigt einschlafen ließ. Weil sie ihre frommen Vorsätze aber nicht so umsetzte, wie es ihres Erachtens richtig gewesen wäre, stellten sich die furchtbaren Ängste und Selbstvorwürfe in der nächsten Nacht wieder ein und so blieb es über Wochen. Ein *circulus vitiosus* aus Ängsten, Versprechen, Beruhigung, Schuldgefühlen, zentriert um Frömmigkeit und einen ganz personal, fast leibhaftig gedachten Heiland. Dieser sehr persönliche Gottesbezug wird auch deutlich in Andresens Umgang mit ihrer Befürchtung, der Heiland könne sich von ihren uneingelösten Versprechungen gefoppt fühlen, wenn sie sich dann ins Gedächtnis rief, dass er ja aufgrund seiner Allwissenheit ihren guten Willen kennen müsse und generell zur Vergebung neige.⁹ Wenn im fremden Frommen derart gewitzt mit Gott gesprochen wird, ließe sich der Dialog mit ihm im Eriksonschen Sinn entwicklungspsychologisch als Teil eines Identitätsfindungsprozesses sehen, in dem Schuld verhandelt und damit bewältigt wird: Identität und frommer Lebenszyklus. Der Dialog mit Gott ließe sich, Stichwort *agency*, aber auch als Strategie der Krisenbewältigung interpretieren. Allgemeiner könnte man vielleicht sagen, dass Lebenskrisen in der Herrnhuter Brüdergemeine nur als Glaubenskrisen beschreibbar wurden. Was diesen Interpretationsversuchen der auf Ängste oder Schuldgefühle zurückgehenden Dialoge mit dem Heiligen gemeinsam ist, ist der Versuch, sie anzuverwandeln, vertraut zu machen, d.h. ihnen das Fremde zu nehmen. Im Vergleich zum Ignorieren mag hier zwar mehr zur Kenntnis genommen werden, das beunruhigende Fremde bleibt aber weiter außen vor.

Es gibt Passagen in den Lebensläufen, die sich diesem vertrautmachenden Zugriff entziehen. So erinnert sich Anna Maria Andresen ein Gespräch über die „Sünderliebe des Heilands“ mitgehört zu haben, worauf sich ihre Unruhe, die wir aus der Eingangspassage kennen, wieder regte. Sie wollte ja fromm sein, dem Heiland gefallen – nur wie wäre das zu bewerkstelligen? „Woran“, fragte sie sich, „solltest du dich denn bekehren? Und glaubte, wenn ich nicht mehr so geschwind zornig oder hitzig, leichtsinnig und lustig wäre, dann würde es wohl gut mit mir stehen, und ich würde nichts mehr finden,

9 Dieser vertrauensvolle Umgang mit Jesus, der in vielen Lebensläufen auch als Freund, treuer Freund, lieber Freund bezeichnet wird und wohl auch als solcher erlebt wurde, verweist auf den religionsgeschichtlichen Prozess, in dem Gott – auch wenn es hier um Jesus geht – zum „lieben“ Gott wurde, der er in breiteren Kirchenkreisen dann im 19. Jahrhundert sein wird. Der alltägliche Umgang, der Dialog mit einer mehr oder weniger leibhaftig gedachten Figur war dafür sicher ausschlaggebend: ein Gott, mit dem man reden kann und der mit sich reden lässt, dem man Schwächen bekennen und bei dem man auf Verständnis hoffen kann, verliert seine alttestamentarische Strenge.

was mir Unruhe machen könnte, weil ich mir gröbere Ausbrüche der Sünde, wohin ich Tanzen, Spielen, Fluchen, Lügen und dgl. rechnete, nicht vorzuwerfen hätte“. Es ist dann folgende Zeile aus dem im Gespräch mit Jesus aufgeschlagenen Herrnhuter Gesangbuch: „Die Sünde ist, nicht glauben an den Christ!“, die eine Wende, Andresen spricht von „eine(m) mächtigen Schlag in meinem Herzen“, bewirkte. Weiter heißt es: „(D)er Geist Gottes überzeugte mich so von der Sünde, dass sie die größte sey, dass ich in ein lautes Weinen ausbrach. Nun wusste ich, was mir fehlte. Das war ein seliger Augenblick für mich, alle meine eigene Gerechtigkeit fiel weg, und ich kam mir abscheulich vor, als wenn ich alle grobe Laster begangen hätte.“ (Andresen 1794, o.S.) Andresen beschrieb etwas Merkwürdiges, und zwar, dass sie sich selig gefühlt habe, weil oder indem sie sich abscheulich vorgekommen sei. Sie hielt mehrere Szenen dieser Art fest. Das Schema: Seligkeit durch Einsicht in die eigene Unwürdigkeit, hier: Abscheulichkeit, allgemeiner: Glück in der Einheit mit Jesus durch Selbstabwertung bleibt gleich und macht das Fremde an diesen Passagen aus. Wie mag sich eine Seligkeit angefühlt haben, die auf einer Einsicht in die eigene Abscheulichkeit basierte?

Zugleich lesen sich diese Stellen redundant, weil es stets um das „Wechselspiel zwischen Gottesnähe und Gottesferne“ geht, das „als gelingende oder verfehlte Christusbeziehung dargestellt“ (Seibert 1997, S. 203) wird. Die religiösen Zweifel und Gewissheiten erscheinen dabei auf den ersten Blick immer die gleichen zu sein. Allerdings ist zu vermuten, dass sie von den Schreiberinnen höchst unterschiedlich erlebt wurden und dass die Trauergemeinde wie auch die zeitgenössischen Leserinnen und Leser diese Unterschiede verstanden. Sie wussten wahrscheinlich, was Andresen jeweils meinte, wenn sie von „bitterlichem Weinen“ schrieb oder von „stillen Sünderthränen“ oder auch von „Freudenthränen“ (Andresen 1794, o.S.). Nur wie lässt sich das heute verstehen? Wie ließe sich dies ehemals geteilte semantische Feld emotionsgeschichtlich erschließen?¹⁰ Um welche Nuancen des frommen Erlebens ging es jeweils?

4. Zur Spezifik der Herrnhuter Lebensläufe

Was ich als das fremde Fromme der Lebensläufe zu beschreiben versucht habe, macht die Spezifik dieses Egodokuments aus. Wenn sie allein entlang von Vertrautem sozial-, mentalitäts- oder kulturgeschichtlich gelesen werden, die Geschichten, die an den Rändern der frommen Erzählung mehr oder weniger ausführlich berichtet werden, im Zentrum des Interesses stehen, werden diese Lebensläufe, so meine These, nicht ausgeschöpft, ja in ihrer Spezifik verfehlt. Anders gesagt: Das Fromme sollte zum Großgedruckten werden.

Zur Schreibsituation muss man sich vergegenwärtigen, dass in der Brüdergemeinde alles in Gemeinschaft getan wurde: beten, arbeiten, schlafen, essen. Einen Lebenslauf schrieb man aber alleine, das Schreiben stellte eine der wenigen sozial akzeptierten, ja gewünschten Vereinzelungen in der Brüdergemeinde dar. Ich vermute, dass es Männer

¹⁰ Vgl. Langen ²1968.

und Frauen gab, die Freude daran hatten, alleine mit einem Blatt zu sein und sich selbst bzw. Gott Rechenschaft abzulegen, die gerne schrieben. Wie anders ließe es sich erklären, dass eine Anna Maria Andresen über 27 Seiten voll schrieb, von denen, das wusste sie, nur ein kleiner Teil an ihrem Grab verlesen werden würde. Sie hatte über ihr Begräbnis hinaus vermutlich ein Publikum vor Augen, vielleicht sah sie sich selbst sogar als – fromme – Schriftstellerin

Die Lebensläufe waren Bekenntnisse, die vor der eigenen religiösen Lebensgemeinschaft abgelegt wurden und vor Gott. Im Prozess dieser Selbstthematization und Reflexion wurden Seelenregungen beschreibbar, es entstand ein Innenraum und mit ihm ein Ich, ein frommes oder auch nicht frommes Ich. Die Lebensläufe lassen sich als Teil jenes Prozesses sehen, den Foucault in „Sexualität und Wahrheit“ als jenes „Spiel“ beschrieben hat, in dessen „Verlauf (sich) langsam ein Wissen vom Subjekt gebildet (habe)“ (Foucault 1976/1983, S. 89).

Das Ich entsteht, das ist wichtig und sei nochmals gesagt, im Dialog mit Gott bzw. dem Heiland oder mit der Gemeinde. Auf zwei Finalisierungen dieses Ich soll abschließend hingewiesen werden. Zum einen ist es das Ich, das uns in Rousseaus „Bekenntnissen“ begegnen wird, das Ich, das in seinem Herzen liest und was es da findet, aufschreibt, um sich dereinst „mit diesem Buch in der Hand [...] vor den obersten Richter (zu) stellen“ (Rousseau 1782-1789/²1984, S.9), eine Grandiositätsfantasie. Das fromme Ich, das über seine Nähe und Ferne zu Gott Buch führt, wird im Dialog mit Gott oder Gemeinde aber auch jene Fähigkeit entwickeln, die nach G.H. Mead unabdingbar für die menschliche Selbstwerdung ist, nämlich die Fähigkeit, sich selbst mit den Augen des anderen zu sehen. Dieses Ich wird uns bei Adam Smith in seiner „Theory of moral sentiments“ (1759, dt. 1770) als unparteiischer Beobachter, als „impartial spectator“, wieder begegnen, der den Blick des anderen auf das Ich in diesem Ich selbst repräsentiert und dadurch überhaupt erst Sympathie bzw. allgemeiner Gesellschaft möglich macht (vgl. Hahn 1987, S. 9). Beide, das einzigartige grandiose Rousseausche Ich wie auch das auf Vergesellschaftung ausgerichtete Smithsche Ich markieren Endpunkte eines möglichen Spektrums von Identität. Ihren Ursprung haben beide Ichs in Praktiken des Dialogs mit Gott, wie er in der Brüdergemeinde praktiziert und in den Herrnhuter Lebensläufen greifbar wurde.

Ungedruckte Quellen (Unitätsarchiv Herrnhut)

Andresen, A.M. (1794): Lebenslauf Anna Maria Andresen, geb. Stauber (1723-1794). UA R.22.76.01.

Eckberg, A.M. (1782): Lebenslauf Anne Margarethe Eckberg, geb. Helmers, verw. Berthold (1705-1782). UA R.22.62.79.

Pfohl, M.M. (1811): Lebenslauf Maria Margarethe Pfohl, geb. Hamm (1731-1811). UA R.22.109.97.

Schweinitz, A.D.v. (1813): Lebenslauf Anna Dorothea von Schweinitz, geb. von Watteville (1754-1813). UA R.22.94.76.

Literatur

- Foucault, M. (1976/1983): Sexualität und Wahrheit. 1. Bd.: Der Wille zum Wissen (*Histoire de la sexualité*, 1; *La volonté de savoir*, 1976). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Geiger, E. (2002): Zinzendorfs Stellung zum Halleschen Bußkampf und zum Bekehrungserlebnis. In: *Unitas Fratrum. Zeitschrift für Geschichte und Gegenwartsfragen der Brüdergemeine*, H. 49/50, S. 13-22.
- Hahn, A. (1987): Identität und Selbstthematisierung. In: Ders./Kapp, V. (Hrsg.): *Selbstthematisierung und Selbstzeugnis*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 9-24.
- Hose, S. (2000): „Für die Stunde meines Begräbnisses“: Zur kommunikativen Funktion von Lebensgeschichten in der Herrnhuter Brüdergemeine. In: *Lêtopis* 47, H. 2, S. 80-94.
- Langen, A. (1968): Der Wortschatz des deutschen Pietismus. Tübingen: Niemeyer.
- Mettele, G. (2001): Der Entwurf des pietistischen Körpers. Die Herrnhuter Brüdergemeine und die Mode. In: Lächele, R. (Hrsg.): *Das Echo Halles. Kulturelle Wirkungen des Pietismus*. Tübingen: Bibliotheca-Academica-Verlag, S. 291-314.
- Modrow, I. (1996): Religiöse Erweckung und Selbstreflexion. Überlegungen zu den Lebensläufen Herrnhuter Schwestern als einem Beispiel pietistischer Selbstdarstellung. In: Schulze, W. (Hrsg.): *Ego-Dokumente. Annäherungen an den Menschen in der Geschichte*. Berlin: Akademie Verlag, S. 121-130.
- Peucker, P. (2000): Herrnhuter Wörterbuch. Kleines Lexikon von brüderischen Begriffen. Herrnhut: Unitätsarchiv.
- Reichel, H. (1984): Ein Spiegel der Frömmigkeit und des geistlichen Lebens. Zur Geschichte des brüderischen Lebenslaufs. In: *Der Brüderbote*, H. 464, S. 4-7.
- Reschke, G. (2001): Herrnhuter Papier. Schlichtes Handwerk oder Farbe und Form mit symbolischem Hintergrund? In: Lächele, R. (Hrsg.): *Das Echo Halles. Kulturelle Wirkungen des Pietismus*. Tübingen: Bibliotheca-Academica-Verlag, S. 271-290.
- Rousseau, J.-J. (1782-1789/²1984): *Die Bekenntnisse (Les Confessions 1782-1789)*. München: Winkler.
- Seibert, D. (1997): Charlotte Schleiermacher. Überlegungen zum Lebenslauf der Herrnhuterin am Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert. In: Brandt, S./Oberdorf, B. (Hrsg.): *Resonanzen. Theologische Beiträge. Michael Winkler zum 50. Geburtstag*. Wuppertal: Foedus, S. 202-221.
- Vogt, P. (1999): Herrnhuter Schwestern der Zinzendorfzeit als Predigerinnen. In: *Unitas Fratrum. Zeitschrift für Geschichte und Gegenwartsfragen der Brüdergemeine*, H. 45/46, S. 29-60.
- Weber, M. (1922/⁵1980): *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen: Mohr.
- Wollstadt, H.-J. (1966): Geordnetes Dienen in der christlichen Gemeinschaft dargestellt an den Lebensformen der Herrnhuter Brüdergemeine in ihren Anfängen. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Anschrift der Autorin:

Prof. Dr. Pia Schmid, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Institut für Pädagogik, 06099 Halle, E-Mail: schmid@paedagogik.uni-halle.de.

Heinz-Elmar Tenorth

Kommentar zu Teil 1: Lebensläufe als Identitätskonstruktionen

*Das Leben ist köstlich
Das man sich erfindet.¹*

I.

Rebekka Habermas und Pia Schmid eröffnen die Beiträge dieses Beiheftes, indem sie mit ihren Abhandlungen das Thema nicht allein in historischen Exempeln behandeln, sondern zugleich auch die methodischen Probleme in der Entstehung und Nutzung von „Ego“-Dokumenten erörtern. Damit gewinnen ihre Beiträge eine zweifache Dimension, sie geben Aufklärung über den historischen Kontext und zugleich Aufklärung über die historiographischen Probleme. Die Abhandlungen verdeutlichen damit auch, dass Ego-Dokumente, hier: „Lebensläufe“, für ihre Urheber nicht weniger als für ihre aktuellen Leser ein Interpretationsproblem eigener Art aufwerfen.

Ein Kommentar, immer schon eine prekäre Gattung, nicht selten von nur parasitärem Status, kann in dieser Situation nicht einfach als kritischer oder nur erläuternder Begleittext geschrieben werden. In einem interdisziplinären Zusammenhang von Bildungsgeschichte und Bildungstheorie mag er aber als Versuch der Kontextualisierung und als Plädoyer für Anschlusslektüre und -forschung legitim sein. In den folgenden Überlegungen leiten mich jedenfalls solche Absichten; ich argumentiere deshalb auch nicht allein als Bildungshistoriker und aus der Faszination für neue Quellen und Themen, so sehr die Abhandlungen dazu verlocken, sondern auch als Erziehungswissenschaftler, und d.h. mit systematischen Interessen. Wenn ich dabei auch die alte Warnung – *individuum est ineffabile* – nicht widerlegen will oder kann, so lassen sich die vorliegenden Texte vielleicht doch als weitere Schritte auf dem Weg interpretieren, der primär die theoretische Anstrengung der Bildungsforschung inspiriert hat. Ihr Ziel ist es ja, schon in der philosophischen Anfangsphase ihrer Arbeit, zu sehen und zu verstehen, wie das Subjekt sich selbst bildet – mit oder ohne die fürsorgliche Umhegung durch die Pädagogik und ihre Profession.

II.

Auch in den hier zu diskutierenden Abhandlungen sind die Welten, in die man mit den „Lebensläufen“ eintritt, Räume eigener Art, nicht allein als Freiheitsräume zu sehen, sondern in ihrer Limitierung und Ordnung stärker den Erinnerungen nahe, die auch

1 Aus: Peter Maiwald: Biographie. In: Neue Rundschau 105 (1994) 2, S. 122.

von pädagogischen Szenarien geweckt und bestärkt werden. Habermas und Schmid führen uns zwar in Kontexte der Subjektbildung, die weniger professionell und pädagogisch als lebensweltlich und religiös bestimmt sind, aber es bleiben dennoch Welten, die primär durch kollektive Überzeugungen geprägt wurden, mit nachhaltigen Ansprüchen an die Subjekte in deren Lebenslauf auftreten und sich retrospektiv und aus unserer Gegenwart eher als Welten von Normierung, ja Zwang, denn als Orte der Befreiung interpretieren lassen. Pädagogik, vielleicht sogar „schwarze“, liegt jedenfalls näher als das autonome Reich der Subjektivität. Aber, und das ist der Erkenntnisgewinn dieser Analysen für das Verständnis von Bildungsgeschichten um 1800, Welten dieser Art sind offenbar nicht nur zufällig, sondern systematisch die soziale Bedingung der Konstitution von Subjektivität.

Die in den Abhandlungen genutzten und präsentierten Ego-Dokumente geben darüber informativen Aufschluss. Es sind „Lebensläufe“, d.h. antizipierend für den eigenen Todesfall und seine Feier vorbereitete und dort zur Sprache zu bringende Selbstdarstellungen des Lebens der noch zu Sterbenden. Die Quellen selbst und ihr Entstehungskontext sind also schon Indizien für die angesprochenen fremden Welten, auch für überraschende Intentionen, wenn die Präsentation des eigenen Lebens und die Konstruktion von Subjektivität einer sozialen Konvention folgt, die erst im Tode dem Individuum das Recht über sich selbst wieder gibt, das es vorher der religiösen Gemeinschaft hatte einräumen müssen. Überraschend wird dieser Kontext der vermeintlich eindeutigen Entsubjektivierung aber nur für jemanden sein, der dem falschen Glauben folgte, dass allein aus der Negation oder Widerständigkeit gegen das Soziale oder aus der Opposition von Kollektivität und Individualität das Subjekt entstehen kann.

Zunächst lernt man mit diesen Quellen deshalb noch einmal die gelegentlich vergessene Botschaft, dass sich die „Entdeckung des Ich“ und die „Geschichte der Individualisierung“ (van Dülmen 2001) als gesamteuropäisches Phänomen nicht verstehen lassen, wenn man nicht die Welt der Religion als wesentlich beachtet. Das mag als ein Kontext erscheinen, der dem Individuum zugunsten der kollektiven Organisation von Religion und Konfession keine Rechte einräumt, aber das ist nur die halbe Botschaft; denn diese religiös bestimmte Welt schreibt ihren Mitgliedern zumindest die subjektive Verantwortung für sein Leben und seine Taten zu und stellt, im Lebensverlauf unausweichlich, Rituale bereit, wie die Beichte und das Bekenntnis, die dem Selbst seine eigene Geschichte und seinen sozialen Ort geben und dazu zwingen, die eigene Lebensgeschichte als einen subjektiv zu verantwortenden Bildungsprozess zu verstehen. Diese Verschränkung von Individualität und Kollektivität entsteht als soziale Form in den pietistischen Milieus des Protestantismus (Herrmann 1984; Priem 1999) genauso wie in katholischen Revieren, hier exemplarisch ausgeprägt und für das gesamte bildungstheoretische Denken folgenreich bereits bei den französischen Jansenisten schon im 17. Jahrhundert (Osterwalder 1993, 2003).

Für den Bildungshistoriker ist es deshalb auch zunächst wenig überraschend, dass beide Abhandlungen in ihren Quellen auf Verhältnisse des ausgehenden 18., frühen 19. Jahrhunderts zielen. Habermas selbst erinnert einleitend daran, dass diese Zeit einen „Boom“ an Ego-Dokumenten und ihrer Reflexion erlebte, der kein Beispiel hatte (und

hat). Der Kontext von Aufklärung und klassisch-idealistischer Philosophie, der in der Anthropologisierung und Empirisierung seines Bildes vom „ganzen Menschen“ (Schings 1994) die wesentliche intellektuelle, wissenschaftliche und selbstreflexive Grenze zur vor- und frühmodernen Welt zieht, ist für die Geschichte von Individualität und Individualisierung einschlägig bekannt. Historisiert und damit so präzise wie notwendig auch wieder fremd für die Gegenwart wird dieses Bild, in dem es die Entstehung des Ich und den selbstbewussten Prozess der Konstruktion der eigenen Identität, selbst der eigenen Geschlechtsidentität, aus Wurzeln beschreibt, denen man solche Leistungen kaum zuschreibt.² Aber man muss immer neu betonen, dass es auch hier die Formen der alten Welt sind, Religion und Konfession, ja die engen Grenzen eines nahezu geschlossenen Sozialmilieus, die im Prozess des Aufwachsens jetzt möglich machen, was so unwahrscheinlich klingt: „Individualität“.

Habermas und Schmid beschreiben die von ihnen beobachtete Welt denn auch in einer Weise, in der diese eigentümliche Verschränkung der Zeiten und Perspektiven, des „Fremden und Vertrauten“ (Schmid), die auch für Identitätsbildung historisch wesentlich war und bis heute geblieben ist, selbst noch argumentativ bestimmend wiederkehrt, ja methodisch scharf akzentuiert wird. Historiographisch hat das deshalb auch ganz eigene Konsequenzen: Was Rebekka Habermas für ihre Analyse beansprucht, das charakterisiert ja auch die Position, aus der Pia Schmid schreibt; denn sie dürfte Habermas' Prämisse nicht widersprechen, dass angesichts der Diskussion und nach der Kritik der historiographischen Moden in der Behandlung von Ego-Dokumenten nur eine Analyse „jenseits von Enthüllung und Konstruktion“ noch legitim gewählt werden kann.

Selbstverständlich bleiben die Abhandlungen der Autorinnen Historiographie, sind nicht einfach nur Paraphrase des Materials, sondern narrative Konstruktionen des Umgangs mit den Quellen, wie es schon die Titel der Beiträge sagen: „Zwischen Erfahrung und Inszenierung“ sieht Rebekka Habermas die „Selbstreflexion“ entstehen, „Schreiben“ wird die Form, in der „im Bürgertum um 1800“ Identitäten konstruiert werden – damals und generell (Kittler 1978; Fohrmann 1998). Die hier konkret analysierte „Praxis“ der Textproduktion, der „Lebenslauf“ der Catharina Schückher, erzeugt also erst das „Selbst“, das den Beobachter staunen macht. Sichtbar wird dieses Selbst für die Interpretin Habermas dort, wo die vorgegebene Form des „Lebenslaufs“ problematisiert wird, wenn also „die Regeln des Genres“ durchbrochen werden. Statt der üblichen Vorlage für die „Leichenpredigt“, die sie zu schreiben hätte, folgt Catharina Schückher für die Lebenszeit vor der Ehe und für den Prozess ihrer Identitätsbildung der Gattung von „Bildungsroman bzw. Gelehrtenbiographie“, einer Textgattung, die an sich den Männern vorbehalten war. Ihr erlaubt diese Gattung aber die Beschreibung eines unkonventionellen Lebens, „voller Brüche und Widersprüche“ und die Darstellung ihres subjektiven Bildungsgangs. Erst mit der Eheschließung unterwirft sie sich der üblichen Form und dann wählt sie die für eine Frau typische Form der „Passionsgeschichte“.

2 Aber immerhin, inzwischen reflektieren nicht allein Religionspädagogen über die Nachwirkungen der religiösen Sozialisation für ihr wissenschaftliches Werk (vgl. u.a. Lachmann/Rupp 1989/2000) oder die autobiografischen Texte in Tworuschka (2003).

Pia Schmid nähert sich mit ihren Quellen einem noch engeren sozialen Kreis, der Herrnhuter Brüdergemeine. Auch hier werden Lebensläufe geschrieben, um in der Gemeinde erzählt und beim Begräbnis vorgelesen zu werden. „Bekenntnischarakter“, und damit die Referenz auf Subjektivität, haben auch diese Texte, ja das Schreiben gilt als die „akzeptierte, ja gewünschte Vereinzelung in der Brüdergemeine“. In diesem „Innenraum“ entsteht das „Ich“ neben dem Wir, und es entsteht vor allem „im Dialog mit Gott“ und als ein „frommes Ich“. Mag das Individuum eine bürgerliche Erfindung sein, man versteht diese Erfindung nicht ohne die Verschränkung von Individualität und Sozialität, von Religion und Subjekt. „Bildung“ wird der Titel für die spezifische Form, in der sich Individualität dieser Art entfalten kann (Jannidis 1996).

Das führt dann auch zu der einzigen Rückfrage bzw. Leerstelle, die der Bildungstheoretiker an den Geschichten von Habermas und Schmid notiert (ohne es gegenüber den Historikern etwa als Monitum zu interpretieren), dass sie zwar beschreiben, was sich als Prozess der Konstitution von Identität und Subjektivität beobachten lässt, aber im Grunde doch nicht systematisch zu erklären suchen, wie und warum möglich wurde, was hier in seiner Artikulation beobachtet werden kann. Die Gleichzeitigkeit von Geschlossenheit einer Welt und der Erfahrung von Differenz, wie sie Lern- und Bildungsprozesse mit sich bringen, scheint in der Moderne dafür förderlich zu werden. Die Tatsache also, dass das Aufwachsen unausweichlich in einer plural werdenden Welt geschieht (Orth-Peine 1990), quasi zwischen Familie und institutionalisierten Lernorten, hat offenbar ihre eigenen Konsequenzen, das Muster der Sozialisation verändert sich. Ohne Zweifel, es ist auch hier die Form, die erzieht (Prange 2003), und zwar die Form der Sozialisation, in der auch in streng konfessioneller Sozialisation konkurrierende Optionen simultan präsent sind, und sei es nur in der Vielfalt der Formen, in denen man den eigenen Lebenslauf erzählen kann.

III.

Was können, nach der Erinnerung an die systematischen Fragen, die man von ihnen erwarten darf, die Bildungstheoretiker jetzt von den Historikern lernen? Vor allem wohl, wie man Bildungsgeschichten erzählen kann, wie man darstellt, wie solche Situationen und Prozesse sich entwickeln und was sie für die Subjekte im Bildungsprozess bedeuten. Pia Schmid lässt deshalb Anna Maria Andresen erst ausführlich zu Wort kommen, bevor sie beschreibt und interpretiert, was Anna Maria Andresen als ihren Lebenslauf überliefert hat. Rebekka Habermas dagegen beginnt nicht mit der Präsentation der Quelle, sondern macht sich zuerst die Mühe, die ganze Last der seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert weitgehend unverändert überlieferten und nahezu unbefragt geltenden Möglichkeiten, Selbstzeugnisse zu beschreiben und zu analysieren, noch einmal Revue passieren zu lassen und auf ihre Tauglichkeit für die aktuelle Analyse von Ego-Dokumenten zu prüfen. Damit wird nicht allein die Historizität der Beschreibungsmöglichkeiten transparent, in der Kritik an „Enthüllungs“-ambitionen und „Authentizitäts“-fiktionen wird ihr Bild des Subjekts selbst präsent und die Option für ein nicht normativ-antizipierendes, sondern historisches Bild des Individuums begründet. Der Bil-

dungstheoretiker wird dabei zugleich daran erinnert, dass er nicht idealen Konstrukten von Individualität nachgeht oder seinen eigenen normativen Prämissen für wahre oder falsche Identität, sondern immer nur mit historischen Ausprägungen von Individualität.

Mit den Historikern wird man dann allenfalls streiten, ob ein Begriff wie „Ego-Dokumente“ wirklich notwendig ist, vor allem aber, ob der Anschluss an die sozialwissenschaftliche „Konstruktions“-Metaphorik wirklich so erhellend ist, wie der inzwischen inflationierende Gebrauch offenbar weitgehend fraglos unterstellt. Für den Begriff der „Ego-Dokumente“ werden die Historiker einerseits auf die Genese dieser Forschungsrichtung verweisen und auf die Herkunft aus der internationalen Debatte (vgl. auch Gestrich 1999), sie werden andererseits die Selbstkritik in der eigenen Zunft anführen, die man für „Ego-Dokumente“ (Schulze 1996) bzw. die „Ego-Historie“ (Niethammer 2002) schon jetzt lesen kann. Der Begriff wird dabei ein wenig arbiträr und man kann ohne Besorgnis wohl die spezifizierenden und vertrauten Begriffe wie den der Autobiografie oder den Sammelbegriff der „Selbstzeugnisse“ benutzen, ohne für unmodern gehalten zu werden.

Mit der Konstruktionsmetaphorik liegt die Sache schon schwieriger. Man beobachtet ja nicht ohne Staunen, welche Karriere die Rede von der „sozialen Konstruktion“ inzwischen in den Humanwissenschaften gemacht hat. Peter Berger und Thomas Luckmann, deren frühe Publikation über die „gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ so deutliche Spuren hinterlassen hat, hätten Urheberrechte anmelden sollen und wahrscheinlich üppig Tantiemen kassieren können. Gleichwie, inzwischen wird überall konstruiert (und auch „erfunden“) und es verwundert nicht, dass auch die ersten wissenschaftstheoretischen Kritiken an den Implikationen dieser Metaphorik der Konstruktion – als einer „Kampfvokabel“ – bereits erscheinen (Hacking 1999).

Für die Arbeit an Selbstzeugnissen ist diese Metaphorik in ihren Prämissen sowohl banal und trivial als auch höchst kompliziert. Sie ist banal angesichts der Tatsache, dass Selbstzeugnisse tatsächlich Konstrukte sind, wie alle Erzählungen und alle historiographischen Texte; diese Rede ist aber höchst kompliziert und von den fatalen Folgen, die Habermas mit Recht einleitend kritisch diskutiert, wenn diese Metaphorik eine Differenz von Akteur und Beobachter derart fundieren soll, dass die Wahrheit der historischen Erinnerung aufseiten des Beobachters, die „biografische Illusion“ (Bourdieu 1990) dagegen aufseiten des historischen Akteurs zu suchen ist. Dabei werden Biografien letztlich im Schema von wahr vs. falsch geordnet und analysiert und die historische Analyse droht eine Quelle als irrelevant, weil illusionär oder gar ideologisch, zu verlieren, auf die sie in der Absicht bildungsgeschichtlicher Analysen nicht verzichten kann.

Produktiv dagegen kann die Konstruktions-Metaphorik werden, wenn man – wie es Rebekka Habermas auch empfiehlt – von hier aus den spezifischen Gattungsscharakter von Selbstzeugnissen berücksichtigt, ihren Entstehungs- und Verwendungskontext, z.B. zwischen „Erfahrung und Inszenierung“, wie bei Habermas, und auch die Form der „Textualität“ (Depkat 2003, bes. S. 453ff.), die diesen Quellen eigen ist. Auch dann sind Annahmen über „Authentizität“ immer noch problematisch (wie sie dennoch Depkat nährt, ebd., S. 475), aber die Rede von der Konstitution des Subjekts geschieht ohne den denunziatorischen Gestus, der sich mit „Illusions“-Zuschreibungen verbindet.

Die „Erzählbarkeit des Lebens“ (Steinmayr 2003, S. 94) bleibt dann immer noch ein Problem, schon klassifikatorisch, und die Zurechnung zur Gattung der „Bionarratologie“ (ebd.) z.B. ordnet zwar noch ein, ohne doch wesentlich die Analyseprobleme in dieser Begrifflichkeit schon gelöst zu haben. Die einschlägig engagierten Sozialwissenschaftler erleichtern die Aufgabe auch nicht; denn zwischen den frühen Versuchen, „Bildungsgeschichten“ zu schreiben (u.a. Heinze/Klussmann/Soeffner 1980) und dem Aufwand an Methodik für lebensgeschichtliche Analysen, der sich inzwischen entfaltet hat³, ist die Sache nicht einfacher geworden, jedenfalls nicht für einen Historiker.

Er wird vor aller begrifflichen Verfeinerung zuerst auf die Epoche verweisen, der sich das Thema verdankt, das dann z.B. am und durch den Bildungsroman erfahrbar wird, nachdem Rousseau den „Confessiones“ als Gattung die abschließende Form gegeben hatte (Stackelberg 1999). „Bürgerliche Selbsterfahrung“ wird dabei, schon in der Ursprungsepoche, auch zu einem Phänomen an der Grenze und mit der Konsequenz der Problematisierung von Normalitätsvorstellungen belastet, wie die entstehende Wissenschaft der Psychiatrie an sich erlebt (Kaufmann 1995). Selbst- wie Fremdbeschreibungen des Subjekts haben deshalb von Beginn an nicht allein ein normatives, sondern auch ein Sprachproblem.

Begriffe der Selbsterfahrung und der Selbst- wie Fremdbeschreibung, die wir bis heute benutzen, werden schon historisch eher eine Quelle der Irritation als der eindeutigen Analyse, so wie das Phänomen der Individualität selbst. „Blödigkeit“ z.B. gehörte zu den zentralen Begriffen in den „Beschreibungen des Individuums im 18. Jahrhundert“ und dieser Begriff verändert erst spät seinen Anspielungs- und Bedeutungsraum hin zum abweichenden und devianten Status des Menschen (Stanitzek 1989). „Eigensinn“ macht im Übrigen einer vergleichbare Karriere, jetzt freilich von der negativen Konnotation hin zu einer im pädagogischen Milieu ehrfurchtsvoll positiv beladenen Beschreibung vor allem jugendlicher Individualität, z.B. bei Hermann Hesses „Unterm Rad“ (1906 erschienen). „Bildung“, wenngleich das allgegenwärtige Thema (Jannidis 1996), ist jedenfalls nicht schon im Ursprung bereits der zentrale oder gar der alleinige Begriff, in dem die Individuen den Prozess ihrer Selbstkonstitution erleben und interpretieren. Dominant ist nicht einmal eine verweltlichte Sprache.

Im Quellenauszug von Pia Schmidts exemplarisch vorgestellter Herrnhuter Autobiografie regiert die Sprache des gläubigen, gottesfürchtigen, dann auch von der Angst bestimmten Menschen. Auch diese Sprache ermöglicht das „Nachdenken über mich“, wie Anna Maria Andresen sagt, nicht allein die „Verlegenheit ums Seligwerden“, obwohl sie im Zentrum ihrer Überlegungen steht. Historische Dokumente, die den Prozess der Selbstwerdung des Menschen in seiner epochalen lokalen und sozialen Dimension zeigen, warnen deshalb den Beobachter zunächst und vor allem vor allen Versuchen, diese

3 Man vergleiche nur die zahlreichen Beiträge, die von Schulze über Heinritz zu Heinzel und Lutz/Behnken/Zinnecker in Frieberthäuser/Prengel (1997) erschienen sind. Über „Narration“ und „Narratives“, „Autobiografie“ oder „Bildungsgeschichte“ wird man danach nicht mehr unschuldig sprechen können, ohne dass mir der Erkenntnisertrag schon immer plausibel wäre, der sich mit dem hohen Aufwand an begrifflicher und technischer Arbeit, den diese Methodologie empfiehlt, wirklich verbinden lässt.

Biografien pädagogisch zu lesen oder auszuwerten. Es gibt wenige Quellen, die so deutlich die Grenzen der pädagogischen Ambition belegen, zugleich mit den Hinweisen auf den Schaden, den Pädagogen anrichten, wenn sie sich der eigenen Grenzen nicht vergewissern (und nicht erst bei K.Ph. Moritz).

Wenn die Konstruktionsmetaphorik einen Sinn hat, dann in der Erinnerung an die Tatsache, dass es die Subjekte selbst sind, die ihren Lebenslauf konstruieren – wenn auch nicht immer aus freien Stücken. In der Regel setzt der Zwang ein, wenn die organisierte Pädagogik hinzutritt, die auch nur zu selten ihr „Problem“ ernst genommen hat, dass es ihre Aufgabe ist, „die Freiheit bei dem Zwange zu kultivieren“. Aber Kant, dessen Vorlesung „Über Pädagogik“ wir diese Aufgabenbeschreibung an die Pädagogik verdanken, hat den Alltag der Erziehung wohl nicht unverfälscht erreicht, sodass sich die Akteure selbst gegen die Zumutungen zur Wehr setzen mussten, die sie in ihrer Welt erfuhren. Diese aktive Auseinandersetzung in der Welt kennt eine Vielfalt an Formen, und bei Pia Schmid und bei Rebekka Habermas können wir lernen, dass in der Wahl der Form, in der man sich der sozial erwarteten Arbeit an der schreibenden Gestaltung des eigenen „Lebenslaufs“ entledigt, schon Bedingungen der Konstitution von Subjektivität bestehen. Das, immerhin, können Ego-Dokumente belegen, ganz ohne die Exegese von Klassikern, die ansonsten als der Königsweg der Bildungstheorie gelten.

Literatur

- Bourdieu, P. (1990): Die biographische Illusion. In: *Bios* 3, S. 75-81.
- Depkat, V. (2003): Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit. In: *Geschichte und Gesellschaft* 29, S. 441-476.
- Dülmen, R.van (Hrsg.) (2001): Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln/Wien: Böhlau.
- Fohrmann, J. (Hrsg.) (1998): Lebensläufe um 1800. Tübingen: Niemeyer.
- Friebertshäuser, B./Prengel, A. (Hrsg.) (1997): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/München: Juventa.
- Gestrich, A. (1999): Historische Sozialisationsforschung. Tübingen: discord.
- Gestrich, A./Knoche, P./Merkel, H. (Hrsg.) (1988): Biographie – sozialgeschichtlich. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hacking, I. (1999): Was heißt ‚soziale Konstruktion‘? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Heinze, Th./Klusemann, H.-W./Soeffner, H.G. (Hrsg.) (1980): Interpretationen einer Bildungsgeschichte. Überlegungen zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Bensheim: paed:extra.
- Herrmann, U. (1984): Konfession als Lebenskonflikt. Die Geschichte eines Ausbruchs aus dem Lebens- und Gedankenkreis des Pietismus. In: *Der Bürger im Staat* 34, S. 134-138.
- Jannidis, F. (1996): Das Individuum und sein Jahrhundert. Eine Komponenten- und Funktionsanalyse des Begriffs <Bildung> am Beispiel von Goethes „Dichtung und Wahrheit“. Tübingen: Niemeyer.
- Kaufmann, D. (1995): Aufklärung, bürgerliche Selbsterfahrung und die „Erfindung“ der Psychiatrie in Deutschland, 1770-1850. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kittler, F.A. (1978): Über die Sozialisation Wilhelm Meisters. In: Kaiser, G./Kittler, F.A. (Hrsg.): *Dichtung als Sozialisationsspiel*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 13-124.

- Lachmann, R./Rupp, H.F. (Hrsg.) (1989/2000): Lebensweg und religiöse Erziehung. Religionspädagogik als Autobiographie. 3 Bde. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Niethammer, L. (2002): Ego-Historie? Und andere Erinnerungs-Versuche. Wien: Böhlau.
- Orth-Peine, H. (1990): Identitätsbildung im sozialgeschichtlichen Wandel. Frankfurt a.M.: Campus.
- Osterwalder, F. (1993): Die pädagogischen Konzepte des Jansenismus im ausgehenden 17. Jahrhundert und ihre Begründung. Theologische Ursprünge des modernen pädagogischen Paradigmas. In: Jahrbuch für historische Bildungsforschung 3, S. 59-84.
- Osterwalder, F. (2003): Die Heilung des freien Willen durch Erziehung. Erziehungstheorien im Kontext der theologischen Augustinus-Renaissance im 17. Jahrhundert. In: Oelkers, J./Osterwalder, F./Tenorth, H.-E. (Hrsg.): Das verdrängte Erbe. Pädagogik im Kontext von Religion und Theologie. Weinheim/Basel: Beltz, Deutscher Studien Verlag, S. 57-86.
- Prange, K. (2003): Form erzieht. In: Tenorth, H.-E. (Hrsg.): Form der Bildung – Bildung der Form. Weinheim: Beltz, Deutscher Studien Verlag, S. 23-34.
- Priem, K. (1999): Säkularisierung und Emanzipation durch Lernen. Vom Pietismus zum Weltbürgertum. In: Oelkers, J./Tröhler, D. (Hrsg.): Die Leidenschaft der Aufklärung. Weinheim: Beltz, S. 139-154.
- Schings, H.-J. (Hrsg.) (1994): Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Schulze, W. (Hrsg.) (1996): Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte. Berlin: Akademie-Verlag.
- Stackelberg, J. v. (1999): Jean-Jacques Rousseau. Der Weg zurück zur Natur. München: Fink.
- Stanitzek, G. (1989): Blödigkeit. Beschreibungen des Individuums im 18. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer.
- Steinmayr, M. (2003): Die Textur der Bildung. Goethes Wilhelm Meister. In: Knoche, S./Koch, L./Köhnen, R. (Hrsg.): Lust am Kanon. Denkbilder in Literatur und Unterricht. Frankfurt a.M. usw.: Lang, S. 85-100.
- Tworuschka, U. (Hrsg.) (2003): Religion und Bildung als historische Forschungsfelder. Festschrift für Michael Klöcker zum 60. Geburtstag. Köln/Weimar/Wien: Böhlau.

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Heinz-Elmar Tenorth, Humboldt-Universität zu Berlin, Unter den Linden 6,
10099 Berlin, E-Mail: tenorth@uv.hu-berlin.de.

2.

Texte – Musik – Symbole

Sonja Häder

Zeugnisse von Eigen-Sinn – Punks in der späten DDR

1. Problemaufriss

Es lässt sich derzeit einigermaßen schwer beurteilen, inwieweit die Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) auch im letzten Dezennium der DDR noch vom Erfolg dessen überzeugt waren, was nach eigener Selbstbeschreibung ebenfalls zu ihren Aufgaben zählen sollte: und zwar, junge Menschen in der DDR unter Einsatz freilich geheimdienstlicher Mittel „erziehen“, d.h. auf den „rechten“, den normierten „sozialistischen“ Weg bringen zu wollen. Trotz dieser ungeklärten Frage ob der Überzeugung von der Wirksamkeit ihres Tuns, eines lässt sich mit Sicherheit behaupten: der geheimdienstliche Aufwand bei der Beschäftigung mit Jugendlichen, was sich nicht zuletzt an einer ausgeprägten „Verschriftlichungsmanie“ (Henke/Engelmann 1995, S. 19) und somit Produktion immenser Aktenberge ablesen lässt, blieb auch in den Achtzigerjahren ungebrochen.

Versucht man nun, aus diesen Hinterlassenschaften Aufschlüsse darüber zu gewinnen, was das eigentlich für Jugendliche waren, die das MfS als so auffällig wahrgenommen hat, dass es die „Eröffnung einer OPK [Operativen Personenkontrolle] oder eines OV [Operativen Vorgangs]“¹ für angezeigt hielt, dann stellt sich beim Studium dieser Akten jenseits aller Einzelfälle beharrlich der Eindruck „flächendeckender Eintönigkeit“ (Alf Lüdtke) ein. Dieser Eindruck hat ganz sicherlich etwas damit zu tun, dass der Geheimapparat mit Blick auf jugendliche Verweigerungshaltungen über die Jahre weder in seinen Ursachenanalysen zu wirklich neuen Einsichten gelangte (schuld war im Grunde immer der westliche Klassenfeind, im Zweifelsfall waren es die „klerikalen Kräfte“), noch bewies er hinsichtlich des Registers herrschaftssichernder Mittel und Methoden eine allzu große Flexibilität.

Zuallererst aber vermittelt sich die angesprochene Monotonie aufgrund der stark ritualisierten und, wie es Klemperer in LTI ausdrückt, „bettelarmen“² Sprache.³ Gerade auch in der Rede über „feindlich-negative jugendliche Personen“ ist dies evident.⁴ Mit nicht nachlassendem Hang zur Wiederholung einzelner weniger Versatzstücke, die da

1 Zum Verständnis von „Operative Personenkontrolle (OPK) und „Operativer Vorgang (OV)“ vgl. Engelmann (1994, S. 21-24); in der Selbstdefinition des MfS: Suckut (1996, S. 271-273).

2 Klemperer (1975, S. 21); zum Sprachgebrauch der Nationalsozialisten und in kommunistischen Diktaturen Steinke (1995).

3 Zur Sprache in der DDR vgl. u.a. Bergsdorf (1994); Fix (1992); Jessen (1997); Oschlies (1989); Schlosser (1990).

4 Für die Sechzigerjahre vgl. Wierling (1993).

etwa lauten „gesellschaftswidriges Verhalten“, „asoziale Lebensformen“ bzw. „feindliche und oppositionelle Aktivitäten“ wird, vermutlich um 1979, in der Geheimdienstzentrale der Begriff von den „negativ-dekadenten Verhaltensweisen bei Jugendlichen“⁵ geprägt. Fortan werden darunter solche Verhaltensformen subsumiert, die – nach Auffassung der Begriffskonstrukteure – erstens den Normen des sozialistischen Zusammenlebens widersprechen, zweitens die öffentliche Ordnung und Sicherheit beeinträchtigen und drittens schließlich eine negativ politisch-ideologische Öffentlichkeitswirksamkeit erzeugen können. Geheimdienstlich relevant erscheinen solche Verhaltensformen immer dann, wenn die „Verwirklichung der Jugendpolitik der Partei und damit eine Störung der staatlichen Sicherheit der DDR verbunden ist“ (Franke 1982, S. 8, 10).

Im Zentrum des geheimdienstlichen Interesses stehen in der Folgezeit vor allem die auch in der DDR Anfang der Achtzigerjahre auftauchenden Jugendsubkulturen, die vom MfS mit einer gewissen jugendforschenden Genauigkeit nach Erscheinungsbild und Haltungen den Heavy Metals, Teds, Trampnern, Skinheads, Grufties und schließlich auch den Punks zugeordnet werden. Zwar ziehen alle diese Gruppierungen das Misstrauen und damit Aktivitäten des MfS auf sich, aber keine Gruppe, auch nicht, wie man vielleicht denken könnte, die Gruppe der Skinheads, wird mit solcher Bedrohungsangst und deshalb auch mit so augenfälligem repressiven Nachdruck verfolgt wie die der Punks.

Gibt man nunmehr methodisch bewusst die Fokussierung auf das MfS auf, dann provoziert die geschilderte Beobachtung in erster Linie Fragen nach den jugendlichen Akteuren, den ostdeutschen Punks selber, was machte deren Subjektivität aus? Mit der Methodologie der objektiven Hermeneutik ließe sich dabei nach der Subjektivität in zweifacher Weise fragen: zum einen „in Form einer objektiv gegebenen Fallstrukturgesetzlichkeit, die unverwechselbar im Sinne eines generalisierbaren Typus diesen konkreten Fall und nur diesen ... Fall kennzeichnet. Zum andern jene Subjektivität, in der diese das Subjekt als Subjekt kennzeichnende Fallstrukturgesetzlichkeit notwendig zu sich selbst kommt, und die begründbare Gestalt eines Selbstbildes, einer biografischen Organisation ... annimmt?“⁶

Gerade weil für die DDR von einer „hochformalisierten und ritualisierten Herrschaftsausübung der SED“ (Lindenberger 1999, S. 17) ausgegangen werden kann, kommt man der DDR-Gesellschaft und den Umgangsweisen der Menschen mit der

5 Richtlinie 1/79 des Genossen Minister, GVS 1/79, zit. n. Franke (1982, S. 8f.).

6 Beide Momente, so die Argumentation von Ulrich Oevermann, gehören zusammen und bilden insofern eine dialektische Einheit, da die in einem Selbstentwurf subjektiv begriffene und damit in Graden verfügbare Fallstrukturgesetzlichkeit dieser nicht einfach äußerlich ist wie eine vom Gegenstand ablösbare Erkenntnis, sondern diesem als konstitutiver Bestandteil seiner Transformations- und Bildungsgeschichte notwendig integriert ist. Erst so werde es auch möglich, den Entscheidungszwang, der aus der Pluralität von Anschlussmöglichkeiten resultiert, die Begründungsverpflichtung als zweites Moment von autonomer Lebenspraxis hinzuzufügen: Diese wiederum ergebe sich aus dem unaufhebbaren Zwang, die tatsächlichen Auswahlen aus den Möglichkeiten zu einem konsistenten, subjektiv verfügbaren Selbstbild zusammenzufügen (vgl. Ders. 1993, S. 184).

Diktatur nicht auf die Spur, wenn nicht auch die Mikrostrukturen sozialer Beziehungen in den Blick genommen werden. Erst so lässt sich das „Ineinander von formeller Herrschaftsstruktur und informeller Beziehungsarbeit“ entschlüsseln und damit auch die Differenz von „totalitären Gestaltungsansprüchen und erlebter Vergangenheit“ (ebd.) erklären. Die Auflösung der Zentralperspektive in die „kleinen Welten“ führt am Ende auch zu einzelnen Gruppen, den jugendlichen Szenen oder dem einzelnen Punk.

Ein solches Vorgehen hat natürlich seine methodischen Konsequenzen und Folgen für die Auswahl der Quellen. Neben den archivalischen Überlieferungen nutze ich für meine Untersuchung ostdeutscher Punks eine Reihe von Ego-Dokumenten: narrative Interviews, Fotografien unterschiedlicher Herkunft, Liedtexte und Musik, persönliche Briefe, Vernehmungsprotokolle und vom MfS abverlangte „Darstellungen meiner Entwicklung“. Für den nachfolgenden Beitrag wurden Interviews, Fotografien, Liedtexte und Vernehmungsprotokolle genutzt.

2. Der Prozess

Nachdem das MfS am 11. August 1983 mit dem Ziel der „Zerschlagung der illegalen Punk-Musikgruppe ‚Namenlos‘“ eigens einen „Operativen Vorgang“ eingeleitet hatte, konnte es bereits 82 Tage später, am 10. Februar 1984, den Vorgang „Namenlos“ wieder schließen. Der zuständige Mitarbeiter der Dienstseinheit XX/2 vermerkte auf einer der letzten Seiten des mittlerweile fünf Bände umfassenden Aktenkonvoluts lapidar: „Die im OV bearbeitete illegale Punk-Rock-Formation ‚Namenlos‘ wurde durch strafprozessuale Maßnahmen erfolgreich zersetzt.“⁷

Durch „strafprozessuale Maßnahmen zersetzt“ hieß in diesem Falle für drei der vier Bandmitglieder Antritt einer Haftstrafe wegen Verstoßes gegen § 220 StGB der DDR (ein Paragraph, der die „Öffentliche Herabwürdigung der Tätigkeit und Maßnahmen staatlicher und gesellschaftlicher Organe und Einrichtungen der DDR“ unter Strafe stellte). Das Verfahren gegen die Vierte im Bunde war wegen ihrer Minderjährigkeit abgetrennt worden.

Für den 22-Jährigen und damit strafmündigen Gitarristen der Band, Frank Masch, lautete das Urteil: ein Jahr Freiheitsstrafe. Er lag damit unter dem Strafmaß der beiden anderen Bandmitglieder, in der Begründung heißt es dazu: „Zu beachten war, dass Masch weder Lieder getextet noch gesungen hat. Sein Tatbeitrag bestand im Spielen der Bassgitarre zu den so genannten Liedern.“

Die beiden anderen, Michael Horschig und Jana Schloßer, hatten beide sowohl Texte verfasst als auch gesungen und wurden deshalb zu jeweils einem Jahr und sechs Monaten Freiheitsstrafe verurteilt. In der Urteilsbegründung ist zu lesen, dass die Betroffenen als „*negativ-dekadente*“ Jugendliche die öffentliche Ordnung in der DDR gestört und den Staat öffentlich herabgewürdigt hätten. Überhaupt war in diesem Prozess,

7 Beschluss der BV Berlin vom 10.2.1984. In: BStU (Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR) OV „Namenlos“ AOPK 3316/84. Bd. 1.

gleichsam das strafrechtlich Relevante selbsterklärend, immer wieder die Rede von dem „negativ-dekadenten Verhalten und Äußerem“ der angeklagten Punks. Als Beweismittel dienten dem Gericht allein die Aussagen aus den Vernehmungen der drei Jugendlichen.

3. „Abgrenzung sichtbar machen“ – Jana wird Punk

Das Punkmädchen Jana war am Tag ihrer Verurteilung noch keine zwanzig Jahre alt. Nach Ost-Berlin war sie Ende 1982 gekommen, wenige Monate zuvor hatte sie in Halle ihr Abitur abgelegt. Zu ihrer Lebensgeschichte konnte ich anhand mehrerer mit ihr geführter narrativer Interviews⁸ folgendes erfahren: Jana wurde 1964 in Halle geboren, ihre Mutter, ungelernete Verkäuferin, war bei ihrer Geburt 18 Jahre alt, ihr Vater, ein Kraftfahrer, 19. Mit sechs Jahren, 1970, wurde Jana in eine POS eingeschult, mehrfache Umzüge der Familie bedingten häufige Schulwechsel. Nach dem Besuch der zweijährigen Vorbereitungsklasse wechselte sie 1980 an eine EOS, wo sie 1982 mit einem „Befriedigend“ ihr Abitur ablegte. Seit Schulbeginn war Jana Mitglied bei den Pionieren, ab der 8. Klasse dann der FDJ. In der Klasse war das intelligente und aufgeweckte Mädchen anerkannt und geschätzt gewesen, sie habe „den Mund aufgemacht“ und auch „in Stabü heftig diskutiert“. Das letzte Schuljahr wohnte sie schon nicht mehr zu Hause, anhaltend schwere und belastende Auseinandersetzungen mit ihren Eltern ließen sie auf eigenen Wunsch und mithilfe des Direktors ihrer Schule in ein Internat ziehen. Den Kontakt zu ihren Eltern hielt sie dennoch aufrecht, die Wochenenden verbrachte sie im Elternhaus, auch wenn sich in der Familie am Unvermögen, sich dem anderen mitzuteilen, nichts änderte, immer noch kam es zu eskalierenden Streitereien, zuweilen auch mit wechselseitiger körperlicher Gewalt. Gleichmaßen hilflos wie unverdrossen dennoch der Appell der Mutter: „Werd’ doch endlich ein ordentliches Mädchen!“.

Von ihrem, wie Jana sagt, „innigen“ Studienwunsch, Sonderpädagogik (Fachrichtung Körperbehindertenpädagogik), riet ihr das „Referat Studienplatzlenkung“ ab; das sei aussichtslos, und sie solle stattdessen Lehrerin für ESP werden oder Elektronik studieren. Beides lehnte Jana ab, blieb also ohne Studienplatz und begann in der Hoffnung auf eine betriebliche Delegation zum erwünschten Studium im September 1982 eine Tätigkeit als medizinische Hilfskraft in einer Hallenser Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie. Schnell wurde ihr dort klargemacht, dass sie mit einer solchen Delegation nicht rechnen könne. Obwohl die Arbeit mit den Kindern sie sehr ausgefüllt habe, litt sie unter dem Befehlston und den hierarchischen Strukturen des Krankenhauses. Ohne genaue Pläne zu haben, kündigte Jana und zog noch im Dezember des gleichen Jahres nach Berlin. In dieser Situation der Krise hörte sie erstmals etwas vom Punk. Heimlich schaltete sie des nachts ihr Radio an und, einem Erweckungserlebnis gleich, hörte sie „eines Tages eine Sendung mit Punkmusik, und ich dachte, mich trifft ein Blitz mitten

8 Zum Einsatz von Oral History liegt inzwischen eine reichhaltige Auswahl an Literatur vor. Hier sei nur verwiesen auf Niethammer (1980, 1985). Für die DDR vgl. Niethammer/von Plato/Wierling (1991).

ins Herz. Das war es, das wusste ich im gleichen Moment“. Ganz aufgewühlt habe sie sich gefühlt, unruhig und zugleich euphorisiert in dem Wissen um eine ihr Lebensgefühl ausdrückende Musik. Jana suchte daraufhin mehr über Punk zu erfahren, hörte Radiosendungen (vor allem von John Peel), besorgte sich Kassettenmitschnitte und Zeitungsberichte aus dem Westen und begann, auch ihr Äußeres in das eines Punk zu verwandeln.⁹ Nachdem es zudem keinen Zweifel an der Vergeblichkeit ihres Studienwunsches mehr gab, hielt sie nichts mehr in Halle, einer Stadt, in der, nach eigenem Bekunden, nicht nur „nichts los [gewesen] sei“, sondern in der sie allerorten den kleinbürgerlicher Mief ostdeutscher Provinz zu spüren glaubte.

In dieser Situation trifft Jana eine, für ihre Biografie folgenreiche Entscheidung: sie beschließt, nach Berlin zu gehen, um „zu leben“, „etwas Neues auszuprobieren“, sich auf „Unbekanntes“ einzulassen, durchaus wissend, dass sie sich mit dieser Entscheidung nicht nur von ihren Studienplänen verabschiedete, sondern überhaupt von der Kontinuität einer Normalbiographie im sozialistischen Staat, die statt Studium jetzt eine andere berufliche Ausbildung, zumindest aber eine regelmäßige Arbeit vorgesehen hätte.

Zugleich gab dieser Schritt ihr die Möglichkeit, sich von ihren Eltern zu trennen, an denen sie immer noch hing, mit denen sie trotzdem „nicht klar“ gekommen sei. Als oberste Maxime habe bei ihnen „Anpassung“ und „Unauffälligkeit“ gegolten, nichts habe insbesondere die Mutter mehr irritieren können, als die Vorstellung, „die Leute“ könnten an irgendetwas Anstoß nehmen, ihre ganze Anstrengung habe sie darauf konzentriert, nach außen das „heile Bild der intakten Familie“ aufrechtzuerhalten. Mit einer Punk-Tochter wäre dies, auch das war Jana mit ihrem Weggang nach Berlin klar, nicht mehr länger durchzuhalten gewesen.

In Berlin kannte Jana nur ihre Freundin Mita, bei der sie auch unterkam. Hin und wieder versuchte sie Arbeit zu finden, musste dann aber die Erfahrung machen, dass ihre Bewerbungen immer wieder an ihrem Äußeren als Punk scheiterten. Stellte man keine Ansprüche, so die Erfahrung Janas, war das Leben im Osten billig. Die Miete kostete 26 Mark, für Essen sorgte die Freundin oder andere gaben ab. Ihre eigentlichen Anstrengungen konzentrierte Jana auf die Suche nach „Gleichgesinnten“. Tagelang streifte sie durch die Stadt, um Treffpunkte von Punks ausfindig zu machen und Kontakte zu ihnen herzustellen.

Anfang 1983 schließlich traf Jana dabei auf Michael Horschig, in der Szene nur als „Anarcho-Micha“ bekannt, ein Punk mit politischen Ansprüchen. In der Schule hatte er ähnliche Erfahrungen gemacht wie Jana, seine Vorschläge in Staatsbürgerkunde über Afghanistan oder Solidarnosc zu reden, ließen auch seine Bildungslaufbahn an der POS zu einem schnellen Ende kommen. Er war schon Ende der Siebziger Punk geworden, seitdem stand er im Visier der Staatsmacht. Allein aufgrund seines, wie es in den Polizeiprotokollen heißt, „dekadenten Aussehens“ wurde er fortan immer wieder zugeführt, verhört und im weiteren mit Aufenthalts- und Umgangsverboten belegt. Maßnahmen,

9 Zu Punk als Jugendsubkultur vgl. u.a. Baacke (1993); speziell zu Punks in der DDR vgl. Furi-an/Becker (1999); Stock (1991); zu den sozialen Gebrauchszusammenhängen des Punk vgl. Kaden (1993).

die auch die anderen Punks zu spüren bekamen und die in der Folge ganz wesentlich mit dazu beitrugen, dass oft unspezifische Abwehrhaltungen umschlugen in politische Kritik. Als Anarcho-Micha 1983 Jana kennen lernte, durfte er, laut polizeilicher Auflage, offiziell nur noch den kurzen Weg gehen zwischen seiner Wohnung und einer Kirche in Prenzlauer Berg, wo ihm ein Pfarrer, dessen Tochter selbst Punkerin war, die Stelle des Hausmeisters besorgt hatte.

4. 1983: Gründung von „Namenlos“

Noch Anfang 1983 beschlossen Jana, Mita, Anarcho-Micha (alle drei Punks) und der „Sozi“ Masch, ein Freund von Micha, eine Band zu gründen. Auch Jana traf eine Entscheidung: mit dem „Rumhängen“ sollte Schluss sein, sie wollte etwas Sinnvolles tun, was ihren Überzeugungen entspricht, und damit auch andere erreichen.

Die Band sollte keinen Namen haben und hieß deshalb schon bald „Namenlos“. Jana und Anarcho-Micha schrieben die Texte, die im Wesentlichen Jana sang, Micha spielte Gitarre, Masch den Bass und Mita saß am Schlagzeug. Die beiden dann folgenden ersten Auftritte in der Öffentlichkeit fanden im April bzw. Juni 1983 in einer Hallenser bzw. Karl-Marx-Städter Kirche statt.¹⁰ Der dritte und letzte öffentliche, zugleich folgenreiche Auftritt war am 24. Juni 1983 anlässlich einer Bluesmesse auf dem Gelände der Ost-Berliner Erlöser-Kirche.



*Fotografie von Jana und
Freunden im Frühjahr 1983
(Ost-Berlin, Plänterwald,
Treffpunkt der Punks)*

¹⁰ Zum ersten Mal war „Namenlos“ anlässlich des ersten Punkfestivals der DDR, am 30. April 1983 in einer Kirche in Halle aufgetreten, der zweite Auftritt fand im Rahmen einer kirchlichen Werkstatt am 11. Juni 1983 in Karl-Marx-Stadt statt (vgl. BStU OV „Namenlos“ AOPK 3316/84. Bd. 1, Bl. 13). Entsprechende Hinweise auch im Interview mit Jana Schloßer vom 2. September 2002, Transkript bei der Autorin.

Etwa um diese Zeit ist das vorstehende Foto von Jana entstanden. Jana selbst ist dieses Foto lange Zeit nicht bekannt gewesen, auch weiß sie nicht, unter welchen Umständen es entstanden ist. Wie in Erfahrung zu bringen war, wurde es im Frühjahr 1983 von dem jungen Fotografen Nikolaus Becker¹¹ aufgenommen, der aus eigenem Interesse viel und oft an den Treffpunkten der Punks fotografierte, dieses Foto hier zunächst nur für die eigene Sammlung anfertigte und ein Jahr später einem DDR-kritischen Freund zur Verfügung stellte, der es dann für eine illegal verfasste Dokumentation über Punks im Osten verwendete.¹² Noch im gleichen Jahr gelangte das gesamte Material, somit auch das Foto, in den Besitz des MfS. In den dortigen Archiven fand sich auch das vorstehende Foto.¹³

Jana ist hier vor einem Gehölz auf einer Wiese im Freien sitzend neben zwei jungen Leuten etwa gleichen Alters zu sehen. Auch wenn der Blick des Betrachters sich zuerst dem hellen Fleck in der Mitte, dem blonden, nach Punk-Art aufgestylten Haarschopf des jungen Mannes zuwendet, wandert er, einem ersten ikonischen Pfad¹⁴ folgend, auf die linke, weil nicht überklebte Seite des Bildes zu Jana. Hier kann der Blick entlang ihres Körpers auf- oder absteigen und die Details zusammentragen: den auf den Punk verweisenden Irokesenhaarschnitt, die zweifach um den Hals geschlungene Metallkette, deren eines Ende über das Dekolleté hinaus nach unten hängt. Als weiterer Schmuck sind ein Ohrring und eine Metallkette am Arm zu sehen, an den nackten Füßen Turnschuhe. Jana trägt einen katzenähnlich gemusterten Overall, der eng an ihrem Körper anliegt und über den sie ein aus dem gleichen Stoff gearbeitetes enges, tief ausgeschnittenes und durch einen breiten Gürtel um die Taille gerafftes Oberteil gezogen hat.¹⁵

John Fiske kennzeichnet das Herauswinden der Produkte aus ihrem ursprünglichen Kontext und ihre Wiederverwertung in einem neuen Stil, in dem die ursprünglichen Bedeutungen geleugnet werden, als eine typische Praxis urbaner Popularkultur. Das trifft hier sowohl auf den sog. „Iro“ zu, der ja in Anlehnung an die Haartracht eines Indianerstammes entstanden ist, aber auch auf solche Elemente wie die Metallketten oder den von Punks häufig verwendeten Rasierklingen oder Sicherheitsnadeln. Auch auf den Anzug, den Jana hier trägt. Diesen hat sie, wie sie im Interview berichtet, aus einem

11 Nikolaus Becker, Jahrgang 1961, Sohn des Schriftstellers Jurek Becker, nach dem Abitur 1980 im VEB Wärmeanlagenbau Berlin bis 1983 als Industriefotograf tätig. Danach zwei Jahre Arbeit in einem privaten Fotoladen, 1984-1985 Fotografenausbildung bei der DEFA in Potsdam-Babelsberg. Seit 1985 als freier Fotograf tätig.

12 Nachdem die Studie Ende 1984 entdeckt worden war, wurde ihr Autor, Gilbert Radulovic (heute Furian), 1985 nach §§ 219,2 und 220,2 StGB der DDR zu einer Haftstrafe von zwei Jahren und zwei Monaten verurteilt. Das Manuskript befindet sich im Archiv der Bundesbeauftragten (vgl. Radulovic 1984).

13 In der genannten Dokumentation wurden – wie bei obiger Fotografie – verschiedene Materialien zu Collagen zusammengefügt. Da für den hier besprochenen Zusammenhang nicht der Aufbau dieser Dokumentation, sondern die Abbildung der Punkerin Jana von Interesse ist, wurde das aufmontierte Bild hier entfernt.

14 Zum Begriff des ikonischen Pfades vgl. Loer (1994, S. 348).

15 Zu Haartracht, Make-Up, Schmuck, Kleidung und Accessoires bei Punks vgl. Lau (1992, S. 93ff.).

altmodisch geschneiderten Damen-Morgenrock à la DDR-Konfektion geschneidert und in eine eng anliegende, große Teile des Körpers bedeckende, zugleich aber tief ausgeschnittene und damit durchaus auch erotisch besetzte „zweite Haut“ verwandelt. Und zwar in die Haut einer Leopardin, einer wilden und gefährlichen Großkatze also. Der freie Nacken und das tiefe Dekolleté, das den Blick auf den Ansatz ihrer Brüste freigibt, beinhalten fraglos einen Verweis auf Weiblichkeit und Sexualität, aber gerade in der Kombination mit dem *stacheligen* Irokesen, der gegf. ja zum Schlag auch bereiten Metallkette (auch wenn sie um den eigenen Hals geschlungen ist) und schließlich dem Leopardenfell finden wir einen parallelen Verweis auf Unabhängigkeit, einen Selbstausdruck jedenfalls ganz deutlich abseits „konventioneller Repräsentationen von Frauen“ (Fiske 2000, S. 121ff.), zumal in der alles andere als weltoffenen DDR. Selber sagt sie: „Ich wollte einfach anders sein, schockierend, auf Abstand halten ... und schon gar nicht ein ordentliches Mädchen sein.“ Hier also der subjektive Sinn formuliert.

In diesem Outfit, zuweilen noch mit einer mit Nieten bestückten Lederjacke oder absichtsvoll zerlöchernten T-Shirts ausgestattet, obendrein das Gesicht mit Bemalungen verziert, trat Jana bei den Konzerten ihrer Band „Namenlos“ auf.

5. „Mit Körper und Stimme protestieren“ – Lieder von „Namenlos“

Bei den insgesamt drei öffentlichen Auftritten der Band spielte „Namenlos“ ausschließlich selbst verfasste bzw. komponierte Stücke – was einem Repertoire von etwa zehn Titeln entsprach. Drei davon behandeln das Thema „Arbeit“. Einer dieser Titel ist nachfolgend abgedruckt, er wurde von Jana verfaßt und soll hier ebenfalls als Ego-Dokument befragt werden.

„Arbeiten fürs Büro“

Arbeiten für's Büro

Arbeiten für'n Kader

Arbeiten für'n Brigadier

Arbeiten für'n Leiter.

Aber wenn ich mir anseh', was ich so rauskrieg,
weiß ich nicht mal mehr, wie Geld denn aussieht!

Strenge Verweise, Lohnabzüge, Undank, Befehle.

Aber wenn ich mich anseh', was ich so rauskrieg,
weiß ich nicht mal mehr, wie Geld denn aussieht.

In dem Liedtext werden zunächst Alternativen aufgezählt, für wen gearbeitet wird. Aber egal, ob das anonym bleibende „Büro“ oder konkrete Personen, wie der Kader, Brigadier oder der Leiter, genannt werden, – es sind immer andere, zuletzt drei übergeordnete Funktionsträger, für die das „Ich“ seine Arbeitskraft einbringt, dem befohlen wird und das zudem mit Strafen wie Verweisen und Lohnabzügen drangsaliert wird. Auch die ja zunächst mehrdeutig zu verstehende Sequenz: „wenn ich mir denn anseh', was ich so

rauskrieg“ führt nicht hin zu einem Abschluss, in dem in irgendeiner Form von Erfüllung, Anerkennung, sozialen Kontakten o.Ä. die Rede ist, sondern nur noch von einem materiellen Aspekt, der aber, angesichts des geringen Lohnes, kaum ins Gewicht fällt.

Was hier von der Autorin in der für den Punk charakteristischen Weise mit einfachen, unverstellten, aber klaren und treffsicheren Worten beschrieben wird, ist eben nicht, allein imitativ aus dem Westen übernehmend, eine abstrakte „Ablehnung kollektiv verpflichtender und sinnstiftender Gebilde“ (Lau 1992, S. 62), sondern widerspiegelt die entfremdete Situation des Produzenten im Realsozialismus, wobei es an der Stelle erst einmal keine Rolle spielt, in welchem Maße Jana das bewusst war.

Festzuhalten bleibt zunächst, dass – auch wenn die Ideologie des Marxismus-Leninismus die Menschen zu Besitzern des gesellschaftlichen Eigentums stilisiert hatte – die reale Situation der so genannten Werktätigen eine entfremdete war, objektiv waren sie Beherrschte. Aus der Sicht des Intellektuellen hat Rudolf Bahro, wenige Jahre bevor dieses Lied entstanden ist, genau diesen Umstand als die „ausgeprägte Ohnmacht der unmittelbaren Produzenten“ und die daraus folgende „relative Schwäche seiner Produktivitätsantriebe“ charakterisiert (Bahro 1979, S. 15).

Kurzum: in der einfachen prononcierten Form ist in diesem Punktext wie auch in den anderen beiden Liedern zum Arbeitsthema von einem der Grundwidersprüche des Realsozialismus die Rede. Auch, wenn in den Führungsetagen die Ursachenanalysen in eine andere Richtung gegangen sein werden, dass die DDR in einem enormen Ausmaß mit Produktivitätsproblemen und der Unlust einer angesichts von Dauermangel zunehmend frustrierten Bevölkerung zu tun hatte, das gehörte längst zum Wissen der Verantwortlichen, die umso mehr bemüht waren, nach dem Motto „Deine Hand für Dein Produkt“, im Anschluss an Traditionen der Arbeiterbewegung, an sozialistisches Arbeitsbewusstsein und Moral zu appellieren, aber in diesem Falle auch bereit waren, auf die Beharrungskraft eines bürgerlichen und protestantischen Arbeitsethos anderer sozialer Gruppen und Teilkulturen zu vertrauen. Dass aber in den Achtzigerjahren zumindest mit einer bereitwillig arbeitenden Jugend nicht mehr durchgängig zu rechnen war, das wird an solchen hier beschriebenen integrationsverweigernden Haltungen sichtbar und dafür hatte auch der Geheimdienst ausreichend Belege.

Als dann ausgerechnet im „Luther-Jahr“ 1983, das die DDR-Oberen aus politischem Kalkül so intensiv vorbereitet hatten und nutzen wollten, um mit dem Zusammenschluss von Lutherehrung, Antifaschismus und Lobgesängen an die evangelische Kirche einen neuen politischen Kompromiss zu schließen und womit sie auch neue Identitätsbezüge in der Bevölkerung herzustellen gedachten¹⁶, als ausgerechnet da die evangelische Kirche ihre Tore Jugendlichen aus den verschiedensten Subkulturen, vor allem aber auch den verfolgten Punks, öffnete, sah sich insbesondere das MfS unter Handlungsdruck. So berichteten verschiedene offizielle und nichtoffizielle Mitarbeiter des MfS mit nicht übersehbarem Ärger über die hier mehrfach schon erwähnte Bluesmesse in der Erlöser-Kirche an dem besagten 24. Juni 1983. Mehrere ranghohe Kirchenvertreter aus

16 Zur Funktion des Luthermythos als eines politischen Mythos in der DDR vgl. Zimmerring (2000, S. 278).

dem Ausland, allesamt Teilnehmer der Lutherehrungen, hatten sie auf dem Gelände der Kirche ausgemacht, dazu etliche Mitarbeiter westlicher Botschaften, obendrein Journalisten mit Fotoapparaten und Aufnahmetechnik ausgestattet, um Plakate, zahlreiche kritische Informationstafeln, Unterschriftensammlungen und zuletzt auch debattierende und musizierende Jugendliche festzuhalten, die sich mit ihrem Outfit so gar nicht als jugendliche Repräsentanten des SED-Staates eigneten. Es spricht einiges dafür, dass es dieses Ereignis war, das das Fass zum Überlaufen brachte.

Nur wenige Tage später ordnete der Minister für Staatssicherheit, Erich Mielke, persönlich an, mit „Härte“ gegen die Punks vorzugehen, um eine „Eskalation der Bewegung zu unterbinden“. Der Auftrag lautete nunmehr „strafrechtlich relevante Handlungen [zu] suchen, um Inhaftierungen vornehmen zu können.“ Dabei sollten, wie der mit der Umsetzung betraute MfS-Offizier anordnete, auch „Verbindungen ... zu Kirche, 'unabhängiger Friedensbewegung' und anderem Abfall, einschließlich 'Grünen'“ aufgedeckt werden. Am Ende wünschte der Stasi-Offizier seinen Mitarbeitern für diese Aktion „viel Erfolg“, nicht ohne sie aufzufordern die „Samthandschuhe auszuziehen, [denn] wir haben keinen Anlass, mit diesen Figuren zart umzugehen.“¹⁷

6. Vernehmung von Jana: „Aus welchen Gründen würdigten Sie die Tätigkeit des Ministeriums für Staatssicherheit herab?“

Wie ernst diese Anweisung gemeint war, zeigte sich wenig später, als im August 1983 die vier Bandmitglieder von „Namenlos“ verhaftet wurden. Der Prozess gegen Jana, Anarcho-Micha und Masch fand, wie erwähnt, sechs Monate später, im Februar 1984, statt. Über die in dieser Zeit geführten Vernehmungen liegen zahlreiche Protokolle vor, die gleichfalls als Ego-Dokumente genutzt werden sollen. Sicher kann man hierzu kritisch einwenden, dass solche Texte in einer besonderen Zwangssituation zustande gekommen sind und obrigkeitliche Vorgaben eine große Rolle spielen. Dennoch: Auch Verhöre sind Interaktionen, ein Vernommener muss sich darin einbringen, Entscheidungen treffen und sich gegenüber dem Vernehmenden vertreten, ein „verwickelter und konfliktuöser Vorgang“ jedenfalls, in dem sich „Kommando und Selbstführung, Zwang und Zustimmung, Einwilligung und Widerstand“ (Brieler 1998, S. 271) überschneiden und gegenseitig bedingen. Allein schon aufgrund durchaus unterschiedlicher Strategien von Verhörten und eigen-sinniger¹⁸ Selbstdarstellungen weisen auch die Stasi-Protokolle keinesfalls eine nur stereotype Struktur mit obrigkeitlicher Dominanz auf.

17 BStU OV „Namenlos“ AU 4425/84, Bd. 3, Bl. 95.

18 Auf die Geschichte des Begriffs innerhalb der Pädagogik soll hier nicht eingegangen werden. Es genüge der Verweis auf die Erläuterungen zum Begriff „Eigensinn“ im Encyklopädischen Handbuch der Pädagogik, Bd. 2, hrsg. v. Wilhelm Rein, Langensalza 1897, S. 495. Der Verwendungszusammenhang ist hier ein anderer und geschieht in Anlehnung an Alf Lüdtke und (jetzt für die DDR) Thomas Lindenberger, um die deutende und sinngebende Dimension individuellen und kollektiven Handelns hervorzuheben bzw. angesichts herrschaftlich integrierter Ordnungen, Vorgaben usw. die Mehrdeutigkeit von Haltungen und Handlungen der Subjekte erfassen zu können (vgl. Lüdtke 1994; Lindenberger 1999, S. 23-26).

Gleichwohl ist quellenkritisch auf einige Besonderheiten hinzuweisen. Vor allem handelt es sich nicht – entgegen dem äußeren Anschein des Protokolls – um Wortprotokolle. Ein Vernommener scheint zwar in der Ichform auf die Fragen des „Untersuchungsorgans“ selbst zu antworten; tatsächlich handelt es sich dabei aber um Zusammenfassungen des Gesagten durch den Vernehmer. Schon deshalb bedarf es auch mancher Übersetzungsleistungen, z.B. spricht Jana in einem der Verhöre von „Klamotten“, im Vernehmungsprotokoll ist aber von „Bekleidungsgegenständen“ die Rede, und für „Berlin“ wird der Vernommene noch zusätzlich der Nachsatz „Hauptstadt der DDR“ in den Mund gelegt. Jede Seite des Protokolls musste am Ende vom Vernommenen gegengelesen und unterzeichnet werden; wenn dieser bestimmte Passagen nicht akzeptierte, konnte dies geltend gemacht werden. An der Seite der maschinenschriftlichen Protokolle finden sich dann handschriftliche Korrekturen, die vom Vernehmer entsprechend kenntlich gemacht wurden.

Im Vernehmungsprotokoll mit Jana, das hier beispielhaft als Quelle verwendet wird, geht es um den Inhalt eines Liedes, das Jana bei dem in Frage stehenden Konzert im Juni 1983 gesungen hatte. Das MfS besaß zwar einen IM-Bericht über diesen Auftritt, der aber war aufgrund der dilettantischen und wiederholt versagenden Verstärkertechnik der Band zwangsläufig äußerst lückenhaft und im Detail somit auch ungenau.

Dass die geheimdienstliche Informationsdecke derart dünn war, war für Jana zu Beginn der Vernehmung, die immerhin der Vorbereitung eines Prozesses gegen sie diente, anfangs nicht erkennbar. Nachdem Jana in den ersten Verhören über ihr Elternhaus, ihre schulische und „gesellschaftspolitische“ Entwicklung befragt worden war, ging es in der dritten Vernehmung um die öffentlichen Auftritte der Band, speziell um Anzahl und Inhalt der von ihr allein oder gemeinschaftlich verfassten Lieder. Wie entscheidet sich Jana, wie geht sie vor?

Jana räumte zunächst ein, zwar vier Lieder gesungen zu haben, den Text aber nur noch sinngemäß erinnern zu können. Zum Inhalt des verfänglichsten, des MfS-Liedes, erklärte sie lapidar, darin allein die eigene Überwachung durch das MfS thematisiert zu haben. Sie gab also erst einmal nur zu, über etwas gesungen zu haben, was das MfS ohnehin selber wusste: die Observation von Jana. Um die Plausibilität dieser Erklärung zu unterstützen, veränderte sie, nunmehr aufgefordert den Text wörtlich niederzuschreiben, kurzerhand die in Frage stehende Liedzeile.

MfS-Lied

Ich sitz zu Hause bei 'ner Flasche Bier,
im Radio klimpert ein Punkklavier.
Dann zünd' ich mir 'ne Karo an
und wichs meiner Kätche in die hohle Hand
Refrain: Aufgepaßt, Du wirst bewacht vom Mf-MfS

Endlich geh ich dann die Straßen lang,
ein Besoffener suhlt sich an ihrem Rand
Dann rufe ich meine Kumpels an,

da hängt noch wer an der Leitung dran.

Refrain: Aufgepaßt, Du wirst bewacht vom Mf-MfS

Ich bin K.O. und will nach Haus,
ich denk mir, ich penn' mich aus
dann endlich geh ich durch die Tür,
bis jetzt lief einer hinter mir.

Refrain: Aufgepaßt, Du wirst bewacht vom MM ff SS

Statt der korrekten Wiedergabe „Aufgepaßt, Du wirst bewacht vom MfS“, womit die Ansprache an den Zuhörenden explizit geworden wäre, schrieb sie auf den bereit gestellten Bogen „Aufgepaßt, ich werd' bewacht vom MfS“. Den Vernehmer schien das Papier aber offenkundig nicht zufrieden zu stellen, denn mit Verweis auf „Kenntnisse, die dem Untersuchungsorgan vorliegen“ erneuerte er, von Mal zu Mal immer hartnäckiger werdend, seine Forderung an Jana, endlich „wahrheitsgemäße“ Angaben zu machen. Ob nun von der Penetranz des Fragenden genervt oder mittlerweile von der Aussichtslosigkeit vorgeschobener Erinnerungslücken überzeugt, nach wiederholtem Hin und Her gab Jana den Streit um die Zeile schließlich auf und die gesungene Zeile in der richtigen Form zu Protokoll.

In diesem Verhör bislang gänzlich unerwähnt geblieben waren die Wiederholungen im Refrain am Ende des Liedes. Nun, nachdem die Vernehmung bereits einige Stunden gedauert hatte, fragte der MfS-Mitarbeiter ohne Umschweife auch danach: „Dem Untersuchungsorgan ist bekannt, dass Sie beim Vortragen des ‚Liedes MfS‘ bestimmte Textstellen wiederholten. Dazu haben Sie heute bisher keine Aussagen gemacht. Nehmen Sie dazu Stellung!“. Ohne sich noch einmal auf ein Gerangel um die Details einzulassen, gab Jana sofort zu, im letzten Refrain die Buchstaben MM, ff und SS wiederholt zu haben. Ob das MfS eine schriftliche Textfassung oder gar einen Konzertmitschnitt besaß, konnte Jana an dieser Stelle nicht genau abschätzen, zumindest aber musste sie das weitere Insistieren des Vernehmers auf die „wiederholten Textstellen“ inzwischen stutzig gemacht haben. Wie das Aktenstudium ergeben hat, hatte das MfS weder einen Mitschnitt, noch eine Mitschrift besessen. Die Geheimdienstmitarbeiter konnten hier allein auf den erwähnten IM-Bericht zurückgreifen, dem war aber, trotz anderer Lücken, zu entnehmen gewesen, wie Jana am Ende des Liedes die einzelnen Buchstaben betont und mit welcher Wucht sie nach einer kurzen Pause nach „MM“ und „ff“ ins Mikro: „SS“ geschrien hatte. Ohne Frage hatte das MfS die Brisanz dieses Liedes erkannt, nicht nur, dass darin die allumfassende und in die Privatsphäre eindringende Tätigkeit des Geheimdienstes gegen die eigene Bevölkerung als Bedrohung gebrandmarkt wird, gravierender noch, am Ende wird das MfS sogar mit der SS der Nationalsozialisten in Zusammenhang gebracht.

Diese Ungeheuerlichkeit schien nunmehr in der Vernehmung bestätigt, damit war jetzt auch Gelegenheit, Jana mit einer vermeintlichen Aussage von Masch zu konfrontieren: Er habe, so wurde ihr vorgehalten, in der Band mitgespielt, um „gegen bestehende Verhältnisse in der DDR“ etwas zu unternehmen und einen „Aufruf zum gewaltlosen

Widerstand“ zu leisten. Zu dieser Aussage solle sie Stellung beziehen. Jana versuchte daraufhin das Kunststück, sich mit den Masch zugeschriebenen Worten einigermaßen solidarisch zu erklären, zugleich unter dem Deckmantel mädchenhafter Naivität die Schärfe der Aussage zu relativieren. „Im gewissen Sinn richten sich meine Lieder gegen manche bestehende Verhältnisse in der DDR. Zum Beispiel das ‚MfS-Lied‘ richtet sich allgemein gegen das Verhältnis zwischen den DDR-Bürgern und dem MfS. ... Ich will die Leute dazu bringen, was zu tun, sie vom Fernseher wegholen. Die Leute einfach aufrütteln. Zu all dem dienen meine Lieder, zu denen ich mich auch bekenne.“ Wenig später dann fährt sie fort: „Ich habe beim Singen des ‚MfS-Liedes‘ [aber] nicht daran gedacht, dass diese Textstellen [gemeint ist der besprochene Refrain] so, wie mir heute mehrfach vorgehalten, und von mir auch so gesungen, von anderen Leuten anders aufgenommen werden können. Mehr sage ich dazu nicht.“¹⁹

Nachdem Lieder wie „Arbeiten für's Büro“ bereits die Erosion des legitimatorischen Arbeitsparadigmas angezeigt haben, stellt das MfS-Lied eine weitere und zwar ganz zentrale herrschaftssichernde Legitimationsfigur und Integrationserzählung in Frage: und zwar die des Antifaschismus in der DDR, die selbstredend jeden Vergleich herrschaftssichernder Mittel und Methoden in der DDR und im „Dritten Reich“ von vornherein ausschloss. Wenn dann noch die weiteren Lieder von „Namenlos“ sich um das Thema „Mauer“ und „Schießbefehl“ drehen, sind in der Tat zentrale Tabus gebrochen, und wenn ein MfS-Mitarbeiter hierfür nur noch die Worte findet „es sind hundsgemeine Texte“, dann zeigt das wohl auch etwas vom Maß der Erschütterung und Ratlosigkeit auf dieser Seite an.

Im Übrigen, das sei am Ende noch vermerkt, hat Jana während der gesamten Befragungen nicht einmal einen ihrer Freunde wegen irgendetwas bezichtigt, auch die anderen haben dies nicht getan. Im Gegenteil, Anarcho-Micha, den mit Jana eine Liebesbeziehung verband, versuchte bei seinen Vernehmungen immer wieder von Neuem, die Urheberschaft von Liedern oder Ideen für politische Provokationen allein auf sich zu nehmen. Auch Jana, sozusagen im antizipierenden Gegenzug, verhielt sich ganz ähnlich. Sie berichtete auch im Interview, wie sehr es sie nachher im Gefängnis, dem berüchtigten Frauengefängnis Hoheneck, bedrückt habe, dass ihr Freund und Geliebter sich wegen der Zustände dort um sie Sorgen machen würde. Diesem Aspekt kann hier nicht weiter nachgegangen werden, zumindest aber sei der Hinweis angefügt, dass in den Stasi-Vernehmungsprotokollen immer wieder Spuren zu finden sind von Solidarität und gegenseitiger Verantwortung und das in Situationen, wo der eigene „Kopf in der Schlinge“ (Davis 1989) war.

19 Vernehmungsprotokoll der Beschuldigten Jana Schloßer vom 30.9.1983. In: BStU MfS AU 4425/84, Bl. 145.

7. Resümee

Die ostdeutsche Partei- und Staatsführung wurde zwar auch im letzten Dezennium ihrer Herrschaft nicht müde, die „Geschlossenheit und feste Verbundenheit unserer Jugend“ mit der DDR öffentlich zu beschwören, die Realität war dennoch längst eine andere und die heranwachsende Generation dem SED-Staat keineswegs in der gewünschten Weise zugetan.²⁰ Besonders augenfällig wurde die schwindende Loyalität²¹ der Jugendlichen an den so genannten „Rändern“ der Gesellschaft, in den Alternativszenen, Gegenkulturen und oppositionellen Gruppen. Gerade hier zeigte sich, wie tief die Kluft zwischen der proklamierten „sozialistischen Lebensweise“ und dem Alltag in der DDR inzwischen geworden war. Generell fehlte vielen Jugendlichen in der DDR eine akzeptable Lebensperspektive.

Hatte es in der ostdeutschen Nachkriegsgesellschaft durchaus noch eine Aufbruchstimmung und später, in den Fünfziger- und Sechzigerjahren, die Hoffnung auf eine greifbare „lichte Zukunft“ gegeben, erwies sich der Staat in der späten Honnecker-Ära kaum noch in der Lage, Impulse für eine „zukunftsgerichtete Mobilisierung“ (Kleßmann/Sywottek 1999, S. 902) zu geben. Die einstige Vision vom „Kommunismus“, so viel lehrte der Alltag auch die Jugend, hatte sich längst als ein „Laubenpieper-Sozialismus“ (Rüddenklau 1992, S. 25) entpuppt. Selbst die allgegenwärtige staatliche Fürsorglichkeit, zumal sie von den Jugendlichen als Gegenleistung Wohlverhalten verlangte, hatte mittlerweile ihre loyalitätsstiftende Funktion verloren. Die „sozialistische Rundumversorgung“ (Wensierski 1996, S. 218) galt vielen weniger als Wert, denn als Barriere eigener Entwicklung.

Insofern ist es auch nicht zufällig, dass gerade seit Ende der Siebzigerjahre in der DDR Sub- und Gegenkulturen²² und neue Formen politischer Opposition (Pollack 2000) eine wachsende Rolle spielten. Bei den Punks handelte es sich dabei in vielen Fällen um eine symbolische Abkehr, in der sich aber durchaus stellvertretend Erfahrungsgelalte vieler Altersgenossen artikulierten. Der Übergang von der symbolischen Distanznahme zur Politisierung der Punks erklärt sich m.E. vor allem aus ihren Erfahrungen mit staatlicher Repression und Drangsalierung durch Polizei und MfS. Dabei dürfte auch die Tatsache eine Rolle gespielt haben, dass sich der Staat in Sachen Punk mit nicht unerheblichen Teilen der Bevölkerung in einer Art konservativem Bündnis wissen konnte – ein Umstand, der – trotz kirchlichen Engagements – die gesellschaftliche Marginalisierung der Punks förderte und damit wiederum ihren Selbstbehauptungswillen noch stärker forcierte. Die Punks, die sich DDR-kritisch äußerten, verstießen nicht nur gegen Konventionen, sondern brachen auch etliche Tabus. Gerade weil Konventionen in ihrer regulatorischen Funktion soziale Macht transportieren, ist das Abgehen von ihnen

20 Entsprechende Befunde hatte auch die Jugendforschung der DDR geliefert (vgl. Friedrich 1990).

21 Im Anschluss an Meuschel soll Loyalität einen Zustand beschreiben, in dem Herrschaft hingenommen wird, weil sie der Verfolgung privater Interessen oder partikularer Werte nicht im Wege steht oder sogar fördert (vgl. Meuschel 1985, S. 18).

22 Zu den begrifflichen Differenzierungen vgl. u.a. Michael 1997.

ein Mittel, um einen Widerstand gegen oder eine Verhandlung mit dieser Macht oder mindestens die Behauptung einer Macht der Unterworfenen zu symbolisieren (Fiske 2000).

Konventions- und Tabubruch wogen umso mehr, als sie öffentlich und oftmals kollektiv vollzogen wurden und eben nicht in geheimen und geschlossenen Debattierkreisen stattfanden. In der Situation der Krise haben die Punks in ihrem Handeln nicht mehr auf Routinen und sozial anerkannte Begründungen zurückgreifen können, aber dennoch, wie Ulrich Oevermann es ausdrückt, „entschieden gehandelt“ (Oevermann 1993). Damit beweist sich Subjektivität in der Praxis.

Auch die Geschichte der Jugendlichen in der DDR wird sich vermutlich immer mehr als eine Geschichte potenzieller Konflikte erweisen. Auch hier werden sich Mischungen und Vereinbarkeiten finden lassen von Resistenz und Loyalität, Eigensinn und Folgsamkeit.²³ Differenzen sind gerade dann erwartbar, wenn Lebensgeschichten und Gesellungsformen von Jugendlichen jenseits staatlicher Organisationspraxis berücksichtigt werden. Damit ist ebenso die Frage nach dem in symbolisch-kulturellen Abwehrstrategien aufgehobenem „Eigen-Sinn“ jugendlicher Akteure aufgeworfen.

Literatur

- Baacke, D. (21993): Jugend und Jugendkulturen. Darstellung und Deutung. Weinheim/München: Juventa.
- Bahro, R. (1979): Die Alternative. Zur Kritik des real existierenden Sozialismus. Köln: Bund Verlag.
- Bergsdorf, W. (1994): Politischer Sprachgebrauch und totalitäre Herrschaft. In: German Studies Review. Special Issue: Totalitäre Herrschaft – totalitäres Erbe, S. 23-36.
- Briehler, U. (1998): Foucaults Geschichte. In: Geschichte und Gesellschaft 24, S. 249-282.
- Davis, N.Z. (1989): Der Kopf in der Schlinge. Gnadengesuche und ihre Erzähler. Berlin: Wagenbach.
- Engelmann, R. (1994): Zu Struktur, Charakter und Bedeutung der Unterlagen des Ministeriums für Staatssicherheit. BF informiert 3. Hrsg. v. BStU, Abt. Bildung und Forschung. Berlin.
- Fiske, J. (2000): Lesarten des Populären. Wien: Turia und Kant.
- Fix, U. (1992): Rituelle Kommunikation im öffentlichen Sprachgebrauch der DDR und ihre Begleitumstände. Möglichkeiten und Grenzen der selbstbestimmten und mitbestimmten Kommunikation in der DDR. In: Lerchner, G. (Hrsg.): Sprachgebrauch im Wandel. Anmerkungen zur Kommunikationskultur in der DDR vor und nach der Wende. Frankfurt a.M.: Lang, S. 3-99.
- Franke, R. (1982): Die Gewährleistung des ständigen Prozesses der Klärung der Frage „Wer ist wer?“ in der inoffiziellen Zusammenarbeit mit negativ-dekadenten Jugendlichen. Fachschulabschlussarbeit, Ministerium für Staatssicherheit, Juristische Hochschule Potsdam, 22.02.82.
- Friedrich, W. (1990): Mentalitätswandlung der Jugend in der DDR. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, B 16-17/90, S. 25-37.
- Furian, G./Becker, N. (2000): „Auch im Osten trägt man Westen“. Punks in der DDR – und was aus ihnen geworden ist. Berlin: Thomas Tilsner.

23 Eine ähnliche Prognose haben Christoph Kleßmann und Arnold Sywottek für die Arbeitergeschichte in der DDR formuliert (vgl. Dies. 1999, S. 901).

- Henke, K.-D./Engelmann, R. (1995): Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Aktenlage. Die Bedeutung der Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes für die Zeitgeschichtsforschung. Berlin: Ch. Links, S. 19.
- Jessen, R. (1997): Diktatorische Herrschaft als kommunikative Praxis. Überlegungen zum Zusammenhang von ‚Bürokratie‘ und Sprachnormierung in der DDR-Geschichte. In: Lüdtke, A./Becker, P. (Hrsg.): Akten. Eingaben. Schaufenster. Die DDR und ihre Texte. Erkundungen zu Herrschaft und Alltag. Berlin: Akademie Verlag, S. 57-75.
- Kaden, Ch. (1993): Des Leben wilder Kreis. Musik im Zivilisationsprozeß. Kassel u.a.: Bärenreiter.
- Klemperer, V. (1975): LTI. Leipzig: Verlag Philipp Reclam.
- Kleßmann, Ch./Sywottek, A. (1999): Arbeitergeschichte und DDR-Geschichte. Einige Bemerkungen über Forschungsperspektiven. In: Hübner, P./Tenfelde, K. (Hrsg.): Arbeiter in der SBZ-DDR. Essen: Klartext, S. 897-905.
- Lau, Th. (1992): Die heiligen Narren. Punk 1976-1986. Berlin/New York: de Gruyter.
- Lindenberger, Th.: (1999): Die Diktatur der Grenzen. Zur Einleitung. In: Ders. (Hrsg.): Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur. Studien zur Gesellschaftsgeschichte der DDR. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, S. 13-44.
- Loer, Th. (1994): Werkgestalt und Erfahrungskonstitution. Exemplarische Analyse von Paul Cézannes „Montagne Sainte-Victoire“ (1904/06) unter Anwendung der Methode der objektiven Hermeneutik und Ausblicke auf eine soziologische Theorie der Ästhetik im Hinblick auf eine Theorie der Erfahrung. In: Garz, D./Kraimer, K. (Hrsg.): Die Welt als Text. Theorie, Kritik und Praxis der objektiven Hermeneutik. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 341-382.
- Lüdtke, A. (1994): Eigensinn. In: Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 139-153.
- Meuschel, S. (1985): Integration durch Legitimation? Zum Problem der Sozialintegration in der DDR. In: Edition Deutschland Archiv (Hrsg.): Ideologie und gesellschaftliche Entwicklung in der DDR. Köln: Wissenschaft und Politik, S. 15-29.
- Michael, K. (1997): Zweite Kultur oder Gegenkultur? Die Subkulturen und künstlerischen Szenen der DDR und ihr Verhältnis zur politischen Opposition. In: Pollack, D./Rink, D. (Hrsg.): Zwischen Verweigerung und Opposition. Politischer Protest in der DDR 1970-1989. Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 106-128.
- Niethammer, L. (Hrsg.), unter Mitarb. v. W. Trapp (1980): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der ‚Oral History‘. Frankfurt a.M.: Syndikat.
- Ders.: (1985): Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History. In: Ders./Plato, A. von (Hrsg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Berlin/Bonn: J.H.W. Dietz, S. 392-447.
- Ders./Plato, A. von/Wierling, D. (1991): Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR. Berlin: Rowohlt.
- Oevermann, U. (1993): Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. Zugleich eine Kritik der Tiefenhermeneutik. In: Jung, Th./Müller-Doohm, St. (Hrsg.): „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 106-186.
- Oschlies, W. (1989): Würgende und wirkende Wörter. Deutschsprechen in der DDR. Berlin: Holzapfel.
- Pollack, D. (2000): Politischer Protest. Politisch alternative Gruppen in der DDR. Opladen: Leske & Budrich.
- Radulovic, G. (1984): Erinnerung an eine Jugendbewegung: Punk (Berlin 1984). In: BStU MfS HA XX 1069, Bl. 3-22.
- Rein, W. (1897): Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Bd. 2. Langensalza: Beyer.
- Rüddenklau, W. (Hrsg.) (1992): Störenfried. DDR-Opposition 1986-1989. Berlin: Basisdruck.

- Schlosser, H.D. (1990): Die deutsche Sprache in der DDR zwischen Stalinismus und Demokratie. Historische, politische und kommunikative Bedingungen. Köln: Wissenschaft und Politik.
- Steinke, K. (Hrsg.) (1995): Die Sprache der Diktaturen und Diktatoren. Heidelberg: Winter.
- Stock, M. (1991): Jugendliche Subkulturen in Ostdeutschland. In: Büchner, P./Krüger, H.-H. (Hrsg.): Aufwachsen hüben und drüben. Deutsch-deutsche Kindheit und Jugend vor und nach der Vereinigung. Opladen: Leske & Budrich, S. 257-266.
- Suckut, S. (Hrsg.) (1996): Das Wörterbuch der Staatssicherheit. Definitionen zur „politisch-operativen Arbeit“. Berlin: Ch. Links.
- Wensierski, H.-J. von (1996): Abschied von der DDR – Zur Biographisierung eines gesellschaftlichen Transformationsprozesses. In: Krüger, H.-H./Marotzki, W. (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen: Leske & Budrich, S. 218-238.
- Wierling, D. (1993): „Negative Erscheinungen“ – Zu einigen Sprach- und Argumentationsmustern in der Auseinandersetzung mit der Jugendsubkultur in der DDR der Sechzigerjahre. In: Werkstatt Geschichte 5, S. 29-37.
- Zimmerring, R. (2000): Mythen in der Politik der DDR. Ein Beitrag zur Erforschung politischer Mythen. Opladen: Leske & Budrich.

Anschrift der Autorin:

PD Dr. Sonja Häder, Technische Universität, Institut für Allgemeine Erziehungswissenschaft,
01062 Dresden, E-Mail: haeder@planet-interkom.de.

Cornelie Dietrich

Die „Kinderszenen“ von Robert Schumann: ein Ego-Dokument?

Schumanns „Kinderszenen“ op. 15, eines der bekanntesten Werke romantischer Klaviermusik, kann Erziehungshistoriker und -historikerinnen in zweifacher Hinsicht locken. Der Titel lässt vermuten, dass uns Schumann musikalisch etwas über Kinder, Kindheit oder seine Idee von Kindheit mitzuteilen hat. Die Vermutung, dass er sich dabei zweitens auch über sich selbst äußert, speist sich aus dem kontextgebundenen Wissen um die Sehnsucht des romantischen Künstlers nach einer poetischen Daseinsform, durch die er sich von der Prosaik eines Philisterlebens abzugrenzen sucht, und die ihr Vorbild häufig in der Welt des Kindes findet. Bevor ich mich diesen beiden Fragen zuwende (3./4.), sollen einige Vorbemerkungen zum Werk möglichen Missverständnissen vorbeugen (1.), und sollen einige methodische Bemerkungen die Art der Arbeit an dieser Quellensorte sondieren (2.)

1. Historischer Kontext

Schumann (1810-1856) schrieb die „Kinderszenen“ im Februar und März 1838, also gegen Ende seiner ersten großen Schaffensperiode, in der er fast ausschließlich Kompositionen für Klavier schuf: Die gedruckten opera 1-23, alles Klavierwerke, entstanden zwischen 1829 und 1839. Nach einem auf Wunsch seiner Mutter begonnenen Jurastudium in Leipzig und Heidelberg (1828-30) lebte er seit 1830 wieder in Leipzig und widmete sich fortan nur noch der Musik. 1834 gründete er seine „Neue Zeitschrift für Musik“¹, welcher er einen großen Teil seiner Zeit widmete. 1836 „verlobte“ er sich (heimlich) mit Clara Wieck, der um 9 Jahre jüngeren Tochter seines Lehrers Friedrich Wieck, in dessen Haus er bis 1833 gewohnt hatte. Vater Wieck versuchte diese Verbindung mit allen Mitteln zu unterbinden, er schirmte seine Tochter nahezu vollständig von Schumann ab, die Heiratserlaubnis wurde erst 1840 gerichtlich erwirkt (vgl. Edler 1982, Borchard 1985).

Die Rezeption der „Kinderszenen“, eines Zyklus aus 13 kurzen Stücken, wird durch einige Missverständnisse hinsichtlich der „Zielgruppe“, der Bedeutung der Überschriften sowie des Stellenwerts der einzelnen Szenen im Ganzen seit seiner Entstehung und zum Teil bis heute erschwert.

- 1 Ziel dieser romantischen Klavierzeitung war es „an die alte Zeit und ihre Werke mit allem Nachdruck zu erinnern, [...] sodann die letzte Vergangenheit (die nur auf Steigerung äußerlicher Virtuosität ausging) als eine unkünstlerische zu bekämpfen, – endlich eine neue poetische Zeit vorzubereiten, beschleunigen zu helfen“ (Neue Zeitschrift für Musik II, 1835, zit. n. Edler 1982, S. 82f.).

1. Die „Kinderszenen“ sind nicht für Kinder komponiert, sie sind weder didaktisch gemeint, noch sollten sie Kindern vorgespielt werden.² Vielmehr handelt es sich um Szenen für Erwachsene und damit unterscheiden sie sich von anderen Kompositionen Schumanns, die er tatsächlich für den Klavierunterricht schuf, wie etwa dem „Album für die Jugend“ op. 68 (vgl. Eicker 1995).³
2. Die „Kinderszenen“ sind auch kein durchgängig programmatisches Werk, in dem etwa konkrete Szenen aus dem Alltag eines Kindes geschildert würden, wie einige der Überschriften, dürften wir sie wörtlich nehmen⁴, auf den ersten Blick vermuten lassen könnten. Mindestens die Überschriften der Nummern 1, 7, 8 und 13 passen ja schon nicht zu einer solchen Auffassung (vgl. den unten stehenden Überblick).
3. Und die „Kinderszenen“ sind schließlich keine Sammlung musikalischer Miniaturen, lauter „putziger Dinger“ (wie Schumann sie in einem Brief an Clara nannte), die nur durch den Bezug auf die poetische Idee zusammengehalten würden, sondern im Gegenteil motivisch, formal sowie gestisch sehr eng miteinander verknüpft und bilden ein zusammenhängendes Ganzes (vgl. König 1982; Réti 1982). Deswegen wird dem Zyklus auch durch die Herauslösung einzelner Stücke – insbesondere mit der „Träumerei“ ist das häufig geschehen – immer wieder Gewalt angetan.

Was aber sind sie dann? Handelt es sich um musikalische Gedanken über Kindheit oder um Erinnerungen des Komponisten an die eigene Kindheit oder aber um Entwürfe, als in sich selbst zerrissener Künstler wieder kindlich werden zu können? Die Bearbeitung solcher Fragen hängt entscheidend davon ab, wie wir den Gegenstand der Untersuchung auffassen, was ins Zentrum, was eher an die Peripherie der Aufmerksamkeit rücken soll.

2. Methodologisches

Anders als bei der Analyse von Text- und Bilddokumenten müssen wir bei komponierter Musik neben der klassischen Unterscheidung von Autor, Werk und Rezipient im Werk selbst die Ebenen des vorliegenden Notentextes und dessen klanglicher Realisie-

- 2 Zwar hatte Schumann auf das Titelblatt den Zusatz „Leichte Stücke für das Pianoforte“ gesetzt, dies hat die Rezeption aber eher erschwert als erleichtert, denn in ersten Rezensionen wurde ihm dann vorgeworfen, die Stücke seien für Kinderhände viel zu schwer (vgl. Zilkens 1996, S. 18ff.) Möglicherweise glaubte Schumann, damit den Verkauf fördern zu können.
- 3 Sie sind aber auch nicht für den Konzertsaal geschaffen, denn darin wurden zu der Zeit fast ausschließlich große Werke (Sinfonien etc.) bzw. virtuose Kammermusik, hauptsächlich Sonaten aufgeführt. Die „Kinderszenen“ sind also vermutlich für den (halb-)privaten Bereich der Hausmusik geschrieben worden.
- 4 Aufschlussreich für Schumanns Meinung zu den Überschriften in op. 15 ist ein Brief an H. Dorn vom 05.09.1839, in dem er sich über eine zuvor erschienene Rezension gründlich ärgert: „Der meint wohl, ich stelle mir ein schreiendes Kind hin und suche die Töne dann danach. Umgekehrt ist es. Doch leugne ich nicht, dass mir einige Kinderköpfe vorschwebten beim Componieren; die Überschriften entstanden aber natürlich später und sind eigentlich nichts als feinere Fingerzeige für Vortrag und Auffassung“ (Jansen 1904, S. 170).

rung, der Aufführung, unterscheiden.⁵ Je nach Fokussierung auf eine dieser beiden Ebenen wird man z.T. sehr Unterschiedliches wahrnehmen und zu interpretieren versuchen. Denn was man hört und dabei empfindet, kann man im Notentext nicht unbedingt sehen und umgekehrt kann man beim Hören vieles von dem nicht erfassen, was das analytische Auge zu erkennen vermag. Zum Beispiel findet sich gleich im ersten Stück ein B-A-C-H-Motiv in die Mittelstimme eingearbeitet, das kaum einer hören wird; wer es aber im Notentext gefunden hat, erhält damit einen möglichen Deutungszugang zum ganzen Stück (vgl. Notenbeispiel 4, T. 1-3). Diese Unterscheidung geht nicht auf in derjenigen von Strukturanalyse und Wirkungsbeschreibung, sondern sie verweist auf einen nicht einzuholenden Bruch zwischen erkennendem und ästhetischem Verstehen (vgl. Eggebrecht 1994), zwischen sehen und hören, zwischen bedeutungsgebender Kontextualisierung und werkimmanentem Sinnverstehen.

Was das musikalische Werk außerdem von anderen Quellen unterscheidet, ist seine Selbstbezüglichkeit. Die Musik allein bliebe gegenüber den Fragen, die uns interessieren stumm; diese werden erst durch Bezugnahme auf den historischen Kontext gewonnen und drängen sich keineswegs aus dem Material heraus auf, wie es z.B. in Autobiografien oder Briefen häufig der Fall ist. Die Frage, ob Schumann hier von sich spricht, kommt nicht beim Hören der Musik in den Sinn, sondern beim Nachdenken über Intentionalität, romantische Poesie und Lebensauffassung. Dass daher im Folgenden andere Dokumente für die Interpretation hinzugezogen werden (müssen), stellt zwar an sich noch keine Besonderheit dar, denn dies gehört zu jeder hermeneutischen Operation; jedoch ist das Verhältnis der Quelldokumente untereinander im Falle der Musikhermeneutik, zumal der erziehungswissenschaftlich inspirierten, ein ganz besonderes: Einerseits sind wir aufgrund der Selbstbezüglichkeit musikalischer Sprache auf weitere Quellen zwingend angewiesen, andererseits entsteht sofort die Gefahr, die deutlichere Sprache kontextualisierender Dokumente auf das musikalische Objekt abzubilden und dadurch das Ohr zu verschließen. Man nimmt sie dankbar auf und muss sich doch vorsehen. Im vorliegenden Fall gilt dies ganz besonders, weil wir in Robert Schumann einem Komponisten gegenüberstehen, der sich wie kein anderer seiner Zeit theoretisch und poetisch zu eigenen und fremden Werken, zum Kompositionsprozess, zu ästhetischen Fragen der Romantik geäußert hat. Seine Kommentare zu den „Kinderszenen“ sind aber – glücklicherweise – sowohl sehr sparsam als auch in sich widersprüchlich, sodass man immer wieder auf die Musik zurückverwiesen wird.⁶

5 Dass der immer gleiche Notentext ganz unterschiedlichen Aufführungen zugrunde liegt, spiegelt sich z.B. in der heftigen Diskussion um die Tempoangaben der einzelnen Sätze wieder. Aber auch Phrasierung, Betonungen, dynamische Interpretation oder ritardandi variieren z.T. erheblich (vgl. Zilkens 1996).

6 Schumann schrieb 1848, also 10 Jahre nach der Komposition, die „Kinderszenen“ seien „Rückspiegelungen eines Älteren und für Ältere“. In einem Brief an Clara Wieck vom 17.03.1838, unmittelbar nach Fertigstellung des Werkes, heißt es: „Und daß ich es nicht vergeße, was ich noch komponiert – War es wie ein Nachklang von Deinen Worten einmal wo du mir schriebst, ich käme dir auch manchmal wie ein Kind vor.“ Hingegen schreibt er am 11.03.1839, wieder an Clara: „Liebes Herz, bei meinem op. 15 erinnere Dich manchmal mei-

Damit hängt zusammen der Kunstwerkcharakter der musikalischen Quelle und das Verhältnis vom Komponisten zum Werk. Die darin enthaltenen Mitteilungen, wenn man denn überhaupt so sprechen darf, haben den Status von Fiktionen, oder genauer von Metaphern. Niemals sprechen sie etwas aus, was auch irgendwo anders ontologischen Status besäße und lediglich von Musik in Wortsprache rückübersetzt werden müsste. Vielmehr bringt das Musikwerk, wie jedes Kunstwerk, neue Sinnschichten hervor, die an das Medium und seine Gesetzmäßigkeiten gebunden bleiben. Die Deutungshypothesen mit dem vom Komponisten Gemeinte oder Gewollte in Übereinstimmung zu bringen, kann daher immer nur sehr bruchstückhaft gelingen, muss aber auch gar nicht im Zentrum stehen. „Die andere Möglichkeit“, schreibt Wolfgang Gratzer, „besteht darin, dass ich ein Werk als Potential sehe, dass es zulässt, einen Gehalt für mich und andere heutige oder zukünftige Interpreten zu aktualisieren.“ (Gratzer 1994, S. 241). In diesem Sinne sollten auch die nachfolgenden „Semantisierungen“ der Motive verstanden werden.

Im Zentrum der anschließenden Untersuchungen soll also das Werk selbst stehen, und zwar in seinem Doppelcharakter als Text und als Klanggeschehen. Fragen, Hypothesen, Vermutungen werden z.T. von außen herangetragen bzw. mithilfe anderer Quellen erläutert, aber soweit wie möglich an der Ursprungsquelle überprüft.

3. Thematisierung von Kindheit

Der Versuch einer Gesamteinschätzung des Werkes gelingt am ehesten über den Vergleich mit anderen Werken Schumanns aus der gleichen Zeit. Gegenüber bspw. der Kreisleriana (op. 16, ebenfalls 1838 entstanden) fällt Folgendes auf: Schumann verzichtet in den „Kinderszenen“ auf extreme Ausdrucksmöglichkeiten. Die Stücke halten sich im Spektrum zwischen pp und mf auf, von ganz wenigen Ausnahmen (f, Nr. 6) einmal abgesehen. Es gibt keine abrupten Brüche, kontrastierende Charaktere, keine Tempo, Lautstärke und harmonische Progression betreffenden allzu rasche Wechsel. Der vorherrschende Bewegungsgestus ist ein schwebender, der sich mit vorangehender Geläufigkeit bzw. Tanzartigem abwechselt. Niemals bricht eine wilde Bewegtheit abrupt ab, viele melodische Phrasen kehren immer wieder in sich selbst zurück. Hatte Schumann in allen anderen Werken, die er zwischen 1829 und 1838 schrieb, ausgesprochen virtuose Klaviermusik vorgelegt, so präsentiert er mit den „Kinderszenen“ eine Musik, die den Eindruck von Einfachheit hinterlässt. Formal entspricht dem die fast durchgängig angewandte Liedform (ABA)⁷, es dominieren Reihung und Variation, nicht aber Kontrastbildung und Entwicklung zu dramatischen Höhepunkten hin.

ner und unserer Zukunft.“ Und ähnlich einige Wochen später: „Was ich schüchtern gedichtet, vielleicht bringt es uns die Wirklichkeit“ (4.4.1839). Schumann selbst bezieht die „Kinderszenen“ also sowohl auf die Vergangenheit, als auch auf Gegenwart und Zukunft.

- 7 Dabei wird jedoch die nahegelegte Symmetrie in fast allen Sätzen durch Wiederholungen einzelner Teile umgangen.

Nr.	Überschrift	Ton-Takt	Form	Satztypus	Satzgestus	Motivik
1.	Von fremden Menschen und Ländern	G 2/4	AABA	Duett	Schwebend, suchend	I
2.	Kuriose Geschichte	D 3/4	AA'BAA'	Tanz	Heiter - bewegt	III/I
3.	Haschemann	h 2/4	AABA	Etüde	Sehr rasch, akzentuiert, übermütig	III
4.	Bittendes Kind	D 2/4	ABCA	Echo (zu 1.)	Suchend-unsicher, zart	I
5.	Glücks genug	D 2/4	AA'A"A'''	Fuge	Dicht, imitativ, vorangehend	I/II
6.	Wichtige Begebenheit	A 3/4	ABA	Marsch	Heftig, beinahe sich überstürzend, ironisch	III
7.	Träumerei	F 4/4	AA'A"A'''AA'	Lied	Zart; unentschieden zwischen gehen und stehen bleiben	I/II
8.	Am Kamin	F 2/4	AABAA	Variation	Ähnlich Nr. 6., etwas zuversichtlicher	I/III
9.	Ritter vom Steckenpferd	C 3/4	ABA'	Scherzo	Heiter, hüpfend	III
10.	Fast zu ernst	Gis 2/8	A-BAB'ABAB''	Adagio	Undurchsichtig, melancholisch	I/II
11.	Fürchten-machen	e/G 2/4	ABACABA	Rondo	Zerbrechlich	II
12.	Kind im Einschlummern	e/E 2/4	ABBCA	Chaconne	Sehr leise, ostinat, offen, fern	I (rh.UK) /II
13.	Der Dichter spricht	G 2/4	ABA	Choral/ Rezitativ	Viele Pausen, kommt beinahe zum Stillstand, liturgisch?	(I/II/III nur als Zitat)

Dennoch entsteht nirgends der Eindruck von ungetrübter Harmonie, von idyllischer Glückseligkeit, paradiesischer Weltentrücktheit oder Naivität. Das liegt an den äußerst artifiziellen Durchbrechungen der einfachen Form von innen heraus, die er vor allem durch kontrapunktische Dichte, der dadurch entstehenden Selbstständigkeit der Mittelstimmen, Verschiebung von Taktschwerpunkten und minimale Verlängerung oder Verkürzung der Viertaktperioden sowie harmonische Komplexität erreicht.

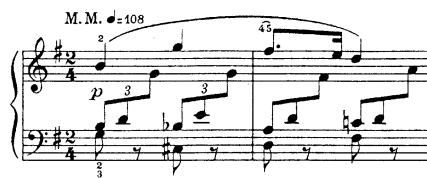
Analysiert man das ganze Werk mit seinen vielseitigen Bezügen und fokussiert dabei auf das verarbeitete motivische Material (vgl. König 1982; Réti 1982), also das zuerst sinnlich Fassbare, sinnhaft Wahrnehmbare, so findet man drei Hauptmotive, die in identischer oder leicht veränderter Form in jedem der dreizehn Szenen enthalten sind.

In der ersten Szene („Von fremden Menschen und Ländern“) werden sie vorgestellt, in den Folgesätzen werden sie je unterschiedlich gewichtet, kombiniert und ausgearbeitet, sodass mal das eine, mal das andere, mal eine neue Verknüpfung aus zweien unter Einklammerung des dritten den Charakter des jeweiligen Stückes prägt (siehe oben stehende Überblicksskizze, Spalte 7).

Geleitet durch diese drei Motive, habe ich für die folgenden Analysen drei Szenen ausgewählt, in denen jeweils eines der drei vorherrschend ist: ein Verfahren der maximalen Kontrastierung von Fällen also, über die jedoch die Ähnlichkeiten und vielseitigen Bezugnahmen im gesamten Zyklus nicht vergessen werden dürfen. Die Betrachtung des ersten Stückes dient zugleich der Vorstellung der „Themen“.

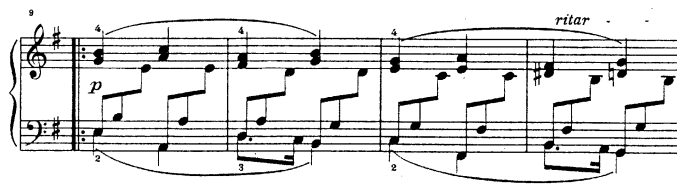
3.1 „Von fremden Ländern und Menschen“

Das erste Hauptmotiv (T. 1 und 2, siehe Notenbeispiel 1) zeichnet sich aus durch den kleinen Sextsprung nach oben plus absteigender Quarte. Zumal in der Schumannschen Harmonisierung – gleich auf zweiter Zählzeit erklingt der subdominante Sept-Nonen-Akkord ohne Grundton, der Boden des gewohnten Erwarteten wird also verlassen und wirkt fremdartig – trägt es den Gestus von Entferntheit, Innigkeit, Wehmut. Ich nenne es (natürlich angeregt durch die Überschrift) zugespitzt das Fremdheitsmotiv. Es drückt, so könnte man in einem ersten Zugriff vermuten, die Sehnsucht nach dem weit entfernten, zurückliegenden Reich der Kindheit aus.



Notenbeispiel 1: „Fremdheit“

Das zweite Motiv (Takt 9 und 10, siehe Notenbeispiel 2) scheint demgegenüber viel unbestimmter zu sein. In pendelnder Auf- und Abwärtsbewegung schraubt es sich in kleinen Schritten langsam eine Terz herunter, ist in sich aber mehr kreisend als gerichtet, suchend und in sich selbst gekehrt, mehr rezeptiv als spontan. Ich nenne es – wiederum zugespitzt – das offene Motiv. Es findet sein Ende nicht, ist auf fremde Hilfe angewiesen.



Notenbeispiel 2: „Offenheit“

Dies leistet das dritte Motiv (Takt 13 und 14, siehe Notenbeispiel 3), welches nun in klarer Gerichtetheit aufwärts strebt. Zusammen mit dem crescendo und dem punktierten

Rhythmus verkörpert es Entschlossenheit, Aktivität, Bewegungslust. Ich nenne es das „Körpermotiv“, weil es am meisten „in die Glieder fährt“. Seine reinste Ausprägung erfährt dieses Motiv in „Haschemann“ (Nr. 3) und „Ritter vom Steckenpferd“ (Nr. 9), die als einzige Szenen mit körperbetonten Spielen von Kindern assoziiert sind. Hier, im ersten Stück des Zyklus ist es allerdings durch die von einem erneuten Nonenakkord getragene Fermate dem Gesamtgestus der Szene untergeordnet.



Notenbeispiel 3: „Körper“

Dieser Gesamtgestus wird beherrscht vom ersten, dem Fremdheitsmotiv, das – mit leichten Variationen – insgesamt zwölf mal erklingt (siehe Notenbeispiel 4). Die oben geäußerte Deutungshypothese aufnehmend, kann man nun fortfahren: Schumann eröffnet seine „Kinderszenen“ mit einer immer wieder vorgetragenen Bekräftigung der Erfahrung von der vermutlich unwiederbringlich verloren gegangenen Welt des Kindes, ganz und gar typisch für das uns vertraute romantische Kinderbild.

Von fremden Ländern und Menschen

Notenbeispiel 4:
„Von fremden Ländern
und Menschen“

Ein weiterer Verstehenszugang eröffnet sich allerdings, wenn man sich eine Szene aus der „Kreisleriana“ E.T.A. Hoffmanns vergegenwärtigt, mit der Schumann sich zur selben Zeit intensiv beschäftigt haben muss, gab er doch seinem opus 16 denselben Titel. Die Szene liest sich wie das literarische Pendant zu Schumanns erster Kinderszene. Im „Lehrbrief“ des Kapellmeisters Johannes Kreisler (den er sich selbst schreibt) wird die Geschichte von einem Junker erzählt, der Besuch von einem Fremden erhält: „Der Junker gewann ihn in kurzer Zeit sehr lieb, wiewohl er oft gestand, dass ihm in seiner Gegenwart sonderbar zumute würde und eiskalte Schauer ihn anwehten, wenn der Fremde beim vollen Becher *von den vielen fernen, unbekannten Ländern und sonderbaren Menschen und Tieren erzählte*, die ihm auf seinen weiten Wanderungen bekannt wurden und dann seine Sprache in wunderbare Töne verhalle, indem er ohne Worte unbekannte, geheimnisvolle Dinge verständlich ausspreche. [...] Sang nun der Fremde vollends zu seiner Laute in unbekannter Sprache allerlei wunderbar tönende Lieder, so wurden alle, die ihn hörten, von überirdischer Macht ergriffen und es hieß: das könne kein Mensch, das müsse ein Engel sein, der die Töne aus dem himmlischen Konzert der Cherubim und Seraphim auf die Erde gebracht.“ (Hoffmann 1814/15, S. 112, Hervorh. d. A.)

Dieser Fremde aber ist, das geht aus anderen Stellen der Novelle hervor (vgl. ebd., S. 58), Johann Sebastian Bach, dessen Name ja, wie oben bereits erwähnt, in der Begleitstimme des ersten Motivs versteckt ist. „Gegen Bach sind wir alle Kinder“, schrieb Schumann einmal in einem Brief an Clara Wieck, und Reminiszenzen an dessen Musik, mit der Schumann sich nachweislich immer wieder ausführlich auseinandergesetzt hat (vgl. Boetticher 1940; König 1982, S. 313), finden sich in den „Kinderszenen“ an vielen Stellen.⁸

Indem Schumann also das Fremdheitsmotiv mit dem Namen Bach verknüpft, stellt er nicht nur Sehnsucht und Entfernung dar, sondern eröffnet zugleich einen Weg, die Entfernung zu überbrücken, die Fremdheit sich vertraut zu machen, indem er die individuelle Entwicklungslinie „Kind-Erwachsener“ in die kulturgeschichtliche Entwicklungslinie „Barock-Romantik“ einfädelt. Dabei verdoppelt und verdreht er aber zugleich auch die Perspektive: Schaut er in erster Lesart als Erwachsener sehnsüchtig in das ferne Reich der Kindheit, so wird er in zweiter Lesart selber zum Kind, das den „alten Bach“ als seinen musikalischen (Groß-)vater anruft, dessen Kompositionsstil er studiert, aufnimmt und modifiziert, um seine eigene kompositorische Zukunft entwerfen zu können.

3.2 „Wichtige Begebenheit“

Der vorwärts strebende Bewegungsgang des „Körpermotivs“ (Motiv 3, siehe Notenbeispiel 3) verleiht diesem Stück seinen Charakter (es ist das Einzige, das im forte gespielt

8 Vgl. den Choralgestus in Nr. 6 und Nr. 13, die kontrapunktische Schreibweise, das mehrmalige Vorkommen des B-A-C-H-Motivs oder die Quintfallsequenzen in den Basslinien in Nr. 1 und Nr. 11.

werden soll). Die klare Richtung des melodischen Verlaufs, die starken Akzente und der punktierte Rhythmus sowie der homophone Satz lassen an einen Marsch erinnern, dessen Eindeutigkeit jedoch durch den Dreiertakt aufgehoben wird. So wandelt sich das eigentlich harmlose Motiv in die Geste wilder Entschlossenheit, aufgeregten Stürmens.

Wichtige Begebenheit

M. M. $\text{♩} = 138$

6.

Notenbeispiel 5:
„Wichtige Begebenheit“

Man könnte sich hier gut ein Kind vorstellen, das nach Hause gelaufen kommt und den Eltern aufgeregter erzählt, was es erlebt hat. Aber dies ist wiederum nur ein erster assoziativer Zugriff. Musikalisch spricht einiges dafür, dass es sich hier nicht um irgendeine wichtige Begebenheit handelt, sondern dass vom Weihnachtsfest die Rede ist, welches ja bekanntlich in der romantischen Tradition mit Vorstellungen von Kindheit häufig eng verknüpft wird: So finden wir, neben der für die protestantische Choralbegleitung typischen Satzstruktur, zu Beginn einen Reflex auf das Weihnachtslied „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ (vgl. Notenbeispiel 5, T. 1-8). Jedoch verliert das Lied hier ganz und gar seinen schwebend-feierlichen Charakter, indem das Anfangsmotiv, mit starken Akzenten versehen, sequenzartig – wie im Sturzflug gleichsam – nach unten geführt wird. Noch deutlicher erkennbar ist im Mittelteil das allerdings zum Dreiertakt veränderte Zitat des Abgesangs aus „Morgen Kinder, wird's was geben“ (vgl. Notenbeispiel 5, T. 9-16).

Dieses wird jedoch durch die deutlich dominierenden Bassläufe polternd übertönt und seines naiven Kinderliedcharakters beraubt. Ein choralartiger Weihnachtsmarsch im Dreivierteltakt also – mehr Gegensätze lassen sich in 23 Takten kaum unterbringen, die ich nur als romantisch-musikalische Ironie aufzufassen vermag.

Diese Vielschichtigkeit lässt sich vielleicht wie folgt auflösen: Die motivische Nähe dieser Szene zu Nr. 3 („Haschemann“) und Nr. 9 („Ritter vom Steckenpferd“), in deren Mitte die „wichtige Begebenheit“ sicher nicht zufällig platziert ist, eröffnet beim Hören die Assoziationen zur leiblichen Expressivität des Kinderspiels. Dieser musikalische Gedanke wird nun verknüpft mit dem Weihnachtsfest, dem in romantischer Auffassung zentralen Fest der Erfahrbarkeit der Gotteskindschaft. Diese Erfahrung gelingt aber nur über den „Umweg“ des Mitvollzugs konkreter kindlicher Freude. Vielleicht will Schumann daran mahnend erinnern und zugleich diejenigen Philister – vielleicht aber auch sich selbst – parodieren, die den schmerzhaften Verlust kindlicher Empfindungs- und Ausdrucksfähigkeit in biedermeierlicher Behaglichkeit vergessen oder in theologischem Disput übertönen. Friedrich Schleichers Gesprächsnovelle über „Die Weihnachtsfeier“ von 1806, ein „Spiegel der Privatisierung des Weihnachtsfestes“ (Nowak 2002, S. 164), endet mit dem letzten „Redner“ Josef, der die Unangemessenheit des vernünftigen Redens angesichts der starken Empfindungen beschreibt: „Alle Formen sind mir zu steif und alles Reden zu langweilig und kalt. Der sprachlose Gegenstand verlangt oder erzeugt auch mir eine sprachlose Freude, die meinige kann wie ein Kind nur lächeln und jauchzen. Alle Menschen sind mir heute Kinder, und sind mir eben darum so lieb. [...] Auch ich selbst bin ganz ein Kind geworden zu meinem Glück. Wie ein Kind den kindischen Schmerz erstikt, und die Seufzer zurückdrängt, und die Thränen einsaugt, wenn ihm eine kindische Freude gemacht wird: so ist mir heute der lange tiefe unvergängliche Schmerz besänftigt, wie noch nie. Ich fühle mich einheimisch und wie neu geboren in der besseren Welt, in der Schmerz und Klage keinen Sinn hat und keinen Raum. Mit frohem Auge schaue ich auf alles, auch auf das tiefverwundende.“ (Schleiermacher 1806/1908, S. 56)

3.3 „Fürchtenmachen“

Zum Ende des Zyklus hin werden die Stücke ruhiger, ernsthafter, rätselhafter und in ihrer musikalischen Faktur komplexer. In der „Fürchtenmachen“ überschriebenen elften Szene begegnen drei Formteile (anstatt wie sonst fast immer zwei), und es entsteht eine vollständig symmetrische Anlage in Form eines Rondos – ABACABA: man könnte es vorwärts und rückwärts spielen und drehte sich dabei immer im Kreis. In Entsprechung zu dieser Kreisbewegung in der Gesamtform dominiert auf motivisch-gestischer Ebene das zweite, das „offene“ Motiv, das oben als kreisend, suchend, in Richtung und Gestaltungswillen nicht festgelegt beschrieben wurde. Harmonisch pendelt das ganze Stück unentschlossen zwischen G-Dur und e-Moll.

Fürchtenmachen

11. M. M. d. 166

pp

p

ritard.

Schneller

Schneller

pp

Notenbeispiel 6: „Fürchtenmachen“

Man könnte diese Beschreibung nun mit dem uns vertrauten romantischen Kinderbild in Verbindung bringen, welches das (sorglose) Verhaftetsein des Kindes im Augenblick und seine unendliche Plastizität betont (vgl. Baader 1996). Doch Schumann konkretisiert das Motiv der Offenheit und Plastizität in dieser Szene wiederum auf eine sehr unidealisierte Weise, indem er durch verminderte Intervallsprünge und verminderte Akkorde dem eher eine enge und ängstliche, eine verletzbare Färbung beimischt. Die dichte kontrapunktische Schreibweise wie auch der ständige Wechsel zwischen G-Dur und e-Moll verstärken diesen Eindruck von Fragilität. Dieses Kind ist dem, was Fürchten macht (Teil B wieder mit deutlichen Bach-Reminiszenzen) schutzlos ausgeliefert. Damit aber ist, so könnte man nun deuten, eine sehr moderne Ansicht auf das Kind gegeben: Es lebt nämlich nicht in einer abgeschlossenen Welt, in gottesnaher, paradiesähnlicher Abgeschiedenheit von dem Dunkel der Erwachsenenwelt, sondern es lebt letztlich mit den Erwachsenen in einer Welt, in der unendlich Vieles Angst einflößen kann.⁹

Die knappe Analyse dieser drei Stücke sollte exemplarisch zeigen, dass im Verlauf des Gesamtzyklus immer wieder neue Hörperspektiven entstehen auf die drei – in den drei Hauptmotiven „formulierten“ – Grundfragen nach der Fremdheit und Entfernung zwischen Kindern und Erwachsenen, nach der Offenheit und Plastizität des Kindes, nach dem Modus der kindlichen Spiel- und Bewegungsformen, seiner spezifischen Leiblichkeit. Dadurch, dass Schumann in der Verknüpfung der zugrunde liegenden Motive im-

9 Dafür spricht nicht zuletzt auch die Platzierung dieser Szene direkt vor dem „Kind im Einschlummern“ (vgl. Nr. 12).

mer wieder Neues entstehen lässt, und damit auch neue „Themen“ einspielt (die eigene Historizität, Religion und Verletzlichkeit z.B.), wird es unmöglich, von *einem* impliziten Kinder-Bild zu sprechen. Viel eher dokumentiert sich hier ein musikalisch geformtes Denken und Empfinden zum Thema Kindheit, dem das Schillernde, Nicht-Festgelegte, immer in Bewegung und Veränderung Befindliche eigen ist. Das ist freilich, wenn man so will, ein Artefakt des Mediums Musik. Aber dennoch bleibt festzuhalten, dass wir in den „Kinderszenen“ keine Vertonung des romantischen Kinderbildes, das uns vertraut ist, finden: Einerseits werden wir durch den Mitvollzug im Hören, der unwillkürlich unser Leibgedächtnis aktiviert, näher an die kindlichen Bewegungs- und Empfindungsvollzüge herangeführt als das in Texten und Bildern je geschehen könnte. Die Szenen sind so konkret, dass man schwerlich von der Schilderung eines Idealzustandes wird sprechen können; andererseits aber wird uns die Entfernung, die Fremdheit und damit vielleicht auch Unerreichbarkeit vor Augen bzw. Ohren geführt. In dem Märchen „Das fremde Kind“ von E.T.A. Hoffmann muss der Vater bei dem Versuch das Fantasiereich wieder zu erreichen, zu dem seine Kinder freien Zugang haben, schließlich sterben, weil die Sehnsucht ihm „das Herz zerreißen (wird)“ (Hoffmann 2001, S. 56).

4. Die „Kinderszenen“ als Ego-Dokument?

Das der Geschichtswissenschaft entlehnte Konzept des „Ego-Dokuments“ bedient sich des klassischen Modells der Trennung von zwei Welten: Hier ist das so genannt wirkliche Leben, also Erfahrungen, Erlebnisse, Erinnerungen, Wünsche, Ideen usw., und dort ist das Dokument, das darüber Auskunft gibt, freiwillig oder unfreiwillig, verhüllend oder aufdeckend (vgl. Schulze 1996). Diese Dokumente verweisen auf einen Referenten, nämlich das „Ego“ einer Person, tragen also die Insignien des nachrangigen Zeichens. In den Kunstwissenschaften ist diese Relation als diejenige zwischen Werk und Biografie eines Künstlers wohl bekannt und oft kritisiert worden. In seiner „polemischen Attacke wider den Biographismus“ schreibt Hans-Joachim Roth (aus Sicht der Literaturwissenschaft): „Es geht nicht um den Text als Kunstwerk, seine Aussage, seine ästhetische Qualität, sondern es geht darum herauszufinden, woher die Motive, der Stoff, die Thematik stammen. [...] Literaturwissenschaft dient dabei nicht dem Verstehen des *Kunstwerks*, sondern der Rückführung des Inkommensurablen in seiner ästhetischen Gestalt auf die alltäglichen Verstehensschemata ignoranter Interpreten“ (Roth 1997, S.248).

Das Hauptinteresse gilt in solchen Polemiken, die sich in der Beschwörung des „Inkommensurablen“ selber ein Stück romantischer Ideologie bewahren, in der Regel der Wahrung des Autonomiecharakters des Kunstwerks. Ich möchte mich dem in dieser Form nicht mehr anschließen,¹⁰ aber ein zweites Motiv zur Kritik am Biografismus hinzufügen: Bei dem romantischen Künstler Robert Schumann ist nicht ohne weiteres aus-

10 Eine Untersuchung realgeschichtlicher Quellen des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts erbringt die Unhaltbarkeit einer idealen These vom autonomen Werk (vgl. dazu ausführlich Dietrich 1998).

zumachen, wo das so genannte wirkliche Leben aufhört und wo das dieses Leben in der Fantasie Verarbeitende beginnt. Die drei wichtigsten Felder in Schumanns Leben zu dem beschriebenen Zeitpunkt, nämlich die Arbeit als Komponist, die Arbeit als Herausgeber der „Neuen Zeitschrift für Musik“ und die Liebesbeziehung zu Clara Wieck sind alle charakterisiert durch fließende Übergänge zwischen Realität und Fantasie.

Als Komponist, der als ausgebildeter Pianist hauptsächlich am Klavier arbeitete, über das Improvisieren und spielende Ausprobieren musikalischer Ideen seine Werke entwirft und schreibt, hat er sich zugleich mit den harten Realitäten des Marktes sowie mit der (1838 inzwischen unheilbar gewordenen) Lähmung eines Fingers auseinander zu setzen. Letztere zwang ihn zur Aufgabe seiner pianistischen Laufbahn und mag ihn dazu bewegt haben, auch kompositorisch den Weg der Virtuosenstücke zu verlassen. Erstere, so wird vermutet, führte ihn vielleicht dazu, sich dieser Art „Hausmusik“ zuzuwenden, mit der man am ehesten Geld verdienen konnte, wenn man – wie Schumann zu diesem Zeitpunkt – keine Werke für ein großes Publikum (Sonaten, Sinfonien, Opern etc.) zu schreiben vermag.

Die Redaktion seiner Zeitschrift bestand aus dem „Davidsbund“, einer geheimen Nicht-Organisation, in der sich teils wirkliche, teils ausgedachte Figuren versammelten und ihre Artikel verfassten. Die größte Berühmtheit erlangten das durch Jean Paul inspirierte Brüderpaar Eusebius und Florestan, die sich häufig in Rede und Gegenrede zu Wort meldeten und somit die Argumente des je Anderen wieder in die Schwebe brachten. Es handelte sich hier also, im Gegensatz zu allen anderen Musikzeitschriften der Zeit, um eine ganz explizit romantische Konzeption von Musikkritik, in der die Grenzen zwischen Poesie und scharfer Analyse stets offen gehalten wurden.

Und die Beziehung zu Clara Wieck schließlich spielte sich zwischen 1836 (der Ablehnung des Heiratsgesuchs durch den Vater) und 1840 (dem Jahr der gerichtlich durchgesetzten Heirat) fast gänzlich in der Fantasie ab. Der Vater verhinderte wirkliche Begegnungen erfolgreich, Briefe gelangten nur auf heimlichen Wege an die Braut. Wären sie mein Thema, würde ich jetzt fragen: Sind diese Briefe ein Zeichen der Liebe oder nicht vielmehr die Liebe selbst?

Die Aufrechterhaltung der Trennung zwischen dem wirklichen Leben und den Dokumenten darüber wäre also im vorliegenden Falle eine gewagte Konstruktion, denn ebenso stellt sich die Frage bei den „Kinderszenen“: Sind sie (nur) ein Symbolsystem, das auf ein Ich und seine Auseinandersetzung mit der Kindheit verweist oder sind sie nicht auch die performative Arbeit an diesem Ich selbst, das hier ein in erster Linie komponierendes Ich ist?

Schumann lässt es in der Schwebe, ob er in diesen Szenen ein fremdes Kind, die eigene Kindheit, sich selbst als Erwachsenen oder sich selbst als Kind thematisiert bzw. aktualisiert. Für alle Standpunkte gibt es, wie wir sahen, Hinweise. Damit in Übereinstimmung steht der Begriff der „Szene“, die noch einmal den Unterschied zum Bild enthält: Schumann setzt ganz verschiedene Vorstellungen in Szene, inszeniert sich in unterschiedlichen Maskeraden (vergleichbar vielleicht Rembrandt in seinen vielen Selbstbildnissen; vgl. Parmentier 1998) als ein sich Wandelnder: Mal ist er selber das Kind, mal Beobachter des Kinderspiels, dann emphatischer Schilderer kindlicher Empfindun-

gen oder Befindlichkeiten.¹¹ Dabei bringt er sein Ich, das ihm anders als in diesen Maskeraden gar nicht verfügbar ist, erst konkret hervor. Es sei, schreibt Käte Meyer-Drawe, „gerade das Faszinierende an Maskeraden, dass sie verbergen und dadurch preisgeben. Von Anfang an bewahren sie etwas Zweideutiges, das verwandt ist mit der wesentlichen Doppeldeutigkeit des Subjekts, nämlich sich selbst zu inszenieren im Angesicht von anderen und gleichzeitig nur so selbst sein zu können“ (vgl. Meyer-Drawe 2000, S.137). Provozierend zugespitzt also: Der romantische Künstler Robert Schumann produziert in seinem Werk kein Ego-Dokument, sondern er lebt sein Leben.

Literatur

- Baader, M.S. (1996): Die romantische Idee des Kindes und der Kindheit. Auf der Suche nach der verlorenen Unschuld. Neuwied: Luchterhand.
- Boetticher, W. (1940): Robert Schumann. Einführung in Persönlichkeit und Werk. Berlin: Hahnfeld.
- Borchard, B. (1985): Robert Schumann und Clara Wieck. Bedingungen künstlerischer Arbeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Weinheim und Basel: Beltz.
- Burger, E. (1998): Robert Schumann. Eine Lebenschronik in Bildern und Dokumenten. Mainz u.a.: Schott.
- Dietrich, C. (1998): Wozu in Tönen denken? Historische und empirische Studien zur bildungstheoretischen Bedeutung musikalischer Autonomie. Kassel: Bosse.
- Edler, A. (1982): Robert Schumann und seine Zeit. Laaber: Laaber.
- Eggebrecht, H.H. (1994): Diskussion I und II. In: Gruber G./Mausner, S. (Hrsg.): Musikalische Hermeneutik im Entwurf. Laaber: Laaber, S. 233-256.
- Eicker, I. (1995): Kinderstücke. An Kinder adressierte und über das Thema der Kindheit komponierte Alben der Klavierliteratur des 19. Jahrhunderts. Kassel: Bosse.
- Gratzer, W. (1994): Musik als Geschichte in Erfahrung bringen. In: Gruber G./Mausner, S. (Hrsg.): Musikalische Hermeneutik im Entwurf. Laaber: Laaber S. 55-96.
- Hoffmann, E.T.A. (1814/15/o.J.): Kreisleriana. In: Ders.: Musikalische Novellen und Schriften. München: Goldmann, S. 40-117.
- Hoffmann, E.T.A. (1817/2001): Das fremde Kind. Kunstmärchen III. Berlin: Rohrwall.
- Jansen, F.G. (Hrsg.) (21904): Robert Schumanns Briefe. Neue Folge. Leipzig.
- König, T. (1982): Robert Schumanns „Kinderszenen“ op.15. In: Metzger, H.-K./Riehn, R. (Hrsg.): Musik-Konzepte Sonderband Robert Schumann II. München: Edition Text + Kritik, S. 299-342.
- Mausner, S. (1994): Entwurf einer Grundlegung musikalischer Hermeneutik. In: Gruber G./Mausner, S. (Hrsg.): Musikalische Hermeneutik im Entwurf. Laaber: Laaber, S. 47-54.
- Meyer-Drawe, K. (22000): Illusionen von Autonomie. Diesseits von Ohnmacht und Allmacht des Ich. München: Kirchheim.
- Nowak, K. (2002): Schleiermacher. Leben, Werk und Wirkung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Parmentier, M. (1998): Die Selbstbilder Rembrandts – Eine visuelle Autobiographie? In: Hellekamps, S. (Hrsg.): Ästhetik und Bildung. Das Selbst im Medium von Musik, Bildender Kunst, Literatur und Fotografie. Weinheim: Deutscher Studienverlag, S. 43-66.

11 Die große Bedeutung der Maskeraden, häufig in Anlehnung an die von ihm so hoch geschätzten Romane Jean Pauls, ist für das gesamte Frühwerk Schumanns, konstitutiv (vgl. Edler 1982).

- Réti, R. (1982): Schumanns „Kinderszenen“: Quasi Thema mit Variationen. In: Metzger, H.-K./Riehn, R. (Hrsg.): Musik-Konzepte Sonderband Robert Schumann II. München: Edition Text und Kritik, S. 275-298.
- Roth, H.J. (1997): Wider den Biographismus. Eine polemische Attacke. In: Bittner, G./Fröhlich, V. (Hrsg.): Lebens-Geschichten. Über das Autobiographische im pädagogischen Denken. Zug: Graue Edition, S. 239-268.
- Schleiermacher, F. (1806/1908): Die Weihnachtsfeier. Ein Gespräch. Hrsg. v. H. Mulert. Leipzig: Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.
- Schulze, W. (Hrsg.) (1996): Ego-Dokumente. Annäherungen des Menschen in der Geschichte. Berlin: Akademie-Verlag.
- Zilkens, U. (1996): Robert Schumann. Die „Kinderszenen“ im Spiegel ihrer Interpretationen seit Clara Schumann. Köln: Tonger.

Anschrift der Autorin:

Dr. Cornelia Dietrich, Universität Hildesheim, Institut für Allgemeine Pädagogik, Marienburger Platz 22, 31141 Hildesheim, E-Mail: dietrich@rz.uni-hildesheim.de.

Thomas Loer

Rückstände im Kraftwerk? Ein Kunstwerk als Dokument

Schwierigkeiten beim Versuch, ein Werk der Bildenden Kunst als „Ego-Dokument“ zu deuten¹

1. Vorbemerkung

Da ich, wie der Titel meines Beitrags ja andeutet und der Untertitel ausspricht, Schwierigkeiten mit dem Ansinnen habe, Kunstwerke als „Ego-Dokumente“ zu deuten, werde ich weniger ein Verfahren vorstellen, wie etwa Werke der Bildenden Kunst zu analysieren seien² und wie aus solcher Analyse Rückschlüsse auf die Biografie – analytisch gesprochen: auf die Fallstruktur³ – des Künstlers als Person gezogen werden können; vielmehr soll die Möglichkeit eines solchen Vorgehens selbst in Frage gestellt werden. Dies wird aber nicht in abstrakten methodologischen und konstitutionstheoretischen Überlegungen, sondern im Ausgang von einem konkreten Werk geschehen. Zunächst einmal muss dazu das Werk zumindest in Ansätzen analysiert werden – angesichts der Zielrichtung der Argumentation ist es hier nicht nötig, eine vollständige Werkanalyse durchzuführen. Als nächstes wird das ausgewählte Werk in den Kontext der Biografie des Malers gestellt werden – wobei wiederum eine Beschränkung auf ein allerdings we-

- 1 Der Beitrag ist die leicht überarbeitete und um einige Anmerkungen ergänzte Fassung eines Vortrags beim Symposium „Subjektivität und Geschichte. Ego-Dokumente in der historischen Forschung“, das im Herbst 2002 am Institut für Erziehungswissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin stattfand.
- 2 Eine Anmerkung ist hierzu allerdings erforderlich, wird doch ein früherer Versuch von mir (1994) mittlerweile als Beleg dafür genommen, dass objektiv hermeneutische Bildanalysen sich in der schlichten Übertragung der Sequenzanalyse auf Bilder erschöpften (so etwa Bohnsack 2001, S. 77; 2003, S. 251). Zum einen ist festzuhalten, dass die entsprechende Analyse selbst als vorsichtiger Versuch ausgewiesen ist, die – bildlich simultan konstituierten – möglichen Wahrnehmungen zu explizieren, und keinesfalls von der „Unterstellung aus[geht], dass der Malprozess, der Prozess der Herstellung des Bildes, einem sogen. ‚ikonischen Pfad‘ folgt“ (ebd.); zum anderen habe ich die – mir unterstellte – schlichte Übertragung auch explizit kritisiert (Loer 1996, S. 44-56; vgl. Fn. 11).
- 3 ‚Fallstruktur‘ ist ein Terminus der objektiven Hermeneutik, einer Forschungsmethode, die von dem Frankfurter Soziologen Ulrich Oevermann entwickelt und in langen Jahren erprobt wurde (vgl. Oevermann 2000; Sutter 1997; Wernet 2000). Er bezeichnet die Erzeugungsstruktur einer Lebenspraxis, bringt also jenes Ensemble von Dispositionen, Prinzipien und Maximen auf den Begriff, denen gemäß eine Lebenspraxis – sei dies eine individuelle Handlungsinstanz (Person), eine kollektive Handlungsinstanz (ein Parlament) oder eine Organisation (ein Unternehmen) – handelt, die also die Entscheidungen generiert, die bei der Auswahl aus durch Regeln eröffneten Optionen zu treffen sind.

sentliches Moment dieser Biografie erfolgt –, um zu prüfen, was aus dem Werk für das Verständnis dieser Biografie zu gewinnen wäre. Schließlich soll vor dem Hintergrund der exemplarischen Ausführungen das angedeutete grundsätzliche Problem behandelt, sollen einige Argumente zur Begründung der Schwierigkeit angeführt werden.

Es handelt sich hierbei gewissermaßen um ein Exerzitium und so geht es nicht um die Bearbeitung einer materialen Fragestellung, für die das von mir herangezogene Werk ein Antworten versprechendes Datum sein könnte und die vorweg zu explizieren wäre. Von daher kann die Datenauswahl nicht von der Einbettung in eine Forschungsfrage her begründet werden. Eine mögliche, hier aber nur zur Veranschaulichung und als gelegentlicher Bezugspunkt genannte Frage wäre diejenige nach dem Zusammenhang von Biografie des Malers und Zeitgeschichte, nach der künstlerischen Bearbeitung spezifischer historischer Erfahrungen, nach der Auswirkung spezifischer historischer Prozesse auf das künstlerische Handeln. Der Maler würde also untersucht als Fall von künstlerischem Handeln unter spezifischen Bedingungen. Was damit gemeint ist, wird klar, wenn man sich die Lebensgeschichte des hier herangezogenen Malers vergegenwärtigt. Aus methodischen Gründen ist allerdings eine künstliche Naivetät erforderlich; dies findet hier in der Darstellung seinen Ausdruck darin, dass der Kontext jeweils möglichst erst dann eingeführt wird, wenn der Text bereits analysiert wurde.⁴

- 4 Da der Leser – anders als der Zuhörer eines Vortrags – selbstverständlich im Aufsatz vor- und zurückblättern kann, soll hier nicht mittels einer künstlichen Regelung die erforderliche Naivetät hergestellt werden. Vielmehr sei herausgestellt, dass das Wissen um den Maler und seine biographischen Umstände methodisch gesehen nur genutzt werden darf, Lesarten für die jeweils zu analysierenden Texte zu finden, keinesfalls aber dazu, bestimmte Lesarten, die im Text enthalten oder von ihm gar erzwungen sind, auszuschließen, weil sie nicht zu dem Kontextwissen passen. Dies würde verhindern, neue Bedeutungen aufzuschließen, würde also letztlich die Analyse auf eine „Verdopplung der Realität durch den Gedanken“ (Adorno 1956, S. 18) reduzieren. – Zum Begriff des Textes, der nicht auf Verbalsprachliches beschränkt ist, sondern alle Ausdrucksgestalten hinsichtlich ihres Moments „als Symbol-Konfiguration [...]“, die nach explizierbaren algorithmisch operierenden Regeln in sich abstrakte sinnlogische Verkettungen generiert“, umfasst, vgl. Oevermann 1993, S. 121 (dort auch das Zitat). Die Kritik an der – methodologischen – Behauptung von der Textförmigkeit der Wirklichkeit etwa durch Jo Reichertz (1992, S. 143) oder Ralf Bohnsack (2003, S. 241f.) verfehlt diesen Textbegriff, da sie ihn nicht konstitutionslogisch begreift: Text ist jede Ausdrucksgestalt im Hinblick auf die Bedeutung, die sie gemäß geltenden Regeln, Prinzipien und Verfahrensweisen (und diese müssen nicht notgedrungen solche der Ausdrucksmaterialität Sprache, sondern können auch solche der sinnesmodalitätenspezifischen Ausdrucksmaterialien, des ikonischen etwa, sein) konstituiert. Allein die Bedingung der Möglichkeit von Bedeutungskonstitution überhaupt ist erst durch Sprache gegeben. Nicht jede Bedeutung ist also (verbal-)sprachlich konstituiert – im Gegenteil: häufig wird gerade durch nicht (verbal-)sprachliche Ausdrucksgestalten Welt eröffnet (vgl. Loer 1996, S. 323ff., 1997b, S. 44f.) –, aber jede einmal konstituierte Bedeutung ist sprachlich ausdrückbar (vgl. J.R. Searles ‚principle of expressibility‘).

2. Ein Gemälde als Kraftwerk



Abb. 1: Zoran Music: *Poltrona* (1996); Öl auf Leinwand; 146 x 114 cm; Privatsammlung;
bez. unten rechts: Music 96 © VG Bild-Kunst, Bonn 2004

Abbildung 1 zeigt ein Gemälde⁵, in dem nahezu alles zu versinken scheint, und zwar in sich selbst. Dieses In-Sich-Versinken wird vor allem durch die Helligkeitsverteilung im Bild hervorgerufen, die man besser Abstufung von Dunkelheit nennt. Ohne scharfe Grenzen nach außen und zunächst kaum die Gegenstände im Inneren deutlich werdend lassend, bestimmt eine dunkle kreisförmige Farbfläche das hochformatige Bild. Die Gegenstände in ihrem Inneren: eine auf einem nur angedeuteten und dann doch deutlich als solcher auszumachenden Sessel sitzende Figur, lassen sich zum einen nicht nur errahnen, sondern sind als eben diese Gegenstände klar zu bestimmen. Sie scheinen aber zum anderen – farblich sich kaum einerseits von dem schmutzigen Ocker des Hintergrunds, der in der Fläche zwischen erwähntem Kreis und Bildrand sich erstreckt, und andererseits von dem verwischten Schwarz des Kreises unterscheidend – in der Fläche des Werkes zu verschwinden. Einzig eine helle Farbform, weniger den Kopf des Sitzenden als einen Schädel andeutend, hebt sich aus dieser Farbtrübnis heraus, ohne aber in ihrer farblosen Blässe einen Gegenakzent zu setzen. Bei weiterer Betrachtung treten dann die gekreuzten Unterarme des Vornübergeneigten, durch weiße Pigmentierung akzentuiert, hervor, sowie einzelne Partien des Sessels, deren intensiv roten Farbpartikel wie eine Erinnerung an seine ursprüngliche Farbe erscheinen, auch sie im Verschwinden begriffen, in den Sessel selbst versinkend. Von diesen Farbpigmenten abgesehen erscheint das Bild geradezu wie eine Verweigerung von Farbigkeit. Diese Feststellung ist nun keineswegs, wie man mutmaßen könnte, von außen an das Werk herangetragen, sondern ein von der Konkretion der sichtbaren Farben selbst erfordertes Ergebnis einer methodischen Operation der Bedeutungsauslegung. Diese Lesart ist dadurch erzwungen, dass gerade diese Farben selbst in den intensiven Partikeln eine objektive Möglichkeit des Andersseins des Bildes konkret evozieren: die farbliche Fülle als Ölgemälde.⁶ Deren Vermeidung fügt sich dem Ganzen als einer minimalistischen Reduktion auf das Wesentliche, aber das Wesentliche besteht in dieser Reduktion.

Die Figur im Sessel, mit hängenden Schultern, vornüber gebeugt, könnte den Eindruck eines Trauernden, eines Verzweifelten, eines fatalistisch in ein schreckliches Schicksal sich Findenden erwecken – könnte: wären da nicht die geradezu lässig gekreuzt auf den Schenkeln ruhenden Arme, in der Haltung der ruhigen Gelassenheit eines Unbeteiligten, der über eine ihn aktuell praktisch nicht betreffende Situation sinniert.⁷ Zwischen diesen Polen bewegt sich die Figur, wobei auch hier der Schädel sich

5 Unter dem Titel ‚Im roten Sessel‘ findet es sich farbig reproduziert in Schulze (1997, S. 127).

6 An dieser methodischen Operation lässt sich ein Spezifikum eines rekonstruktiven Verfahrens wie desjenigen der objektiven Hermeneutik deutlich machen. Um Bedeutung zu bestimmen, wird nicht das Vorwissen über Bilder, über spezifische Gattungen von Gemälden o. ä. benutzt. Anders also als in einer Formulierung Adornos, der einmal schrieb: „Wer noch weiß, was ein Gedicht ist, kann schwerlich eine Stellung als Werbetexter annehmen“, gehen wir nicht von einem Wissen darum, was ein Gemälde sei, aus, sondern allein vom Sichtbaren. – Dass die zitierte Formulierung Adornos eigenem Programm und Vorgehen in konkreten Analysen zuwiderläuft, muss kaum erwähnt werden.

7 Er ‚staunt‘, könnte man mit Bezug auf die alemannisch-schweizerische Bedeutung sagen (vgl. das Beispiel in Grimm/Grimm 1960/1991, Sp. 1178: „izt eilte Kain zu seinem vater, der kraft-

heraushebt und mit den wie Tränenbäche oder auch wie Verwitterungsfurchen hervortretenden verfließenden Linien von den Stellen herunter, wo die Augen sein müssten, ein gesichtsloses Erschrecken erkennbar macht. Hier wird in einer Figur eine praktische wie eine unpraktische Haltung zugleich und einander bedingend zum Ausdruck gebracht. Dies verdichtet sich im Kopf, im Schädel, der einerseits zum Körper gehört, dort als hängender Moment der praktischen Haltung von Trauer, Verzweiflung, Fatalismus ist; der andererseits als dieser zum Körper gehörige sinnierend sich von ihm abhebt, Ort der müßigen Reflexion über das Geschehene und den praktischen Umgang damit – und zugleich Gegenstand der müßigen Reflexion durch den Betrachter.

An dieser Stelle ist eine Bemerkung zur Differenz von Praxis und künstlerischem Handeln angebracht. Trauer, Verzweiflung, Fatalismus sind je unterschiedliche Weisen der praktischen Bewältigung von Realität; das Sinnieren, das Staunen aber (vgl. Fn. 7) ist Moment des künstlerischen Handelns der Realität gegenüber, müßig und in Distanz zur Praxis. Künstlerisches Handeln ist demgemäß die gestaltende Aufhebung des Erstaunens über die Welt. Der künstlerische Habitus zeichnet sich dadurch aus, dass der Künstler angesichts der Welt – wie auch immer sie ihm entgegentritt – sein Erstaunen nicht zu fliehen braucht,⁸ ja man könnte sagen: nicht – sei es durch Rückkehr ins Erstarren,⁹ sei es durch eingreifende Veränderung der Welt – zu fliehen vermag und dass er es weiter in Gestaltung aufzuheben strebt. Aus der Perspektive der nicht-künstlerischen Praxis erscheint diese durch den Habitus generierte Haltung häufig als eine Unfähigkeit zur Praxis oder als ihre Verweigerung; im Rahmen von Praxis interpretiert, stellt sie ein spezifisches Muster der Bewältigung von – auch extremen – Erfahrungen dar. –

Ein Sessel ist ein bequemes Sitzmöbel, in dem der Körper – als Leib Mitte der Praxis – ruht; ein Sessel ist so Ort entspannter Muße und Zerstreuung und dabei zugleich, ein roter zumal, auch Ort ästhetischen und sinnlichen Genusses, Ort der Lektüre, der entspannten Gespräche, der geistigen Getränke. Der Körper ruht also und der Geist wendet sich in seinem müßigen Tun einem Dritten zu. Dieses Dritte kann sinnlich gegenwärtig sein, kann durch das Gespräch mit einem sinnlich gegenwärtigen Gegenüber konstituiert werden, kann schließlich auch in der hypothetischen Welt der Vergangenheit durch

los an einen stamm gelehnt, traurig, tief gebykt staunte und zur erde weinte“. In diesem Beispiel allerdings ist die praktische Distanz im Weinen aufgelöst.)

- 8 Hierfür ist, was auf der Hand liegt, biographisch gesehen eine gelungene Symbiose offensichtlich eine Grundbedingung; wer seine frühesten Erfahrungen in der Gewissheit um grundsätzliche Geborgenheit macht, muss sich in ihnen gegenüber dem Unbekannten nicht an approbiertes Wissen, gegenüber dem Ungedeuteten an Deutungsroutrinen halten, sondern wird der Welt unvoreingenommen und offen sich zuwenden und die Deutungsroutrinen gar eigenhändig neugierig erschüttern können. Diese Urerfahrung präformiert als Erfahrungsmodus unauslöschlich alle weitere. An Delacroix (vgl. Oevermann 1986/87) lässt sich dies ebenso zeigen wie es an Adorno und seiner behüteten Kindheit aufzuweisen wäre.
- 9 ‚Erstaunen‘ bedeutet seiner etymologischen Herkunft nach ‚erstarren‘ (Grimm/Grimm 1862/1991, Sp. 998f.); verbunden mit der geistigen Aktivität, die sich als Bedeutung noch im schweizerischen ‚stunen‘ erhalten hat, lässt sich schließen, dass ‚Erstaunen‘ ein durch Sinnen ermöglichtes Standhalten gegenüber der die Deutungsroutrinen erschütternden noch nicht begriffenen Welt bezeichnet.

Erinnerung, der Zukunft durch Pläneschmieden, der zeitlosen Gegenwart durch gedankliches Konstruieren vergegenwärtigt werden. Der rote Sessel, den wir auf dem Gemälde sehen, aber hat seinen Bezug zur Sinnlichkeit: die intensive rote Farbe, verloren, und der Sitzende nimmt darüber hinaus das Angebot des Sessels, Rücken und Arme bequem zu lagern, nicht an: so wie er dasitzt könnte er auch auf einem Stuhl, ja auf einem Hocker sitzen. Die Sitzhaltung erweckt also vor dem Hintergrund des Sessels eher den Eindruck der erschöpften Rast als die des müßigen Sinnierens;¹⁰ zugleich wird so eine gewisse Anspannung, die man nun auch schon in der Körperhaltung selbst zu erkennen vermeint,¹¹ deutlich. Man kann bei aller Erschöpfung sich eine wirkliche Entspannung nicht gönnen, muss wachsam bleiben. Was aber könnte drohen, wenn der Erschöpfung

10 Hier sind zwei wichtige methodische Bemerkungen angebracht: 1) Handelte es sich bei dem Gemälde um ein dokumentarisches Foto oder um ein Still aus dem Videoprotokoll einer realen Praxis, so wären bei einer Deutung Fragen zu erwägen wie: Gab es in dem Raum keine andere Sitzgelegenheit bzw. waren die anderen besetzt? Da es sich aber hier um eine edierte Ausdrucksgestalt (vgl. Oevermann 2000, S. 83f.) handelt – Kunstwerke sind als die höchst edierten Ausdrucksgestalten anzusehen – kann das Faktum des Sessels nicht durch äußere Umstände begründet sein; es ist eine Wahl des Künstlers, die ihre hier zu rekonstruierende Bedeutung hat – gleich ob sie intendiert ist oder nicht. Die Bedeutung der Haltung des Sitzenden ist also letztlich in einem integralen Akt mit der Bedeutung des Sitzmöbels zu rekonstruieren. – 2) Die sprachliche Darstellung trennt analytisch, was die visuelle Rezeption *actu* erfasst. Deshalb erscheint, was Ausdruck der materialen Denkbewegung ist, dann als widersprüchlich, wenn es in einzelne Aussagen getrennt einander gegenübergestellt wird. Hier geht es also darum, in dieser Sequenz die Einheit sich wieder so entfalten zu lassen, dass schließlich die Ableitung der Bedeutung und diese selbst begriffen sind – schließlich, aber nicht abschließend, denn dieser Prozess ist unabschließbar: Jeder Versuch der begrifflichen Fassung der Bedeutung, so er sich auf die konkrete Bewegung der Ableitung einlässt, er schließt Bedeutungsmomente im bis dahin Rätselhaften und eröffnet ein durch neue Rätsel hindurchgehendes genaueres Sehen.

11 Wie im zweiten Punkt der vorhergehenden Fußnote dargelegt, wird hier in der Sequenz der Darstellung retrospektiv eine Bedeutung sichtbar, die auch zuvor schon vorlag, aber sich nicht aufdrängte: Erst wenn die Suggestivität des Ganzen zu explizieren versucht wird, tritt die Spannung der Körperhaltung als Moment dieses Ganzen in den Blick. Gleichwohl bleibt Maßstab für die Geltung dieser Bedeutungsrekonstruktion das Sichtbare. – Diese Argumentation erinnert nicht zufällig an den hermeneutischen Zirkel zwischen Teilen und Ganzem (Gadamer 1975, S. 164, 178, 210, 275); allerdings besteht zwischen diesem „alten hermeneutischen Grundsatz“ (ebd., S. 178) und einem rekonstruktiven Verfahren eine spezifische Differenz: Liegt der zu analysierende Text in einem nicht-sequentiellen, im weitesten Sinne ikonischen Ausdrucksmaterial vor, so muss sich das methodische Verstehen dem praktischen Verstehen (vgl. Loer 1997c) annähern und mit einem vorläufigen Verständnis eines Momentes des Textes zunächst sich bescheiden, um dann in einem weiteren Schritt, nach einem Durchgang durch weitere Momente zu ihm zurückzukehren, um u. U. weitere Bedeutungen an ihm aufzuschließen. Die Begründung der Geltung dieser weiteren Bedeutungen aber bemisst sich nicht an dem Bezug zu den anderen Teilen oder zum Ganzen, sondern in ihrer Kompatibilität mit dem und Erzwungenheit durch den Text gemäß der ihn konstituierenden Regeln und Prinzipien des Ausdrucksmaterials. (Bei Texten in sequentiellen Ausdrucksmaterial, etwa Musik, bzw. in sequentieller Ausdrucksmaterialität, etwa Sprache, hingegen ist die vollständige Explikation der jeweiligen Äußerungssequenz im methodischen Verstehen möglich, da hier die Anschlussmöglichkeiten nach Regeln gegeben sind.)

nachgegeben, das Angebot des Sessels angenommen würde? Auf dem Bild ist – in der äußeren Realität des Dargestellten – keine Gefahr erkennbar, so muss sie vom dort Sitzenden – in dessen innerer Realität – imaginiert werden. Dieses Imaginieren begönne aber womöglich gerade dann, wenn die Muße zugelassen würde.

Eine Verankerung in der Realität ist ikonisch gegeben durch die Durchbrechung der dunklen kreisförmigen Farbfläche nach unten hin, was dem Bild eine Basis gibt und was auf der Ebene des Dargestellten den Sitzenden und seinen Sessel auf einem nicht gezeigten Untergrund ruhen lassen – ortlos zwar, aber nicht schwerelos. Diese Verankerung in der Realität verbindet die Bildrealität zugleich mit der des Betrachters. Die Figur befindet sich auf der gleichen Ebene wie der Betrachter¹² und ist ihm zugleich in eine fiktionale Realität entrückt, sie ist nicht Objekt, sondern wird zum Gegenüber. Damit wird eine dreifaltige Beziehung zwischen Betrachter und Figur hergestellt: einmal wird die Identifikation des Ersteren mit Letzterer erlaubt und nahegelegt; sodann ist die dargestellte Figur in der konkreten Materialität ihrer Darstellung für den Betrachter dasjenige, dem er sich in dem nämlichen Erstaunen zuwendet wie die Figur der imaginierten Realität; und schließlich imaginiert der Betrachter selbst sich als denjenigen, der das Erstaunen der Figur auslöst, er selbst als Exemplar der Gattung Mensch, der nicht Vertrauen weckt, sondern den man ob seiner Erschrecklichkeit nur erstaunt betrachten kann: Ἰδε ὁ ἄνθρωπος. (Joh. 19,5) – Diese Bewegung wird unterstützt, ja in ihrer Suggestivität zunächst konstituiert durch die ikonische Wirkung des Gemäldes: Die unscharfe kreisförmige dunkle Fläche löst im Zusammenspiel mit ihrem Inneren, in dessen spezifischer Farbigkeit und Helligkeit durch die Rahmung, die die Lehnen des Sessels bilden, und durch das wieder dunkle Zentrum der Figur einen Sog aus; der Betrachter findet sich einem dunklen Tunnel gegenüber, der ihn in sich hineinzieht, dabei einerseits durch die warmen abgetönten Farben Geborgenheit und andererseits durch die Düsternis Bedrohung suggerierend.

3. Ein Gemälde als Dokument?

Bevor die Biografie des Malers herangezogen und auf ihre Relation zum Werk geprüft werden soll, sei zunächst noch weiter das Gemälde selbst betrachtet. Welche Erfahrung kann der im Gemälde sich aussprechenden, ja in ihm gestalteten Haltung zugrunde liegen? Um im oben evozierten Bild zu sprechen: Welcher Brennstoff wird im Kraftwerk in Energie verwandelt? Dabei ist das hier mit ‚Haltung‘ Bezeichnete zunächst noch einmal

12 Dies wird u.a. dadurch suggeriert, dass die Füße der sitzenden Person nicht dargestellt sind. Wenn man jemandem gegenüber sitzt – mehr noch, wenn man jemandem gegenübersteht – und den Blick auf ihn als Gegenüber richtet, so nimmt man in der Regel die Füße nicht wahr, nach unten verschwimmt das Gesichtsfeld. (Dies ist auch nach oben der Fall, aber am oberen Rand des Gesichtsfelds befindet sich allenfalls die Kopfbedeckung des Gegenübers.) Wenn nun das Gemälde noch entsprechend gehängt ist, d.h. dass der untere Bildrand nicht mehr als etwa 50 cm über dem Fußboden sich befindet, wird dieser Eindruck des Gegenübers bestärkt – er wird aber nicht durch die Hängung, sondern bildimmanent konstituiert.

genauer zu bestimmen, impliziert es doch zwei, allerdings in sich vermittelte Momente. Zum einen wird durchaus der Mensch als Wesen angesehen, das erschrecken macht, zum anderen wird diesem Erschrecklichen aber mit Erstaunen begegnet; zum einen entbirgt das bewahrte Erstaunen gegenüber dem Menschen diesen als interessanten Gegenstand, zum anderen erlaubt es, das Erschreckliche, den Abgrund wahrzunehmen und aufzuheben. Das eine ist, könnte man versucht sein zu differenzieren, die künstlerische Haltung gegenüber dem Gegenstand, das andere ist dasjenige, was an dem Gegenstand wahrgenommen wird – und doch ist beides integral verbunden. Wie im Bild selber das Erschrecken, das durch die Vermeidung der Haltung der Muße abgewehrt wird, durch diese Haltung erst ausgelöst werden würde – und also antezipiert wird –, so kommt das Erschreckliche durch eine gestaltende Aufhebung des Erstaunens zur Geltung, die in einer Zurückführung besteht. Welche Erfahrung aber, um diese Frage aufzugreifen, ist hier gestaltet? Zum einen, das liegt auf der Hand, ist es die allgemeine Erfahrung, die jeder Mensch macht, der sich der Sinnfrage, der jeder sich einmal stellen muss, offen und schutzlos aussetzt¹³ – eine Erfahrung die sich in der Menschheitsgeschichte immer wieder gestaltet findet, so etwa im Psalm 103: „Wir sind nur Staub./Des Menschen Tage sind wie Gras, er blüht wie die Blume des Feldes./Fährt der Wind darüber, ist sie dahin; der Ort, wo sie stand, weiß von ihr nichts mehr.“ (Ps. 103, 14ff.), und auf die glaubwürdig zu antworten Grund aller Religion ist. Die Gestaltung dieser Erfahrung, die jeder in je besonderer Weise und je besonderer Gestalt macht, zum Thema seines künstlerischen Schaffens zu machen, ist gewiss Ausdruck einer besonderen biografischen Konstellation. Zum anderen aber geht hier eine Erfahrung ein, die seit Nietzsche mit dem Ausspruch des ‚tollen Menschen‘ belegt ist,¹⁴ die Dostoevskij in seinem Roman „Verbrechen und Strafe“ gestaltet hat: das dem Menschen alles möglich ist – und zwar, wie Rodion Raskolnikow vorführt, in der moralisch verwerflichsten Form. Ist dies bei Dostoevskij (1997) noch als eher logische, denn als reale Möglichkeit ausbuchstabiert, so ist – wie u.a. die abgründige Trauer zeigt – in dem Werk von Zoran Music, dem Maler des hier betrachteten Gemäldes, eine Erfahrung aufgehoben, die die Realisierung dieser objektiven Möglichkeit des Greuels in sich aufgenommen hat.

Anton Zoran Music, geboren 1909 in Görz, Istrien, damals zu Österreich-Ungarn gehörig, dem heutigen Gorizia (It.), wurde wegen Freundschaft und Kollaboration mit antideutschen Kreisen am 1. Oktober 1944 in Venedig von der Gestapo verhaftet, in Triest verhört und gefoltert. „Vor die Wahl gestellt, in die von der SS ausgehobenen, ihr assoziierten istrischen Sondereinheiten einzutreten oder »zum Arbeiten« nach Deutschland zu gehen, entscheidet sich Music für die Internierung. Damit wählt er freiwillig den Weg in das Konzentrationslager Dachau.“ (Schulze 1997, S. 152) Was er dort erfährt, kann hier nicht in extenso behandelt werden; abkürzend soll es mit einer Stelle aus ei-

13 Hier sei betont, dass sich diese Frage als unbestimmte Stimmung zunächst durch die unmittelbare ikonische Wirkung des Gemäldes aufdrängt und sich erst im Laufe seiner Rezeption zur so formulierbaren verdichtet. Die Aufgabe der methodischen Rezeption – gegenüber der praktischen – ist es, diese Formulierung explizit und begründet zu leisten (vgl. Loer 1997c).

14 „Gott ist tot! Gott bleibt tot!“ (Nietzsche 1886, S. 127)

ner Äußerung von Music selbst beleuchtet werden: „Am Tage waren wir in Quarantäne und durften nicht drinnen bleiben. Wir wateten im Schlamm, der Kälte ausgeliefert ... Überall aufgeschichtete Leichen. Mittags Suppe; ein Skelett, noch stehend, sein Kochgeschirr umklammernd, sucht eine Ecke, wo es seine Suppe herunterschlingen kann. Es entdeckt einen freien Platz, auf dem Kopf einer Leiche. Es setzt sich darauf, um die Flüssigkeit in sich hineinzulöffeln, die kaum nahrhaft, dafür aber wenigstens heiß ist. Unwichtig der Ort, an dem es sich niedergelassen hat, an dem es seine Brotkruste ablegt, die nur aus Sägespänen und Kartoffeln besteht“ (ebd., S. 153).

Ist es die Erfahrung dieser Realität, die in dem Werk gestaltet und – diese Frage ist für die Fragestellung des hier dokumentierten Symposions die wichtigere – aus ihm rekonstruierbar ist? Offensichtlich ist hier erst einmal die Frage zu beantworten: Was wollen wir rekonstruieren, wenn wir ein Kunstwerk als („Ego“-)Dokument heranziehen? Die erfahrene Realität, in unserem Falle: das was im Leben des Malers (in Dachau) tatsächlich geschah, kann es kaum sein.¹⁵ Die Wahrnehmung der Realität, ihre Deutung und die Weise ihrer Erfahrung hingegen sind schon eher Kandidaten für das Untersuchungsziel. Ein Künstler nimmt – das versteht sich – die Realität auf künstlerische Weise wahr, deutet und erfährt sie künstlerisch – aber jeder Künstler eben auf je besondere künstlerische Weise. Wenn der Künstler, wie hier Music, durch seine besondere Weise der Wahrnehmung, Deutung und Erfahrung, indem er sie in einem Werk gestaltet, dem Rezipienten dieses Werkes eine neue Weise der Wahrnehmung, Deutung und Erfahrung der Welt eröffnet, so gerade dann, wenn diese mit Recht Allgemeingültigkeit beansprucht; dann also, wenn sie zwar mit diesem besonderen Künstler in die Welt getreten ist, die Eröffnung von Welt, die sie bedeutet, aber eben durch die Erfahrung seines Werkes sich von ihm losgelöst hat.¹⁶ Der Ausspruch Musics „Alle meine Arbeiten umkreisen ein Thema: Die Wüstenlandschaft des Lebens.“ (Schulze 1997, S. 159) mag hier für den inhaltlichen Aspekt der Erfahrung stehen; diese „Wüstenlandschaft des Lebens“ aber offenen Auges anzusehen und in dieser Realität die greuliche Wirklichkeit wahrzunehmen, ist integraler Bestandteil der im Werk gestalteten Erfahrung, die dem Rezipienten sich eröffnet. Unstreitig zeigt ein Blick auf Zeichnungen, die Music in Dachau selbst angefertigt hat (siehe Abb. 3–5), dass dieses Standhalten für ihn Moment der praktischen Bewältigung der Realität war; das persönliche Überleben war an die künstlerische Haltung der Realität gegenüber geknüpft, die sich z.B. auch darin ausdrückt, wenn Music in einem Bericht über seinen Weg nach Dachau schreibt: „Gebeugte Schatten von etwa hundert Menschen, die von den Gewehren der SS in Schach gehalten werden.“ (Schulze 1997, S. 152)

15 Man könnte in diesem Sinne z.B. Kunstwerke als Dokumente etwa für die Kleidungsmoden ihrer Epoche nutzen; aber auch hier ist zu berücksichtigen, dass es sich um edierte Texte handelt, die nicht die Realität in der Sinndimension unverzerrt abbilden, wie es etwa Tonbandprotokolle tun (vgl. Bergmann 1985; Oevermann 2000, S. 84–87), sondern eine Deutung der Realität bieten.

16 Um ein einfaches Beispiel zu benennen: Wer etwa einmal die Kohlezeichnungen oder Radierungen von Bäumen von Gottfried Schüller gesehen hat, dem wird jeder Baum, dem er in der Natur begegnet, ein Kommilitone im Lebenskampf und ein Modell zugleich (siehe Abb. 2).



Abb. 2: Gottfried Schüller: Weiden I, 1973, Kohle und Kreide, 42 x 59,4 cm

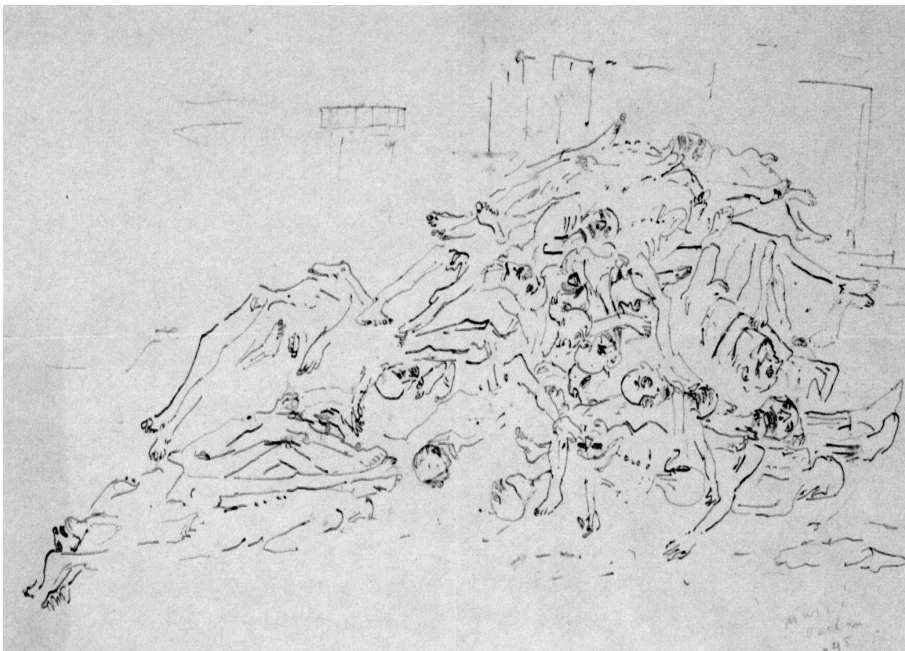


Abb. 3: Zoran Music: Dachau 1945, Chinatusche auf Papier, 35,5 x 47,8 cm,
bez. oben rechts: Music/Dachau 45 © VG Bild-Kunst, Bonn 2004



Abb. 4: Zoran Music: Dachau 1945, Rötel und Bleistift auf Papier, 21 x 30 cm,
bez. unten rechts: Music/Dachau 45 © VG Bild-Kunst, Bonn 2004

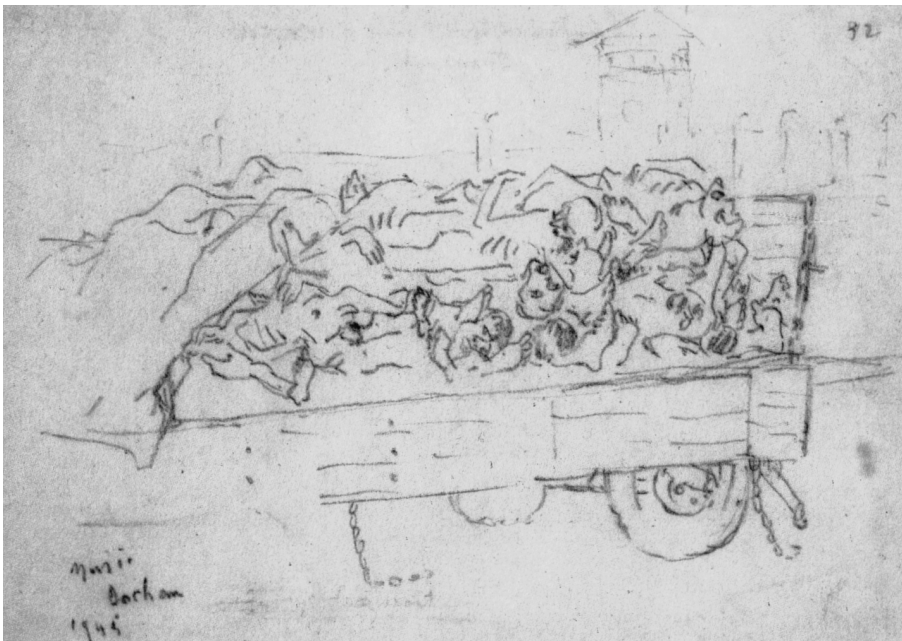


Abb. 5: Zoran Music: Dachau 1945, Braune Kreide auf Papier, 20,8 x 29,4 cm,
bez. unten links: Music/Dachau/1945 © VG Bild-Kunst, Bonn 2004

Hier wird zugleich deutlich, dass nicht ein reales Vorbild für gestaltende Darstellung geschildert wird; vielmehr ist die Schilderung ihrerseits schon verdichtende Deutung: Die Realität wird zur Metapher der Wirklichkeit. Und so verwundert es nicht, dass, wie Jorge Semprun berichtet (1997, S. 61), Music einmal sagte, „er habe Goyas schwarze Bilder erst wirklich verstanden, als er die tödliche Realität des Konzentrationslagers Dachau kennenlernte.“ Der künstlerischen Gestaltung, die aus der Sicht der Praxis hier Mittel zum Überleben der Realität ist, ist diese Realität umgekehrt Vorwurf – in dem schönen Doppelsinn von Tadel und Motiv, den dieses Wort im Deutschen hat: Vorwurf zur gestaltenden Eröffnung von Wirklichkeit.

4. Kunstwerk – Kraftwerk und Dokument¹⁷

Für den (praktischen) Rezipienten des Kunstwerks, der seiner Suggestivität erliegt (vgl. Loer 1997b), ist dieses Kraftwerk, in dem die gestaltete Erfahrung zu Energie wurde, ἐνέργεια, die ihrerseits ihm etwas zur Erfahrung bringt; in diesem Sinne lehrt das Kunstwerk (erudire). Betrachten wir hingegen ein Kunstwerk als Dokument, so gewinnen wir aus ihm ein Wissen; in diesem Sinne belehrt es uns über etwas (docere).¹⁸ Je weniger aber ein Kunstwerk Kraftwerk ist, je weniger also die in es eingehende Erfahrung zur Energie wird (im Werk aufgeht), je mehr sie als Rückstand verbleibt, desto eher ist es von sich aus Dokument – Dokument des Scheiterns, aus dem wir spezifisches Wissen über den Scheiternden gewinnen.¹⁹

Ein Kunstwerk kann also zum einen stets als Dokument – als Dokument für verschiedenes, auch als Dokument für die Biografie des Künstlers, und somit in gewissem Sinne als „Ego-Dokument“ – betrachtet werden; dies hängt von der Frage ab, die wir an es herantragen. (Dabei ist es aber schon stets sehr fraglich, ob nicht andere Dokumente sich für diesen Zweck besser eignen.)²⁰

17 In seinen „Dreizehn Thesen wider Snobisten“ vergleicht Walter Benjamin Kunstwerk und Dokument (Benjamin 1928). Einige Aspekte seines Vergleichs werden hier aufgenommen.

18 Das Wort ‚Dokument‘ leitet sich ja von ‚documen‘ bzw. ‚documentum‘, dieses aus ‚docere‘ ab, was ‚unterrichten‘, ‚belehren‘ bedeutet i. S. v. ‚Wissen vermitteln‘. Damit steht es der Bedeutung von ‚erudire‘: ‚lehren‘ i. S. v. ‚erfahren machen‘, ‚aus dem Rohen‘ bzw. ‚aus der Unerfahrenheit herausholen‘ entgegen.

19 Dies könnte man etwa an Frida Kahlo oder – wenn auch in ganz anderer Weise – an Ilja Kabakov (vgl. Loer 1997a) zeigen.

20 Vgl. Theodor W. Adornos erhellende Bemerkungen über die Deutung des späten Beethoven: „Die Reife des Spätwerks bedeutender Künstler gleicht nicht der von Früchten. Sie sind gemeinhin nicht rund, sondern durchfurcht, gar zerrissen; sie pflegen der Süße zu entraten und weigern sich herb, stachlig dem bloßen Schmecken. [...] Die übliche Ansicht pflegt das damit zu erklären, daß sie Produkte der rücksichtslos sich bekundenden Subjektivität oder lieber noch »Persönlichkeit« seien [...]. Damit wird das Spätwerk an den Rand von Kunst verwiesen und dem Dokument angenähert; tatsächlich pflegt denn auch bei Erörterungen über den letzten Beethoven der Hinweis auf Biographie und Schicksal selten zu fehlen.“ Die „Unzulänglichkeit jener Betrachtungsweise [...] erweist sich, sobald man statt der psychologischen

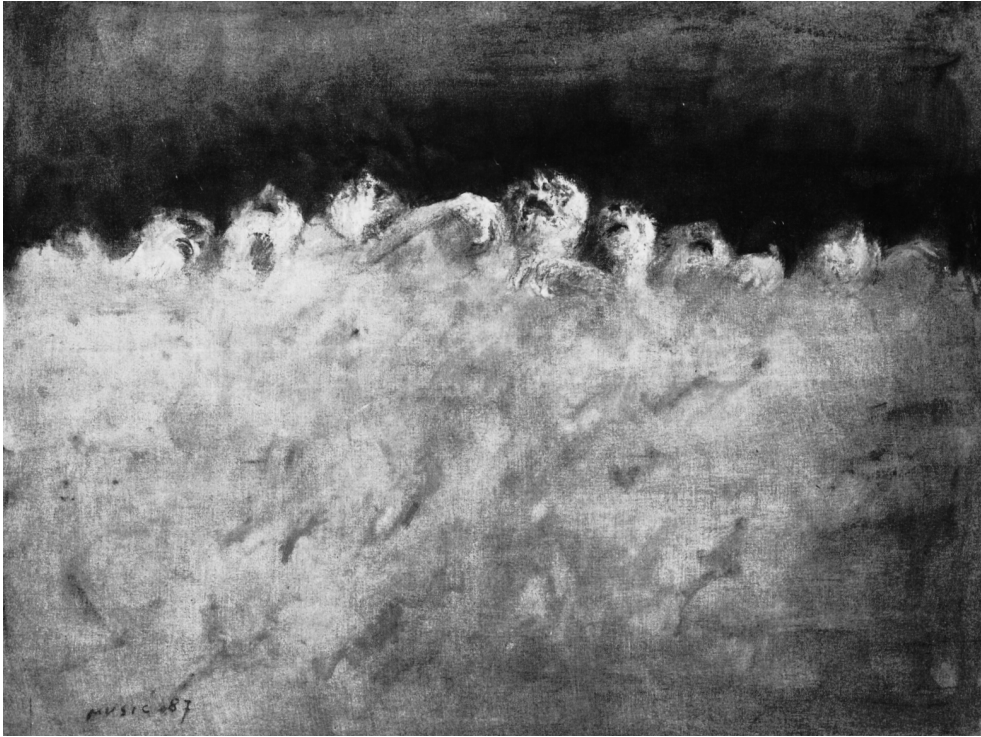


Abb. 6: Zoran Music: *Wir sind nicht die Letzten*, 1987, Öl auf Leinwand, 114 x 146 cm, bez. unten links: Music 87, Paris, Privatsammlung © VG Bild-Kunst, Bonn 2004

Es eignet sich zum anderen aber als „Ego-Dokument“ umso besser, je weniger es gelungen, je weniger es Kunstwerk ist.²¹

Wenn wir an das Werk Musics die Frage herantragen, wie er als Künstler Realität ge-
deutet und Wirklichkeit eröffnet hat, so lesen wir das Kunstwerk als Dokument seines

Herkunft das Gebilde selber im Auge behält. Denn dessen Formgesetz gilt es zu erkennen, wofern man nicht die Grenzlinie zum Dokument überschreiten mag – jenseits von welcher dann freilich jedes Konversationsheft Beethovens mehr zu bedeuten hätte als das cis-moll-Quartett“ (Adorno 1937/1982, S. 13).

- 21 Ich trete hier nicht in die Debatte um Sinn und Unsinn des Terminus ‚Ego-Dokument‘ selbst ein, will aber nicht verschweigen, dass ich nicht sehe, was dieser Terminus gegenüber dem schlichten Ausdruck ‚Dokument‘, oder besser noch: ‚Protokoll‘, an Gewinn bedeutete. In jedem Protokoll, in jedem Dokument drücken sich stets verschiedene Fallstrukturen aus, so dass es immer eine Funktion der Fragestellung ist, ob ich das Protokoll X (z. B. einen Lebenslauf) auf die Fallstruktur einer bestimmten Person (z. B. des Schreibers des Lebenslaufs) hin analysiere, ob also diese mein Fall ist, oder ob es eine Kollektivität (etwa Gruppe die der wissenschaftlichen Assistenten im Fach Pädagogik zum Zeitpunkt ihrer Bewerbung um bestimmte Stellen), eine Organisation (etwa die Universität A), eine Institution (etwa die Universität in der Gesellschaft der Bundesrepublik) oder was auch immer ist. Dies haftet nicht dem Dokument wie ein Etikett an.

Schaffens; dies können wir, insofern wir das Kunstwerk als Kunstwerk ernst nehmen, insofern wir in der Analyse des Dokuments also die Erfahrung des Rezipienten aufheben. Wenn wir etwas über Music als Person wissen wollen, so können wir hier natürlich ebenfalls Werke von seiner Hand als Ausdrucksgestalten seines Handelns heranziehen; wir müssten aber mühsam den Transformationsprozess rückgängig machen, müssten das Allgemeingültige des Werkes, das in seiner Rezeption zur Erfahrung gebracht wird, durch Abschichtung auf die besondere Erfahrung, die in das Werk eingegangen ist, zurückführen, was kaum gelingen dürfte. An dem konkreten Werk Musics, selbst dort, wo ein Bezug zu der Erfahrung in Dachau auf der Hand zu liegen scheint, etwa in dem Werk „Wir sind nicht die Letzten“ (siehe Abb. 6), lässt sich diese Erfahrung nur schwer gewinnen und auch ihre konkrete Verarbeitung: das Zugleich von Erschrecken, Erstauen und Standhalten durch gestaltende Reduktion gibt den Ursprung dieser Erfahrung und dieses Erfahrens nicht preis.

Literatur

- Adorno, Th.W. (1937/1982): Spätstil Beethovens. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Band 17. Musikalische Schriften IV: Moments musicaux. Impromptus. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 13-17.
- Adorno, Th.W. (1956): Begriff der Soziologie. In: Institut für Sozialforschung: Soziologische Exkurse. Nach Vorträgen und Diskussionen. Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt, S. 9-21.
- Adorno, Th.W. (1967/1982): Erziehung wozu? In: Ders.: Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Hellmuth Becker 1959-1969. Hrsg. v. Gerd Kadelbach. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 105-119.
- Benjamin, W. (1928/1983): Dreizehn Thesen wider Snobisten. In: Ders.: Einbahnstraße. Faksimile der Erstausgabe von 1928. Berlin: Brinkmann & Bose, S. 33f.
- Bergmann, J.R. (1985): Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit. Aufzeichnungen als Daten der interpretativen Soziologie. In: Bonß, W./Hartmann, H. (Hrsg.): Entzauberte Wissenschaft. Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung. Göttingen: Schwartz 1985, S. 299-320.
- Bohnsack, R. (2001): Die dokumentarische Methode in der Bild- und Fotointerpretation. In: Ders./Nentwig-Gesemann, I./Nohl, A.-M. (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Opladen: Leske + Budrich, S. 67-89.
- Bohnsack, R. (2003): Qualitative Methoden der Bildinterpretation. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 6, S. 239-257.
- Dostojewski, F.M. (1977): Schuld und Sühne. Roman. (Sämtliche Werke in zehn Bänden. Sechster Band) München/Zürich.
- Gadamer, H.-G. (1975): Wahrheit und Methode. Tübingen: Mohr (Siebeck).
- Grimm, J./Grimm, W. (1862/1991): Deutsches Wörterbuch. Dritter Band, E – Forsche. (Reprogr. Nachdruck der Ausgabe Leipzig: Hirzel 1862). München: dtv.
- Grimm, J./Grimm, W. (1960/1991): Deutsches Wörterbuch. Zehnter Band, II. Abteilung, I. Teil. Sprecher – Stehuhr. (Reprogr. Nachdruck der Ausgabe Leipzig: Hirzel/Berlin: Akademie Verlag 1960) München: dtv.
- Loer, Th. (1994): Werkgestalt und Erfahrungskonstitution. Exemplarische Analyse von Paul Cézannes 'Montagne Sainte-Victoire' (1904/06) unter Anwendung der Methode der objektiven

- Hermeneutik und Ausblicke auf eine soziologische Theorie der Ästhetik im Hinblick auf eine Theorie der Erfahrung. In: Garz, D./Kraimer, K. (Hrsg.): *Die Welt als Text. Theorie, Kritik und Praxis der objektiven Hermeneutik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 341-381.
- Loer, Th. (1996): *Halbbildung und Autonomie. Über Struktureigenschaften der Rezeption bildender Kunst*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Loer, Th. (1997a): *Momente einer soziologischen Theorie der Kunstwahrnehmung. Ein Beitrag zur Kultursozio-logie im Ausgang von zwei Werken der zeitgenössischen Kunst (Mario Merz und Ilja Kabakov) (Vortrag bei der Konferenz der Arbeitsgemeinschaft objektive Hermeneutik: Immanenz oder Kontextabhängigkeit? Zur Methodik der Analyse von Werken und ästhetischen Ereignissen; 26./27. April 1997, Frankfurt a.M.)*. Unveröff. Ms.
- Loer, Th. (1997b): *Die Sache selbst und Vermittlung. Zeitgenössische Kunst, Irritation und Suggestivität*. In: Stehr, W./Kirschenmann, J. (Hrsg.): *Materialien zur DOCUMENTA X. Ein Reader für Unterricht und Studium*. Stuttgart: Hatje Cantz Verlag, S. 42-45.
- Loer, Th. (1997c): „Vorbildung ist gar keine Bedingung“. Über autonome Kunstbetrachtung. In: *Kunst + Unterricht*, H. 214, S. 18-21.
- Nietzsche, F. (1886/1981): *Die fröhliche Wissenschaft*. In: Ders.: *Werke II: Morgenröte. Die fröhliche Wissenschaft. Also sprach Zarathustra*. Hrsg. v. Karl Schlechta. Frankfurt a.M./Berlin/Wien: Ullstein, S. 281-548.
- Oevermann, U. (1986/87): *Eugène Delacroix – biographische Konstellation und künstlerisches Handeln*. In: *Georg Büchner Jahrbuch* 6, S. 12-58.
- Oevermann, U. (1993): *Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. Zugleich eine Kritik der Tiefenhermeneutik*. In: Jung, Th./Müller-Doo-hm, St. (Hrsg.): *„Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 106-189.
- Oevermann, U. (2000): *Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis*. In: Kraimer, K. (Hrsg.): *Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 58-156.
- Reichertz, J. (1992): *Der Morgen danach. Hermeneutische Auslegung einer Werbefotografie in zwölf Einstellungen*. In: Hartmann, H.A./Hau-bl, R. (Hrsg.): *Bilderflut und Sprachmagie. Fallstudien zur Kultur der Werbung*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 141-163.
- Semprun, J. (1997): *Ich habe es gesehen*. In: Schulze, S. (Hrsg.): *Zoran Music*. Ostfildern: Hatje Cantz Verlag, S. 61-64.
- Schulze, S. (Hrsg.) (1997): *Zoran Music*. M. Beitr. v. Jean Clair, Peter Handke, Jorge Semprun u. Werner Spies. Ostfildern: Hatje Cantz Verlag.
- Sutter, H. (1997): *Bildungsprozesse des Subjekts. Eine Rekonstruktion von Ulrich Oevermanns Theorie- und Forschungsprogramm*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Wernet, A. (2000): *Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik*. Opladen: Leske + Budrich.

Anschrift des Autors:

PD Dr. Thomas Loer, Universität Dortmund, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät, 44221 Dortmund, E-Mail: thomas.loer@udo.edu.

Hans-Rüdiger Müller

Kommentar zu Teil 2: Texte – Musik – Symbole

Die Verwendung ästhetischer Kulturprodukte zur Analyse von zeittypischen Bildungsproblemen steht nicht gerade im Zentrum der erziehungswissenschaftlichen Forschung. Dennoch lässt sich, besonders in den letzten zwanzig Jahren, ein relativ stabiles Interesse in Teilen der Disziplin an derartigen Dokumenten beobachten (Ehrenspeck/Schäffer 2003; Gruschka 1999; Hellekamps 1998; Lenzen 1990; Mollenhauer 1986, 2003; Schiffler/Winkler 1991; Weber-Kellermann 1976). Allerdings strebt das dabei verfolgte Forschungsinteresse in sehr verschiedene Richtungen: Mal geht es eher darum, einen kultur- oder epochentypischen Gestus der Pädagogik zu rekonstruieren, mal eher um eine neu oder wieder in die Aufmerksamkeit gerückte Bildungsthematik (wie etwa Leib, Natur, Individuum) und mal um die Frage nach der Qualität der Erfahrungen, die in der Kunst oder auch in ästhetischen Produkten von Kindern und Jugendlichen zum Ausdruck kommen. Gegenüber dieser Heterogenität des Forschungsfeldes gebieten die drei hier zu kommentierenden Beiträge eine erste Einschränkung: Es soll die Bildung des Subjekts im Vordergrund stehen, genauer gesagt der dokumentarische Wert ästhetischer Produkte für die Bildung oder die Biografie ihrer Produzenten und eine darin sich spiegelnde Typik. Aber auch diese Fokussierung des Interesses ist noch wenig eindeutig, wie sich an der Verschiedenheit der drei Beiträge zeigt.

Das Verhältnis von Subjektivität und Geschichte lässt sich unter bildungstheoretischer Perspektive in einem ersten Zugang vom Begriff der Praxis aus beleuchten. Folgt man Benners systematischem Aufriss einer Allgemeinen Pädagogik (Benner 2001), dann gehört die Geschichtlichkeit (neben den Aspekten der Freiheit, Sprachlichkeit und Leiblichkeit) zu den Grunddimensionen menschlicher Praxis. Der Mensch ist Geschichte und er macht Geschichte. Weder herrscht er über die Geschichte, noch herrscht die Geschichte über ihn. Er ist sowohl Subjekt als auch Objekt der Geschichte. Wollen wir etwas über die Historizität menschlicher Bildung in Erfahrung bringen, dann haben wir es immer mit beidem zu tun, zum einen den zu historischen „Bedingungen“ verfestigten allgemeinen Objektivationen (z.B. dem ideologischen Bild von der sozialistischen Jugend in der DDR, dem Kindheitsbild der Romantik oder dem KZ als historischem Ausdruck eines menschenverachtenden Vernichtungswillens) und zum anderen den subjektiven Bearbeitungen dieses historischen Materials. Beides lässt sich nur perspektivisch trennen. Und die drei Beiträge scheinen mir eine solche perspektivische Trennung auf je verschiedene Art vorzunehmen.

(1) Sonja Häder problematisiert in ihrem Beitrag die offizielle Sprachversion, in der oppositionelle Jugendliche in der DDR der Achtzigerjahre aktenkundig und als Adressa-

ten staatlicher Gegenmaßnahmen konzeptualisiert wurden. Dieser Version gegenüber fragt sie nach dem „Eigen-Sinn“ jugendlicher Ausdrucksformen, wie er sich etwa in Dokumenten der Jugendsubkultur wieder findet, auf Fotos und in Liedtexten, in biografischen Interviews und in Interaktionsprotokollen über Anhörungen durch die Staatssicherheitsorgane. Gegenstand ist also die Differenz zwischen offizieller Dokumentation jugendlichen Oppositionsverhaltens einerseits und den Selbstdeutungen und Selbstpräsentationen dieser Jugendlichen andererseits. Dabei geht es um eine Präzisierung des historischen, insbesondere politischen Bedeutungsgehalts, der der Auseinandersetzung zwischen Jugendsubkultur und Staatsführung beigemessen werden kann. In Anlehnung an die Methodologie der objektiven Hermeneutik Oevermanns wird das dokumentarische Material auf seine implizite soziale Struktur (Fallstruktur) wie auch auf das ihr inhärente Selbstbild der Jugendlichen hin befragt, also im Hinblick auf die Entstehung, Entscheidung und Begründung von Handlungsalternativen. Als subjektiver Eigen-Sinn gilt dann das, was in den „Ego-Dokumenten“ im o.g. Sinne als Anzeichen „autonomer Lebenspraxis“ interpretiert werden kann. Zwar wird in der so angelegten Fallanalyse der Punkgruppe „Namenlos“ und speziell der Sängerin Jana nicht nur die Differenz deutlich, die zwischen dem hoch formalisierten Fremdbild der staatlichen Organe und den Selbstentwürfen der Jugendlichen offenbar bestand, sondern auch der ungewollte Politisierungseffekt, den die DDR-Behörden im staatsicherheitsorientierten Umgang mit der kulturellen Lebenspraxis der Punks selbst induzierten. Aber indem sich die Untersuchungsperspektive dabei auf die Aspekte der sozialen Strukturierung und Intentionalität konzentriert, bleibt die jeweils besondere Qualität der herangezogenen Dokumente (und der daran sich knüpfende Sinngehalt) eher unterbelichtet. In ihrer Funktion als Ego-Dokumente tritt deren (materiale, nicht nur soziale) Spezifität als Fotografie, Lied, Musik, Narration und Interaktionsprotokoll zugunsten des in ihnen repräsentierten externen Sinns in den Hintergrund. Sollen jedoch diese Dokumente als Zeugnisse subjektiven Eigen-Sinns herangezogen werden, dann scheint mir die Wahl des Ausdrucksmediums und des mit ihm gegebenen Ausdrucksfeldes konstitutiv dazu zu gehören. Am Beispiel des Fotos lässt sich dieser Einwand präzisieren. Das Foto von der Punk-Gruppe verweist zwar auf das Outfit und die Selbstinszenierung von Punks im wirklichen Leben, aber dennoch ist es von hoch artifiziellem Charakter. Seine Wirklichkeitsnähe ist von suggestiver Qualität, es dokumentiert in erster Linie sich selbst. Es repräsentiert den subjektiven Eigen-Sinn des Fotografen (in Form von Beobachterstandpunkt, Auswahl des Motivs, aufnahmetechnischen Optionen und künstlerische Entscheidungen bei der Weiterverarbeitung des fotografischen Rohmaterials) ebenso wie die Selbstinszenierungspraktiken der fotografierten Personen, aber es repräsentiert beides in vielfachen Brechungen. Der Irokesen-Haarschnitt und das Leopardenfell auf dem Foto sind Elemente einer visuellen Komposition, die zwar aus der außerbildlichen Wirklichkeit stammen, aber ihr nicht gleichzusetzen sind. Andererseits handelt es sich m.E. auch um mehr als bloße „Konstruktion“. Auch die artifizielle Welt der Fotografie liegt nicht einfach als Material dem Gestaltungswillen eines autonomen Subjekts zu Füßen, sondern schließt – so lehrt uns die Phänomenologie – dieses Subjekt auf seine eigene Weise mit ein (vgl. Merleau-Ponty 1966, S. 169). Die Bilder, die wir von der Welt entwerfen, ent-

werfen zugleich uns als Erzeuger und Beobachter dieser Bilder.¹ Mit unseren schöpferischen Akten produzieren wir immer auch mehr oder anderes, als wir selbst meinen; und auf uns undurchsichtige Weise sind wir von diesem Anderen ebenso erfasst und durchdrungen, wie wir den Produkten unseres Tuns unser Gepräge zu geben glauben (Arnheim 1985, S. 24ff.; Waldenfels 1999, S. 145ff.). Methodisch lässt sich daraus die Folgerung ziehen, Fotodokumente nicht nur als Spiegel des Subjekts zu interpretieren, sondern ebenso als Schauplatz einer Subjektivität, die sich in diesem Medium selbst formiert. Ähnlich ließe sich auch im Hinblick auf die anderen Quellensorten argumentieren, insbesondere auf die ästhetischen Medien der Punk-Musik und der Liedtexte. Der historiographische Gebrauch derartiger Quellen verführt dazu, Inhalt und soziale Funktion von der Form des Dokuments zu trennen und damit den Bedeutungsgehalt (gerade auch den Eigen-Sinn) zu übersehen, der in der sinnlich-ästhetischen Qualität der Dokumente liegt.

(2) Dass sich mit einem derart erweiterten Interesse an ästhetischen Dokumenten allerdings nicht nur der Horizont möglicher Bedeutungsgehalte sondern auch die Konzeption des Forschungsgegenstands und Forschungsinteresses verschiebt, zeigt der Beitrag von Cornelia Dietrich. In ihrer hermeneutischen Analyse der „Kinderszenen“ von Robert Schumann steht von vornherein das Werk im Mittelpunkt des Interesses und die versuchsweise eingeführten Hypothesen über die biografische Aussagekraft dieses Werks bestehen eher in wechselseitigen Erläuterungen von Leben und Werk, als dass vom dokumentierten Material direkt auf das außermusikalische Selbst des Komponisten, sein Denken oder Empfinden von Kindheit vor dem Hintergrund einer biografischen „Fallstruktur“, geschlossen wird. Diese vorrangige Orientierung am Werk wirft jedoch, zumal in der Musik, für eine Interpretation, die sich an Fragen der historischen Lebenspraxis orientiert, neue methodologische Probleme auf. Der im Beitrag selbst gegebene Hinweis auf die „Selbstbezüglichkeit“ des musikalischen Werks (die Musik ist gewiss eine sinnhafte Figuration von akustischen Ereignissen, aber sie „bedeutet“ nichts in dem Sinne, wie wir einem figürlichen Bild oder einer sprachlichen Formulierung einen äußeren – ikonographischen oder semantischen Bezug zuweisen) hebt auf die Sperrigkeit derartigen Materials gegenüber dem ihm äußerlichen bildungshistorischen Interesse ab; ebenso die Fiktionalität des Ästhetischen, die eine einfache Übersetzung von ästhetischem Sinn in sprachlichen Sinn unmöglich macht. Letztlich sind es nur der Titel und ein paar uneindeutige Kommentare des Komponisten, die uns zu der Vermutung veranlassen können, in den „Kinderszenen“ Schumanns gehe es in irgendeiner Form um

1 Dass dies in der Forschungsarbeit mit visuellen Quellen leicht übersehen wird, hängt m.E. mit der technischen Form der Produktion derartiger Materialien zusammen. Die Foto- oder Filmkamera schiebt sich notgedrungen zwischen das tätige Subjekt und die Welt, der es sich zuwendet. Sie definiert nicht nur seinen Gestaltungsspielraum sondern legt es auch auf die Position des Beobachters fest. Die Apparate selbst ließen sich so als Elemente in der praktischen Hervorbringung einer historischen Subjektformation lesen und nicht nur als „Instrumente“ der Selbstartikulation historisch situierter Subjekte. Das gilt im Prinzip auch für die Malerei; allerdings hat die ästhetisch-kulturelle Autonomisierung der Künste zu einem reflexiven Spiel gerade mit dieser Subjektkonzeption geführt. Dazu später.

„Kindheit“.² Dennoch zeigt die Analyse des Werks, dass sich eine plausible Verbindung zwischen dem musikalischen Material und dem Thema „Kindheit“ (als einem Topos in der Epoche der Romantik und im Leben Schumanns) herstellen lässt, allerdings nur um den Preis riskanter Übergänge in der Auslegung von Partitur, Hörerlebnis, Kontextinformation und Selbstkommentar Schumanns. Selbst die Frage nach den „Intentionen“ des Komponisten (über die man ohnehin nur spekulieren kann) geht vielleicht noch zu weit, wo doch der ästhetisch-metaphorische Charakter des Werks sich aller Eindeutigkeit – auch einer eindeutigen Intention, die ihm zugrunde läge – enthält. Anstelle der Frage: was hat Schumann *intendiert*? wäre es daher vielleicht besser zu fragen: was hat er womöglich – als Komponist und Namengeber seines eigenen Werks – *gehört*? Das ist zwar nicht weniger riskant zu beantworten, aber immerhin am Werk (vermittelt über das eigene Hören) plausibel zu begründen. Genau dies ist nämlich auch, wenn ich es richtig verstehe, der Weg der vorgelegten Interpretation: vom eigenen Hören ausgehend, wird nach der „Bauart“ der Komposition gefragt und beides mit dem Wissen um Kindheit, Romantik und andere Kontextbedingungen verknüpft, und zwar nicht im Sinne einer Deutung des intentionalen Gehalts, sondern im Sinne einer „Ähnlichkeit“ zwischen Merkmalen des Werks, der Resonanz in der eigenen Erfahrung der Rezipientin und dem Kindheitsdiskurs der Romantik als Lebenskontext Schumanns. Jeder Zwischenschritt in diesem komplizierten System von Verweisungen birgt seine eigenen Gefahren, wie Cornelia Dietrich in ihrem Beitrag selbst immer wieder betont. Daher handelt es sich eigentlich auch eher um eine Parallelisierung der verschiedenen Perspektiven, die nur heuristisch zu einander in Beziehung gesetzt werden können. Die behutsame Umgehung der Gefahr, das Werk unter die Lebens- und Bildungsgeschichte seines Komponisten zu subsumieren, hat zur Folge, dass der Ertrag, so überzeugend die Heuristik auch ist, im Sinne eines methodisch zuverlässigen „Ego-Dokuments“ deutlich begrenzt bleibt. Das kann aber, wie am Ende des Beitrags angedeutet wird, ja auch an dem Konstrukt des „Ego-Dokuments“ selbst liegen. Nicht nur im Hinblick auf ästhetische Objekte stellt sich die Frage, was sich als „Subjekt“, „Selbst“ oder „Ich“ hinter den Ego-Dokumenten verbirgt (oder in ihnen offenbart). Denken wir uns doch mal alle möglichen Ego-Dokumente eines Menschen weg: Was bleibt dann eigentlich noch von ihm übrig? Andererseits: Müssen wir nicht (und wie können wir) zwischen den Werken, die einer vollbringt, und ihm selbst unterscheiden – zumal als Bildungstheoretiker, Bildungshistoriker oder Bildungsforscher?

(3) Die von Sonja Häder vorgeschlagene Interpretation der „Ego-Dokumente“ nach methodischen Prämissen der objektiven Hermeneutik, also im Sinne einer Fallrekon-

- 2 In der Autobiographieforschung spricht man angesichts der zunehmenden Ästhetisierung und Fiktionalisierung literarischer Selbstaussagen von einem „autobiographischen Pakt“ (Lejeune 1994), den der Autor über paratextuelle Informationen (z.B. Untertitel oder Klappentext) mit dem Leser schließt, um diesen in seiner Rezeption des Werks entsprechend zu instruieren. Ohne diesen Pakt wäre der Text nicht als autobiographischer Text identifizierbar. Doch im Falle der Musik wäre auch dies noch viel zu weitgehend; dafür ist der Titel zu sehr „Nebensache“. Und trotzdem bleibt die Frage: Wenn es nun mal einen Titel gibt: warum dann diesen und nicht einen anderen?

struktion, bringt den ästhetischen Eigen-Sinn des Materials zugunsten einer Explikation seiner sozialen Funktion und seiner biografischen Bedeutung zum Verschwinden. Demgegenüber bleibt der ästhetische Charakter des von Cornelia Dietrich interpretierten Musikstücks zwar gewahrt; aber der aufgezeigte Zusammenhang zwischen dem Werk und seinem biografischen und sozial-kulturellen Kontext kann den Status einer begründeten heuristischen Hypothese (die ihre Herkunft aus dem ästhetisch-reflexiven Urteil nicht hinter sich lassen kann) nicht überschreiten. Die Studie von Thomas Loer zu den Bildern Musics geht einen dritten Weg. Sie nimmt den Widerspruch zwischen ästhetischem Eigen-Sinn und biografisch-dokumentarischer Bedeutung auf, um ihn *mit* den Mitteln der objektiven Hermeneutik zu explizieren. Dabei erweist sich der Ansatz der objektiven Hermeneutik zunächst als instruktiv insofern, als zwischen „künstlerischem Handeln“ und „Lebenspraxis“ unterschieden wird und dem Produkt des künstlerischen Handelns ein Status zukommt, der es als objektivierte Sinnkonfiguration von der persönlichen Lebenspraxis abhebt, aus der es stammt. Ebenso wie bei den „Kinderszenen“ Schumanns und auch der Musik der Punk-Gruppe „Namenlos“ handelt es sich bei den Bildern von Zoran Mesic zu allererst um Beiträge für einen ästhetischen Diskurs, dem der – wie auch immer mitschwingende – biografische Ausdrucksgehalt nachgeordnet ist. In diesem Sinne hat Thomas Loer in seinem Beitrag zu Recht auf die strukturelle Schwierigkeit aufmerksam gemacht, Kunstwerke als Ego-Dokumente zu lesen. Die „Allgemeingültigkeit“ des Werks stünde, so das Argument, dem Interesse an der subjektiven Besonderheit einer biografischen Erfahrung entgegen; d.h. die am Subjekt des Künstlers und seiner biografischen Erfahrung orientierte Interpretation eines Werks sei nur in dem Maße möglich, wie von der für den Werkcharakter konstitutiven Qualität der „Allgemeingültigkeit“ abgesehen werde. Dass gerade das, was den ästhetischen Werkcharakter ausmacht, nicht der besondere Sinn der auslösenden biografischen Erfahrung ist, sondern eine sich davon ablösende ästhetische Qualität, halte ich, wie schon oben erläutert, für ein überzeugendes Argument. Eben diese Qualität hebt sich ab vom subjektiven Erfahrungshintergrund des Künstlers, um das Objekt als ein sinnhaftes Gebilde eigener Art der Rezeption durch andere freizugeben. Allerdings frage ich mich, ob die Kategorie der „Allgemeingültigkeit“ dieses Problem zutreffend beschreibt und ob nicht darin ein weiteres systematisches Problem der Werkanalyse mit dem Konzept der objektiven Hermeneutik zum Ausdruck kommt. Kann man Kunstwerken unterstellen, dass sie einen allgemein gültigen Sinn enthalten? Oder müsste man nicht das Allgemeine gerade darin sehen, dass Kunstwerke verstanden werden können, ohne dass ihr Sinn allgemeingültig festgelegt ist. Die Metaphorik Benjamins („Kraftwerk“, „Energie“) scheint mir jedenfalls darauf hinzuweisen, dass das Kunstwerk die Rezipienten eher freisetzt in der Produktion von Sinn, als dass es sie auf eine „Allgemeingültigkeit“, eine „neue Weise der Wahrnehmung, Deutung und Erfahrung“ einschwört. Auch wenn die Bildanalyse nicht im Mittelpunkt des Beitrags steht, sondern lediglich der Demonstration eines methodologischen Problems dienen soll, geben doch die Fußnoten oder Nebenbemerkungen einen Hinweis auf diese strukturelle Schwierigkeit der vorgeschlagenen Deutung des Gemäldes. Wie man es auch dreht und wendet, die objektive Hermeneutik stößt an ihre Grenze dort, wo es um etwas anderes als regelgeleitete Lebenspraxis

geht. Gewiss ist vieles auch am Prozess der Produktion oder Rezeption eines Gemäldes „regelgeleitet“, beispielsweise im Hervorbringen visueller Wirkungen (Versinken der Figur in der Tiefe), in der Erzeugung von seelischer Gestimmtheit (Erschrecken, Geborgenheit, Düsternis) oder in der Ikonographie des Werkes (religiöser bzw. kultureller Topos der Frage nach dem Lebenssinn und dem menschenmöglichen Gräuel). Und sicher sind diese Sinndimensionen für eine Deutung des Bildes von großem Wert. Aber trotzdem fehlt meines Erachtens das Entscheidende. Es findet im Hinweis auf das „Standhalten“ in der ästhetischen Haltung des „Staunens“ und in der Beteuerung einer prinzipiellen Unabschließbarkeit der Deutung zwar Erwähnung, wird aber methodologisch nicht eingeholt. Die objektive Hermeneutik stützt sich auf die Konkurrenz einer Vielzahl von Lesarten, aber immer in der Erwartung, dabei einer im Werk enthaltenen Bedeutung näher zu kommen, das Werk also immer besser (wenn auch niemals ganz) zu verstehen. Sie sucht – wie überall sonst auch – nach seiner „Erzeugungsstruktur“. Folgt man aber der Argumentationslinie philosophischer Ästhetik in der Tradition von Kant und Schiller (aktuell zum Beispiel Kern 2000, S. 231), dann gibt es weder einen solchen im Werk verborgenen Sinn, noch Regeln, die diesen Sinn generieren. Regelgeleiteten Sinn enthalten nur die Deutungen; der Sinn des Werks selbst liegt allein darin, solche Deutungen in unabschließbarer Zahl zu ermöglichen. Gerade dies macht ja auch die mögliche biografische Funktion ästhetischer Erfahrung aus: dass sie freisetzt aus den Bedeutungszumutungen des Alltags, nicht um diese durch neue Deutungen zu ersetzen, sondern um selbst noch derart existenzielle Themen, wie sie Zoran Music hier vorstellt, in ein unendliches Spiel mit Bedeutungen einzubinden.³ Deswegen argumentiert ja Loer in Bezug auf die Verbindung von Werk und subjektiv-biographischem Sinn im Falle Musics so, dass das Werk wohl die Thematik bestimmter biografischer Situationen repräsentiert; dass es aber gerade keinen Hinweis gibt auf deren lebenspraktische Bewältigung, also den biografischen Sinn, den diese Thematik einnimmt – es sei denn in der einzigen und ganz allgemeinen Hinsicht, dass eine ästhetische Distanz zum Lebensalltag natürlich auch lebenspraktisch relevant sein kann. Die ästhetische Konkretion dieser Möglichkeit im Werk selbst hingegen überspringt den pragmatisch geregelten Lebensalltag.⁴ Zwar ließe auch sie sich, wie die kunsttherapeutische Praxis zeigt, als Hinweis auf das

3 Das gilt im Übrigen auch für andere Materialien, wie zum Beispiel die von Sonja Häder untersuchten. Auch für die oben erwähnten Subjektformationen, in die uns die visuelle Organisation von Fotos hineinnötigen, oder die Darstellungspraktiken, denen die Selbstinszenierung Jugendlicher folgt, gilt: Werden sie zum Gegenstand einer ästhetischen Erfahrung, dann verlieren sie ihre bestimmende Kraft und münden in ein Spiel mit Perspektiven.

4 Hier wären weitere Differenzierungen angebracht. Wie man an der Lebenspraxis vieler Künstler und übrigens auch in vielen Jugendkulturen beobachten kann, sind ästhetische Erfahrungen oft auf vielfältige Weise mit lebenspraktischen Vollzügen – mehr oder weniger konflikthaft – verwoben. Daher scheint es mir weder sinnvoll, ästhetische Erfahrung als „Kunsterfahrung“ strikt vom Alltag zu trennen, noch halte ich es für hilfreich, ästhetische Erfahrung mit jeglicher Sinnestätigkeit im Alltag (aisthesis) unterschiedslos zu vermischen. Vielmehr sehe ich gerade in dem konflikthaften Zusammenspiel von ästhetischen und nicht-ästhetischen Erfahrungen ein interessantes Forschungsfeld, insbesondere im Hinblick auf den Bildungssinn unterschiedlicher Symbolisierungspraktiken.

Selbst des Künstlers deuten. Aber indem dies geschähe, würde der Bereich ästhetischer Erfahrung zugunsten eines diagnostischen Wissens verlassen. Für den Historiker, so scheint mir, gilt dasselbe analog. Ästhetischer Eigensinn und biografisch-dokumentarischer Sinn können nicht zur Deckung gebracht werden. Aber gerade in der dadurch erzwungenen Öffnung von Sinnhorizonten liegt womöglich der methodologische Gewinn.

Literatur

- Arnheim, R. (⁵1985): *Anschauliches Denken. Zur Einheit von Bild und Begriff*. Köln: DuMont Buchverlag.
- Benner, D. (⁴2001): *Allgemeine Pädagogik. Eine systematisch-problemgeschichtliche Einführung in die Grundstruktur pädagogischen Denkens und Handelns*. Weinheim/München: Juventa.
- Ehrenspeck, Y./Schäffer, B. (Hrsg.) (2003): *Film- und Fotoanalyse in der Erziehungswissenschaft. Ein Handbuch*. Opladen: Leske und Budrich.
- Gruschka, A. (1999): *Bestimmte Unbestimmtheit. Chardins pädagogische Lektionen*. Wetzlar: Büchse der Pandora.
- Hellekamps, S. (Hrsg.) (1998): *Ästhetik und Bildung. Das Selbst im Medium von Musik, bildender Kunst, Literatur und Fotografie*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Kern, A. (2000): *Schöne Lust. Eine Theorie der ästhetischen Erfahrung nach Kant*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lejeune, Ph. (1994): *Der autobiographische Pakt*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lenzen, D. (Hrsg.) (1992): *Kunst und Pädagogik*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Merleau-Ponty, M. (1966): *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: De Gruyter.
- Mollenhauer, K. (1986): *Umwege. Über Bildung, Kunst und Interaktion*. Weinheim/München: Juventa.
- Mollenhauer, K. (⁶2003): *Vergessene Zusammenhänge. Über Kultur und Erziehung*. Weinheim/München: Juventa.
- Schiffler, H./Winkeler, R. (1991): *Bilderwelten der Erziehung. Die Schule im Bild des 19. Jahrhunderts*. Weinheim/München: Juventa.
- Waldenfels, B. (1999): *Sinnesschwellen. Studien zur Phänomenologie des Fremden 3*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Weber-Kellermann, I. (1976): *Die Familie*. Frankfurt a.M.: Insel.

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Hans-Rüdiger Müller, Universität Osnabrück, Fachbereich Erziehungs- und Kulturwissenschaften, Heger-Tor-Wall 9, 49074 Osnabrück, E-Mail: Ruediger.Mueller@uni-osnabrueck.de.

3.

Selbstzeugnisse von Wissenschaftlern

Dorle Klika

Selbstzeugnisse eines Wissenschaftlers – Das Beispiel Herman Nohl

In dem polemischen Essay „wider den Biographismus“ attackiert Hans-Joachim Roth biografische Forschung zu Klassikern jeglicher Provenienz: Gegen die Argumentation Ulrich Herrmanns (vgl. Herrmann 1991; Mollenhauer 1997), der Gegenstand der Erziehungswissenschaft lasse sich nur im Medium eigener Lebenserfahrung sinnvoll begreifen, und die thematische Konstruktion pädagogischer Fragestellungen erfolge immer auch im Rückbezug auf die Lebensgeschichte des Autors, stellt Roth die Gefahren des Voyeurismus und der Deprivationsthese, das „Wühlen in der Biographie“ sei „gedankenschwacher Positivismus“, der die theoretische Bedeutung des Werks entmache“ (Roth 1997, S. 243, 260). Dennoch gesteht auch Roth zu: „Die Hinwendung zu einem Beruf oder einer Denkhaltung im Leben ist kaum von diesem selbst zu trennen und somit beeinflusst auch die Biographie von Pädagogen ihre Hinwendung zu den ihnen wichtigen Fragestellungen“.¹

Im Folgenden will ich versuchen zu zeigen, inwiefern eine biografische Rekonstruktion geeignet ist, das theoretische Wissen eines Autors zu kontextualisieren und dadurch die Theorierekonstruktion zu bereichern. In meiner Untersuchung zu Nohls pädagogischem Bezug (vgl. Klika 2000) wurde Herman Nohl zugleich als Produzent pädagogischen Wissens², aus biografischer Perspektive als „Erzogener“ (Loch) und in seiner eigenen Handlungspraxis als „Erzieher“ von Studierenden in den Blick genommen. Neben den theoretischen Schriften wurde dafür der Briefwechsel zwischen Nohl seinen Studentinnen und Studenten, bisher überwiegend unveröffentlichtes Archivmaterial, analysiert.³ Die eigene Handlungspraxis gehört selbstverständlich ebenfalls zur Biografie. Wenn ich hier zwischen Praxis und Biografie differenziere, so lediglich aus historisch-systematischen Gründen: Der Begriff „Praxis“ umfasst den Lebensabschnitt als Hochschullehrer (hier hauptsächlich in Göttingen), „Biografie“ die jeweils früheren Erfahrungen.

In einem ersten Teil werde ich ausgewählte Aspekte der pädagogischen Praxis Nohls vorstellen. Die anschließend dargestellten Bezüge zur eigenen Biografie und zu theoretischen Überlegungen Nohls verweisen auf eine enge Verflechtung zwischen Theorie und Biografie (1). In einem zweiten Schritt werde ich exemplarisch verdeutlichen, inwiefern eine Kontextualisierung der theoretischen Schriften mit biografischen Zusammenhän-

1 Roth 1997, S. 258; Hervorh. d. A. Zur Biographieforschung vgl. etwa Loch 1979; Hennigsen 1981; Baacke/Schulze 1997/1993; Krüger/Marotzki 1999; besonders Cloer 1999 und Schulze 1999.

2 Zur Differenzierung der Wissensformen vgl. Oelkers/Tenorth 1991.

3 Zu Auswahl und Umfang des Materials vgl. Klika 2000, S. 94ff.

gen die Rekonstruktion der Theorie bereichert (2). Der dritte Teil zieht die Konsequenzen daraus und formuliert abschließende Thesen (3).

1. Verflechtungen zwischen Praxis, Biografie und Theorie oder: gelebtes Leben und theoretische Reflexion

„Was Nohl sich später einmal mit leichter Selbstverspottung eingestand: ‚Man kann das Erziehen nicht lassen – schwer zu sagen ob Laster oder Tugend‘, bestätigte er mit ihm selten bewusster Unbekümmertheit im Umgang mit seinen ihm unterlegenen, aber doch erwachsenen Studenten, besonders mit seinen Doktoranden“, schrieb Elisabeth Siegel in ihrer Autobiografie (Siegel 1981, S. 55f.). In der Tat war Nohl, mehr noch in Göttingen als in Jena nicht nur Hochschullehrer, sondern Erzieher seiner Studentinnen und Studenten. Da er sie der Jugend zurechnete, wollte er das auch sein.

Dabei war er sich der Gebrochenheit erzieherischer Intentionen sehr bewusst und rechnete mit einem möglicherweise geringen Einfluss erzieherischer Maßnahmen. Als 1917 einer seiner Lieblingsstudenten, Hans Kremers, fiel, schrieb Nohl an seine Frau: „Niemand hat mich innerlich so beschäftigt, für niemandes Zukunft war ich so besorgt und habe so gehofft, und wenn ich ihn erzogen habe, so hat er auch auf mich sehr gewirkt.“⁴

Bezüglich der eigenen Wirkung formulierte Nohl zurückhaltend „wenn ich erzogen habe“, im Nebensatz als Möglichkeit, so als wüsste er nicht genau, ob er erzogen habe oder nicht. Die Dialektik von Präsentation und Aneignung (Mollenhauer) wird schon 1917 einkalkuliert. Letztlich könnte nur Hans Kremers (als Richter seiner Erzieher; Loch) entscheiden, ob er sich von Nohl erziehen ließ – der Zögling ist nicht nur Objekt, sondern zugleich auch Subjekt seiner Erziehung. Gerade darum, so ließe sich vermuten, verstärkte Nohl die eigenen Erziehungsaktivitäten zunehmend.

1.1 Praxis in Göttingen

Die besondere studentische Betreuung wurde in Jena begonnen, in Göttingen jedoch intensiviert (vgl. Flitner 1986; Klika 2000, S. 189ff.). In Analogie zum Schulleben inszenierte und unterstützte Nohl ein reges Universitätsleben mit Exkursionen, Seminarbeginn- und -abschlussfeiern oder gemeinsamen Wanderungen. Die Studienfahrten, regelmäßiger Bestandteil des Studiums, wiesen ein gemischtes Programm auf, wie sich aus archivierten Reiseberichten, die von den Studierenden angefertigt wurden, rekonstruieren lässt (vgl. Cod. Ms. 872c). Besucht wurden Schulen, auch „Hilfsschulen“, Jugendgefängnisse, Landerziehungsheime, Fürsorgeanstalten oder das Jugendvolkshochschulheim der Zeiss-Werke in Jena. Auch die dem Pädagogischen Seminar angeschlossene Schule mit Kindergarten gehören in diesen Zusammenhang. Die Studierenden sollten

4 Blochmann 1969, S. 78 (Brief vom 19.3.1917); vgl. Nohl 1939, S. 14; Klika 2000, S. 196.

nicht nur theoretisch belehrt werden, sondern Gelegenheit zu Beobachtung und eigener Praxiserprobung erhalten.

Dieses reformpädagogisch praktische Engagement⁵, mit dem Nohl zugleich eine Universitätsreform von unten initiierte, gipfelte in der Schaffung eines Universitätslandheims und der Gründung des „Freundeskreises“, der den Zusammenhalt der Nohl-Schule begründete. In dem kleinen Haus an der Weser hielten sich die Studierenden am Wochenende und in den Ferien mit und ohne Nohl auf. Dort wurde gearbeitet, diskutiert, gewandert oder gerudert. Ziel war die Förderung des Gemeinschaftslebens. „Der Gedanke, durch ein solches Landheim die Gemeinschaft meines Seminars zu verstärken, hatte mich seit langem bewegt. Die Schulen, vor allem die Volksschulen, aber auch die höheren Schulen besitzen solche Landheime ja schon seit Jahren. [...] Ich glaube aber, daß auch die Hochschule im engeren Sinne sich dieser neuen Form des geselligen Lebens junger Menschen bedienen muß, wenn sie die Studierenden über die Facharbeit hinaus beeinflussen will“ (zit. nach Blochmann 1969, S. 147). Das Landheim böte „den Studenten alle Gelegenheit zur körperlichen Betätigung im Spiel, Wandern, Schwimmen und Rudern“ und sollte die Studierenden „in ganz neuer Weise zusammenführen“ (zit. nach ebd., S. 148). Die gleichzeitige Nutzung als Ferienort von „ehemaligen“ wie „aktuell“ Studierenden sollte die Möglichkeit bieten, Kontakte zwischen den verschiedenen StudentInnen-Generationen zu knüpfen. Schließlich liege „eine große erzieherische Bedeutung“, so Nohl, in der durch „das Zusammenhausen der Studierenden beiderlei Geschlechts“ ermöglichten Begegnung der Geschlechter miteinander: „Der freie Verkehr unter ihnen setzt eine Diskretion auf der einen Seite und eine Ritterlichkeit auf der anderen voraus, die beiden Geschlechtern das Gefühl einer Sicherheit gibt, ohne die das gemeinsame Leben in solchem Hause keine Unbefangenheit erlaubt und wahrscheinlich schnell entarten würde. Dagegen gibt es denn auch kein anderes Mittel als den guten Geist des Seminars und den klaren Willen aller seiner Mitglieder, die Ehre des Hauses zu schützen. Aber hier liegt gerade die große erzieherische Bedeutung solchen Unternehmens, und wer den Gewinn will, muß auch das Risiko wagen“ (zit. nach ebd., S. 149).

Mit dem „Lippoldsberger Freundeskreis“, später „Freunde des Göttinger Pädagogischen Seminars e.V.“⁶, Träger und Besitzer des Landheims, schuf sich Nohl eine zweite Familie. Er selbst übernahm die multifunktionale Rolle eines pater familias und war zugleich Herbergsvater, Koordinator und Organisator, Vater, Onkel und Großvater, Lehrer, Erzieher und Berater in allen Lebenslagen für die ehemaligen Studierenden und deren Familien (vgl. ausführlich Klika 2000, S. 247ff.). Das Landheim war die Heimat des „Nohl-Kreises“ und sicherte dessen Funktion als soziales Netzwerk.

5 Blochmann führt das nicht allein auf Reformpädagogik und Jugendbewegung zurück, sondern auf die freilich abgewandelte Korpstradition der Göttinger Studentenschaft. Über 60 Prozent der Studierenden waren in Verbindungen organisiert und gehörten „meist zu den reaktionären Vertretern des Bürgertums. Liberale und freistudentische, aber erst recht sozialistische Studenten hatten in Göttingen einen schweren Stand“ (Dahms 1987, S. 22).

6 Unter diesem Namen existiert der Verein noch in der Gegenwart.

Aber auch die einzelnen StudentInnen, insbesondere die DoktorandInnen beobachtete der Lehrer sorgfältig. Er förderte Freundschaften unter ihnen, lud sie, da es noch keine Mensa gab, häufig zu sich nach Hause zum Essen ein, auch ganz spontan, nahm sie zu Konzerten mit und schenkte ihnen Bücher zu besonderen Anlässen. Bei Auswärtssemestern initiierte er einen Briefkontakt mit dem entsprechenden Studenten, half beim Knüpfen neuer Kontakte am fremden Ort, indem er dortige Bekannte um Hilfe bat, die den Neuankömmling dann zu gemeinsamen Ausflügen, einem Essen oder gemütlichen Abenden einluden. Zugleich wollte Nohl aber auch den Fortschritt der Studien des Betreffenden überwachen: „Neulich bekam ich eine Einladung von Frl. Dr. Blochmann zum Sonntagsnachmittagstee. Es war eine ganze Schar bekannter und unbekannter Göttinger versammelt. Ich weiß gar nicht, wem ich diese freundliche Einladung verdanke, aber ich ahne es schon und danke Ihnen vielmals“⁷, schrieb etwa Wolfgang Döring im November 1929 aus Berlin. Auch in Heidelberg bedankte er sich bei Nohl dafür, dass der ihm „überall die Wege geebnet habe“, sodass der Student sich „richtig in ein warmes Nest setzen konnte“.⁸ Aus einem weiteren Brief Dörings geht hervor, dass Nohl den Studenten gebeten hatte, ihm das bei Jaspers in Heidelberg entstandene Hegelreferat zu schicken, damit er, Nohl, daran Dörings Entwicklung ablesen könne.⁹

Selbstverständlich entsprach der Student dem Wunsch des Professors, fühlte sich dabei aber sehr unwohl „in seiner Haut“ und sandte das Referat nur mit zusätzlichen Erläuterungen ab: „Ich schicke Ihnen hier auf Ihren Wunsch hin einen Durchschlag des Hegel-Referates. Ich schicke ihn aber nur sehr ungern, weil ich mir noch bei keinem Referat je so seiner offensichtlichen Mängel bewußt war. (Freilich habe ich auch noch nie so ein schwieriges Thema gehabt.) Und nun wollen Sie daran den Stand meiner Entwicklung ablesen! Schrecklicher Gedanke. Prof. Jaspers hat in der vorletzten Seminarsitzung, nachdem ich das Referat abgegeben hatte, die Methode der Phänomenologie besprochen, da ist mir so recht deutlich geworden, was alles in der Arbeit fehlt. Ich würde das Referat, wenn ich es heute zu machen hätte, schon ganz anders fertig bringen können.“

Insbesondere interessierte sich Nohl für die Krisenerfahrungen seiner Studierenden. In solchen Fällen, wie etwa beim Tod von Dörings Schwester, nahm er sich Zeit für eine persönliche Begleitung in Form von Gesprächen, Spaziergängen u.Ä.. Darüber hinaus sah er es als notwendig an, die Mutter des Studenten über dessen Ergehen zu informieren, sie zu beruhigen, ihr das Gefühl zu vermitteln, sie müsse sich um ihren Sohn nicht sorgen, er, Nohl, kümmere sich schon um ihn: „Sehr verehrte gnädige Frau! Ihr lieber Wolfgang hat mich gestern nach dem Kolleg erwartet, und wir sind eine halbe Stunde zusammen spazieren gegangen; ich hatte den Eindruck, dass er wieder beruhigt ist und dass man guter Hoffnung sein kann, er werde diesen Schmerz überwinden. Die Arbeit

7 Cod. Ms. Döring 7, Nr. 8, 26.11.1929.

8 Cod. Ms. Döring 7, Nr. 13, 4.7.1930, desgleichen schrieb auch Erika Hoffmann von derartigen vermittelten Kontakten während ihres Freiburger Semesters (sie wurde bei einem Bruder Curt Bondys eingeladen). Cod. Ms. Nohl 231, Cod. Ms. Nohl 645. Nohl riet den Studierenden zu derartigen auswärtigen Semestern, um deren Horizont zu erweitern (vgl. Döring ebd.).

9 Cod. Ms. Döring 7, Nr. 14, 10.7.1930.

ist in solchen Fällen ja immer das sicherste Heilmittel, und es scheint ihm doch zu glücken, wieder still an ihr weiterschaffen zu können. Ich kann mir denken, wie unendlich schwer für ihn die Tage in Bergedorf waren, verstehe aber auch gut, dass er seine Mutter in den ersten Tagen dort nicht allein lassen wollte. Hoffentlich finden auch Sie, liebe gnädige Frau, jetzt Erholung im Harz. Wolfgang freut sich darauf, Sie dann dort oben besuchen zu können. Mit meinen besten Empfehlungen bin ich Ihr verehrungsvoll ergebener“.¹⁰ Dies war kein Einzelfall, besonders bei den familienartigen Zusammenkünften in Lippoldsberg wurden Familienmitglieder, die späteren Ehepartner und Kinder einbezogen.

1.2 Biografische Zusammenhänge

Diese intensive Begleitung der Studierenden hat biografische Wurzeln. Nohl selbst wurde während seines Studiums von einer mütterlichen Freundin, einer Verwandten seiner Stiefmutter, fürsorglich betreut (vgl. Klika 2000a). Anna Rinneberg widmete der Selbstbeobachtung ihres Zöglings, bei ihr pietistisch motiviert, große Aufmerksamkeit. Tagebuchartig hatte der Student Nohl all seine Gefühle und Stimmungen, Zweifel, Ängste, Sorgen und Freuen seiner Freundin Anna Rinneberg mitgeteilt und von ihr Trost, Ermunterung und Zuspruch erhalten. Es waren gerade diese verzweifelten, depressiven Stimmungen¹¹, die er immer wieder zum Schreiben an Anna Rinneberg nutzte, um bei ihr einen Halt zu suchen: Er sei „machtlos jeder Stimmung gegenüber, die auf mich zu kommt, daß ich am liebsten aufschrie, weil ich mich nicht wehren kann, nicht antworten kann, keinen Halt habe oder weiß der Teufel was das ist. Ich bin ein weibisches Geschöpf, das fühle ich wohl und das wird mein Unglück sein.“¹²

Ohne selbst etwas zu fordern, vermittelte Anna Rinneberg ihrem Zögling durchgängig Vertrauen in dessen Bildungsweg, sodass er schließlich selbst Zutrauen dazu fand. „Das Leben ist es, das man sich sehnt zu erleben. Und ist es nicht das, wonach sie dürsten?“ Der Durst ist schon ein Beweis, daß sie ‚leben‘, die vegetierenden Seelen, die dürsten nicht,“ antwortete sie umgehend.¹³ Besonders wichtig wurde die Betreuung, als Nohls Jugendfreundin etwa zwanzigjährig starb, und die Trauer den Studenten mit der Sinnlosigkeit menschlicher Existenz konfrontierte. Damals regte Anna Rinneberg den

10 Cod. Ms. Döring 7, Beilage 1, 29.11.1931. Der Brief ist im Typoskript geschrieben und unterschrieben mit „Nohl“. In den Typoskript-Briefen ist „ß“ häufig als „ss“ geschrieben.

11 Solche Stimmungen wurden auch in Gedichtform gebracht, wie etwa im folgenden Text, der die Überschrift „Wille“ trägt: „Und ich kanns nicht mehr ertragen/Dieses Weltgebundensein,/ Finden doch die tausend Fragen/Immer nur dasselbe Nein./Jeder Abend bringt mir wieder/ Altes Leid in seinem Rot/Und so werd’ ich müd und müder/Und die Sehnsucht gibt den Tod./ Will der Tag mir heut entfliehen/In die weite Nacht zergehn/Will ich stark mit festen Füßen/ Stolz auf dieser Erde stehn./Wenn mir dann auch tief im Herzen/Mächtig die Empfindung braust,/Ich will alle diese Schmerzen/Zwingen mit der Mannesfaust.“ (Cod. Ms. Nohl 873:3, ohne Datum [Blatt Nr. 40]).

12 Cod. Ms. Nohl 873:3, 14.7.1899.

13 Cod. Ms. Nohl 873:3, 16.7.1899.

Studenten an, seine Liebe an andere Menschen zu verschenken, die „love“ in „charity“ zu verwandeln: „Lieben können, lieben dürfen, ist es nicht seliger als geliebt werden? Was habe ich davon, wenn mich jemand liebt und in mir spricht nichts für ihn? Freilich das Schönste ist das selige Hin- und Wiederfluten zwischen zwei Herzen. Wo aber das eine Herz fehlt, was soll das andere mit seinem Reichtum anfangen? Ihn doch verschenken. Da sind so viele Menschenherzen, die frieren nach ein bischen Liebe. [...] Die Engländer haben zwei Bezeichnungen für Liebe und ich meine jetzt nicht love sondern charity. Du hast so viel. Gib, denn Du kannst es. Werde nur Deiner selbst inne. Und lass Dir von Gott schenken, was mangelt. Und eine Tätigkeit wünsch ich Dir, wo Dein Sein sich voll entfalten und auswirken kann, wo Du Dich hingeben kannst mit all Deiner Kraft. Ich meine nicht Selbstaufgabe, in der sich das Selbst verschenkt, erschöpft, verliert, sondern das Überfließen, das Überströmen des Selbst, das seine reife Fülle ausgiesst. Liebe ist schaffende Kraft, die dem Leben entströmt. Voll und rein aber quillt sie nur aus Gott, der Liebe, Leben ist.“¹⁴ In Göttingen hat Nohl diese charity praktiziert.

Die Korrespondenz Nohls mit Anna Rinneberg, die insgesamt 208 Briefe umfasst, sollte als Beispiel eines „pädagogischen Briefwechsels“ ursprünglich publiziert werden. In dem Vorwort dazu, geschrieben 1929, das 1953 in der „Sammlung“¹⁵ erschien, setzte Nohl seiner Tante Anna ein kleines Denkmal: „Hier besteht für den jungen Menschen eine Gelegenheit, sich auszusprechen, weil seine Individualität in diesem Verhältnis einen anderen Respekt genießt als in der Familie, gleichsam ernster genommen wird und sich ohne Verantwortung offenbaren kann. So gelingt ihm hier ein erster Übergang in die erwachsene Welt, der immer noch von Liebe getragen ist, weil man an seinen Wert glaubt, ohne dabei Ansprüche an ihn zu machen“ (Nohl 1953, S. 261).

Wichtiges Thema, das in den Briefen verhandelt wurde, war die Sehnsucht des Studenten nach dem „Leben“ (s.o.). Er sehe den Weg, wisse aber noch nicht, „wie ich hineinkomme“, hungere nach „Menschenseelen, die tiefer und größer“¹⁶ seien als er selbst. Tante Anna tröstete ihn, nannte das „Wachsschmerzen, die ihn plagen“, hörte ihm zu, begegnete ihm verständnisvoll. Er habe „schon ein Fünkchen der Prometheus-Flamme erwischt“, sein Weg werde „ein guter sein, und alles Gute kommt von Gott“.¹⁷ Und immer wieder vermittelte sie Zuversicht, wobei sie pädagogisch professionell und formvollendet metaphorisch die biografische Lage des Studenten deutete. 1925, zu Nohls aktiver Zeit in Göttingen, sandte Anne ihrem ehemaligen Schützling alle seine Briefe zurück. Das hatte sie bereits 1900 versprochen, verbunden mit der Ermunterung, er könne später einmal sehen, „welche Wege Du gewandelt bist, welche Stationen Du passiert, das war ich zu dieser, das zu jener Zeit, bis schließlich das Kunstwerk Deines Lebens in beglückender Form vollendet ist“.¹⁸

14 Cod. Ms. Nohl 873:3, 22.10.1901.

15 Die Sammlung 8/1953, S. 260-262.

16 Cod. Ms. Nohl 873:3, 25.4.1900; 5.7.1900.

17 Cod. Ms. Nohl 873:3, 26.4.1900, 30.1.1901; Hervorh. d.A.

18 Cod. Ms. Nohl 873:3, 29.10.1900. Vom Kunstwerk seines Lebens hatte Nohl selbst gesprochen: „Doch immer mehr kam mir das feste Gewissen, daß ich Herr meines Lebens sei und daß es ein Kunstwerk sei, das ich schaffen mußte. Es ist, als ob die Eigenschaften des Men-

1.3 Theoretisches Wissen

Über die Notwendigkeit der Erziehung an der Universität reflektierte Nohl auch theoretisch. Schon Dilthey habe, so schrieb er in einer Abhandlung über die Lehrerbildung an der Universität, „eine pädagogische Durchbildung der gesamten Persönlichkeit schon auf der Universität“ gefordert (Nohl o.J./1930, S. 183; Hervorh. d. A.). Er konstatierte: „Wer unsere Studentenschaft genauer kennt, ist immer wieder erschrocken über die Fülle von Mutlosigkeit und Minderwertigkeitsgefühl, die einem da begegnet“.¹⁹ Ursächlich mit verschuldet sei das geringe Selbstwertgefühl der Studierenden durch die Organisation des universitären Wissenschaftsbetriebs. Die einzelnen Wissenschaften seien sich „ihres Wesens“ nicht genügend bewusst. Für die künftigen Lehrer bedeute das, dass sie selbst nicht mehr an das glaubten, was sie zu lehren hätten. Ein solcher Glaube sei nicht herstellbar, Nohl war sich der beschränkten Wirkungen von Erziehung auch hier sehr bewusst: „Nun ist selbstverständlich, daß wir als Pädagogen auf die Herstellung solcher neuen Glaubensgrundlage keinen Einfluß haben“. Neben notwendigen strukturellen und organisatorischen Veränderungen des Studiums, das Nohl durch die Übernahme reformpädagogischer Elemente in Göttingen bereits praktizierte, setzte er aber auf die Vorbildfunktion der Lehrenden: „Wir können der Geistigkeit unserer Tage nur immer wieder sagen, daß wir ohne sie nicht erziehen können und werden selber ringen müssen um die Gewinnung einer solchen neuen klaren Welthaltung, die der unsäglichen Verworrenheit dieser Zeit ein Ende macht“ (ebd., S. 185).

Mit diesem Appell an seine Zuhörerschaft – es handelte sich um einen Vortrag auf dem Göttinger Philologentag 1927 – formulierte Nohl gleichzeitig sein eigenes Lebensprogramm. Die eigene Suche nach einer solchen „klaren Welthaltung“ spiegelt sich in vielen seiner Schriften. Sie ist Folge der dialektischen Perspektive Nohls: Die Dialektik sieht er in der „Struktur des Lebens“ begründet, das „seiner inneren Natur nach gegensätzlich“ ist (Nohl 1970, S. 76).

2. Kontextualisierung der Theorie oder: der Text als compositum mixtum

Wer Nohls pädagogische Praxis am Pädagogischen Seminar der Göttinger Universität kennt, liest den Text über „den pädagogischen Bezug und die Bildungsgemeinschaft“ anders und neu. In Nohls theoretischen Aussagen zum pädagogischen Bezug (dabei handelt es sich m.E. nicht um eine Theorie) finden sich eine Reihe von Sätzen (oder Satzteilen), die, so meine These, nur vor dem Hintergrund der eigenen praktischen Tätigkeit interpretiert werden können. Dafür will ich einige Beispiele nennen.

schen erst allmählich zum Vorschein kämen wie die Stimmen in der Fuge, aber immer weiter tönen, bald als erste, bald als begleitende Stimmen“ (23.10.1900).

¹⁹ Nohl o.J. (1930), S. 185, Vortrag bei dem Göttinger Philologentag 1927, zuerst veröffentlicht in: Pädagogisches Zentralblatt 1927, Heft 12.

1. Beispiel: Bildungsgemeinschaft als Lebensgemeinschaft

„Die Bildungsgemeinschaft ist gleichzeitig Lebensgemeinschaft und ihr Geist ist die stärkste bildende Kraft, er ist die Voraussetzung jeder einzelnen pädagogischen Einwirkung und alle Methodik ist ihm gegenüber ganz sekundär“ (Nohl 1988, S. 174).

Bildungsgemeinschaft als Lebensgemeinschaft war Nohl nicht nur theoretisches, gar idealistisch überhöhtes Programm. Sie entsprach der eigenen Praxis mit den Studierenden in Göttingen und Lippoldsberg. Insgesamt wurde durch das Engagement Nohls die Beziehung zwischen Lehrer und Studierenden sehr dicht. Bei den zahlreichen Aktivitäten gemeinsamer Freizeitgestaltung präsentierte Nohl sich selbst außerhalb der klassischen Berufsrolle. Nicht nur in der Lehre, im gesamten Leben wollte er Vorbild sein.

Dabei gewichtete Nohl die Gruppenbeziehungen weder gering noch ignorierte er sie, wie in der Rezeptionsgeschichte des „pädagogischen Bezuges“ in den Siebzigerjahren kritisiert wurde. Das Gegenteil war der Fall. Die Stärkung der Gruppenbeziehungen war Ziel des Seminarlebens und wichtige Funktion des Landheims in Lippoldsberg. Allerdings wurde dieser Bereich unter der Terminologie „Gemeinschaft“ und „Gemeinschaftserziehung“ gefasst. Trotz der formulierten Kritik an der Vorstellung Nohls von Gemeinschaft ist festzuhalten, dass noch gegenwärtig Lehrkräfte von einem Schullandheimaufenthalt ähnliches erwarten, heute wird das artikuliert als soziale Erziehung.²⁰

2. Beispiel: Rechnen mit dem Tod

„Und wie sich in dem pädagogischen Verhalten, in dem Vatersein, Muttersein, Lehrersein, ein Stück unseres Lebens selbst erfüllt, das nicht nur Mittel ist, sondern seinen eigenen Sinn hat, so ist auch für den Zögling der pädagogische Bezug ein Stück seines Lebens selbst und nicht nur Mittel zum Erwachsenwerden, – dazu dauert er auch zu lange, und wie viele erleben das Ziel nie!“ (Nohl 1988, S. 166f.)

Erst im Kontext der biografischen Erfahrungen erhält der letzte Teil des Satzes seinen Sinn. Hier geht es nicht um Kindersterblichkeit, sondern um Nohls schmerzliche Erfahrung des Todes junger Menschen. Nohl rechnete mit dem Tod, diese Erfahrung verbirgt sich hinter dem letzten Satzteil. Nicht nur hatte er als Kind seine Mutter, als Student seine Jugendliebe verloren, sondern im Ersten Weltkrieg auch viele seiner jungen Studenten. Vor diesem Hintergrund muss auch der erste Teil des Satzes interpretiert werden. Der pädagogische Bezug ist, wenn er denn zustande kommt, für den Zögling über eine Zweck-Mittel-Beziehung hinaus Teil von dessen Biografie (also Teil seines Lebens) und gewinnt folglich eine biografische Bedeutung.

20 Die Kritik am Gemeinschaftsbegriff betrifft die gesamte Reformpädagogik (Oelkers 1997, S. 60ff.; Rang 1989). In dem hier thematisierten Aspekt geht es nicht um diese Relation, sondern darum, dass neben dem einzelnen „Zögling“ auch Gruppenbeziehungen wahrgenommen werden. Zu gegenwärtigen Zielen einer Pädagogik im Landschulheim (vgl. Pädagogik im Schullandheim 1979).

3. Beispiel: Tragik des Lehrerseins

„Und das pädagogischen Verhältnis strebt – das ist sein Schicksal und die Tragik des Lehrerseins – von beiden Seiten dahin, sich überflüssig zu machen und zu lösen, – ein Charakter, der so keinem anderen menschlichen Bezüge eigen ist.“ (Nohl 1988, S. 173)

Die genannte „Tragik des Lehrerseins“ ist eine Aussage autobiografischer Reflexion. Nohl wollte die intensive Beziehung zu seinen Studierenden über das Studium hinaus fortsetzen. In den Briefen Dörings befindet sich dazu eine bemerkenswerte Textpassage: „Sie haben einmal in Nikolausberg (Stadtteil in Göttingen; D.K.) Ihre Leute in treue und treulose eingeteilt, und sagten damals, zu welcher Gruppe die einzelnen gehören, zeige sich sobald sie nicht mehr in Göttingen seien“.²¹

Nach dieser Erinnerung fragte Döring, ob er nun zu den treulosen gehöre, weil er seit dem Treffen im August in Lippoldsberg, also seit zwei Monaten (!), nichts von sich hören lassen habe. Nohl selbst bekannte in einem Brief an Marie-Luise Weniger, die Schwester Erich Wenigers: „Das Trennen nach der Universitätszeit ist immer schwer, auch für mich, der die Menschen, die seinem Herzen nahegekommen sind, immer wieder abgeben muß.“²²

Neben dem intensiven Lehrer-Schüler-Verhältnis mag das eine weitere biografische Komponente haben: Nohl verlor nicht nur als Student seine Jugendliebe, mit drei Jahren verlor er seine Mutter, mit etwa 11 Jahren, die Tante, die als Mutterersatz den Haushalt der Nohls führte.

4. Beispiel: Ein leidenschaftliches Verhältnis

„Die Grundlage der Erziehung ist also das leidenschaftliche Verhältnis eines reifen Menschen zu einem werdenden Menschen“ (Nohl 1988, S. 169). Diese Textpassage kann als eines der beliebtesten Zitate der scientific community gelten. Hartnäckig kursiert in der Rezeptionsgeschichte dieser Satz, der nicht selten als zentrale Aussage Nohls zum pädagogischen Bezugs gewertet wird. Aber auch dieser Satz ist m.E. in erster Linie autobiografisch zu deuten. Nohl betreute seine Studierenden umfassend, fürsorglich und voller Engagement. Er war, mit allen Vor- und Nachteilen, die das gehabt haben mag, ein leidenschaftlicher Lehrer.

Wenn am Beispiel der „Tragik des Lehrerseins“ eine Differenz zwischen Theorie und Praxis festgestellt werden kann, geht es weder darum, dem Autor die Differenz vorzuwerfen, noch darum, die Theoriebildung kausalanalytisch aus der Biografie herzuleiten. Vielmehr geht es darum, diese Differenz verschiedenen Dimensionen zuzurechnen. Die Einsicht, dass das pädagogischen Verhältnis im Gegensatz zu allen anderen menschlichen Beziehungen ein Verhältnis auf Zeit ist, bleibt jenseits der autobiografischen Aussage eines leidenschaftlichen Lehrers dennoch gültig.

21 Cod. Ms. Döring 7, Nr. 34, 30.9.33; Hervorh. d.A.

22 Der Brief ist dokumentiert bei Blochmann 1969, S. 229.

3. Notwendigkeit der Separation oder: Differenz zwischen Theoriesprache und biografischer Aussage

Nohl wurde und wird vielfach wegen seiner unsystematischen Schreibweise, insbesondere seiner gefühlhaften Sprache, die sich im Gebrauch normativ konnotierter Adjektive niederschlägt, kritisiert. Sie erschwert die Rezeption, weil sie einer neutralen Wissenschaftlersprache abträglich ist und die Seriosität der theoretischen Aussagen in Frage stellt. Nohl war jedoch kein neutraler Wissenschaftler, sondern ein leidenschaftliche Pädagoge. Bei seinen Aufsätzen handelt es sich häufig um publizierte Vorträge vor fachfremden Praktikern, z.B. vor Jugendrichtern oder Jugendgerichtshelfern. Bei der dort unüberhörbaren Emphase muss die Vortragssituation in Rechnung gestellt werden. Nohl verfolgte dabei in erster Linie ein spezifisches praktisches Ziel, nämlich Nicht-Pädagogen, wie Juristen und Verwaltungsbeamten, die pädagogische Sichtweise zu verdeutlichen und ihnen „Orientierungswissen“ (Oelkers/Tenorth 1991, S. 23) nahe zu bringen. Das kann ihm einerseits vorgeworfen werden, andererseits hat er gerade durch sein persönliches Engagement die Institutionalisierung der Disziplin vehement vorangetrieben (vgl. Tenorth 1994, 1997; Klika 2001).

In die systematischen Texte Nohls, die nicht aus Vorträgen hervorgingen, gehen, wie exemplarisch verdeutlicht, autobiografische Kontexte ein, die sich erst aus diesem Zusammenhang erschließen. Das heißt aber nun nicht, der gesamte Text über „den pädagogischen Bezug und die Bildungsgemeinschaft“ oder gar die „Theorie der Bildung“ insgesamt sei lediglich biografisch zu deuten. Neben den gefühlvollen autobiografischen Aussagen stehen systematische Einsichten, die aufgrund der strukturellen und dialektischen bzw. antinomischen Argumentationsweise bis in die Gegenwart Aktualität bewahrt haben. Das gilt etwa für die m.E. in Nohls Theoriebildung durchgängig nachweisbare doppelte Perspektivität auf den Erzieher und den Zögling gleichermaßen. Der pädagogische Bezug wird beschrieben als eine Struktur von mehrfachen unaufhebbaren Spannungen: auf der Beziehungsebene zwischen Verbindung und Trennung, auf der Seite des Erziehers zwischen „Zurückhaltung“ und „Veränderungswille“ (oder Führen vs. Wachsenlassen; Litt), auf der Seite des Zöglings zwischen „Hingabe“ und „Selbstbewahrung“. Sie nimmt eine interaktionistische Fassung des Generationenverhältnisses vorweg, die auch gegenwärtig durchaus anschlussfähig ist (vgl. ausführlich Klika 2000, S. 37ff.). Um diese Argumentationsketten freizulegen, bedarf es der Entmischung der theoretischen Aussagen von autobiografischen Passagen.

Nicht nur bei den genannten Beispielen, sondern insgesamt ist bei Nohl eine enge Wechselwirkung zwischen Theorie, Biografie und eigener Praxis zu erkennen. Sowohl die „Theorie der Bildung“ als auch die Anthropologie Nohls sind als autobiografisch durchsetzte Werke zu lesen. Vor allem, wenn Nohl eine gefühlshafte Sprache verwendet, so meine These, ob er nun von „leidenschaftlichem Verhältnis“, „Tragik des Lehrerseins“ oder „pädagogischer Liebe“, von „Bildungsgemeinschaft als Lebensgemeinschaft“ oder vom „Thymos“ als „mutigem Lebenswillen“ spricht, können Bezüge zur eigenen Biografie unterstellt werden.

Mit dem Begriff „biografisches Thema“ habe ich eine Kumulation verschiedener biografisch bedeutsamer Erfahrungsmodi und signifikanter Topoi (Schulze) zu fassen versucht, die als „Lebensthemen“ in der Biografie relevant bleiben und sich sowohl in der eigenen Praxis als erziehender Hochschullehrer als auch in der Theorieexplikation niederschlagen. Eines der Lebensthemen bei Nohl lässt sich mit „Trennung, Tod, Krise“ umschreiben. Nohl nutzte die biografischen Erfahrungen, bei seiner lebensphilosophischen Orientierung nahe liegend, reflexiv für die Explikation theoretischer Zusammenhänge. Zusammenhänge dieses Lebensthemas finden ihren Niederschlag in den Äußerungen über Vertrauen und Selbstvertrauen im „pädagogischen Bezug“, oder über den Thymos in der Anthropologie (dort ist die Kraft zur Überwindung von Krisen angesiedelt) bis hin zur Ästhetik (Musik etwa erscheint als Katharsis, die wegen des Charakters des Hörens – vor der Zeit von Plattenspieler und Walkman – in die Gemeinschaft führt).

4. Abschließende Thesen

1. Bei Herman Nohl ist insgesamt eine enge Verflechtung zwischen Theorie, Biografie und eigener Praxis erkennbar. Theoretische Überlegungen haben ebenso Auswirkungen auf die eigene Praxis wie biografische Erfahrungen auf die Theoriebildung.
2. Eine „plurale Perspektivität“, die die Wechselwirkungen zwischen Theorie, Biografie und Praxis aufspürt, erscheint daher notwendig, um das theoretische Wissen angemessen zu rekonstruieren.
3. Der biografische Kontext verweist auf Theoriezusammenhänge, die ohne ihn unsichtbar blieben.
4. Systematische theoretische Zusammenhänge sollten zunächst mit und anschließend ohne biografischen Kontext gelesen werden. Theoretisches Wissen und Akteurswissen (vgl. Tenorth 1997), das sich aus der Biografie speist, sind bei Nohl ineinander verwoben. Für eine systematische Rekonstruktion der Theorie bedarf es darum auch der Differenzierung zwischen Theorie und Biografie, damit biografische Aussagen nicht umstandslos der Seite theoretischen Wissens zugerechnet werden.

Literatur

Unveröffentlichtes Quellenmaterial

- Cod. Ms. Nohl 873:3: Korrespondenz Nohl und Anna Rinneberg; Typoskript.
Cod. Ms. Döring 7: Döring an Nohl, Beilagen: verschiedene Beilagen.
Cod. Ms. Nohl 231: Hoffmann an Nohl, Beilagen: Nohl an Vater Hoffmann, Vater Hoffmann an Nohl u.a.
Cod. Ms. Nohl 245: Joerden an Nohl, Beilagen: Elisabeth Joerden an Nohl, Nohl an Elisabeth Joerden u.a.
Cod. Ms. Nohl 645: Nohl an Hoffmann.
Cod. Ms. Nohl 872c: Verschiedene Berichte über das Seminarleben im pädagogischen Institut 1920-1930.

Veröffentlichtes Quellenmaterial

- Blochmann, E. (1969): Herman Nohl. 1879-1960. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Flitner, W. (1986): Erinnerungen 1889-1945. Gesammelte Schriften Bd. 11. Paderborn: Schöningh.
- Nohl, H. (²1930): Pädagogische Aufsätze. Langensalza: Beltz.
- Nohl, H. (1940) (Hrsg.): Herman Nohl (1850-1929) und die Geschichte seiner Familie. Erinnerungen für seine Enkel. Als Manuskript gedruckt. [S.1]:[s.n.].
- Nohl, H. (1935): Die ästhetische Wirklichkeit. Eine Einführung. Frankfurt a.M.: Schulte-Bulmke.
- Nohl, H. (1939): Bertha Nohl und ihre Eltern Johann und Josephine Oser. Erinnerungen für ihre Kinder. Als Manuskript gedruckt. [S.1]:[s.n.].
- Nohl, H. (1938/⁷1970): Charakter und Schicksal. Eine pädagogische Menschenkunde. Frankfurt a.M.: Schulte-Bulmke.
- Nohl, H. (1988): Die pädagogische Bewegung in Deutschland und ihre Theorie. Unveränd. Nachdruck der 2. Aufl. von 1935. Frankfurt a.M.: Schulte-Bulmke.
- Nohl, H. (1953): A. Rinneberg und Ihr Neffe. In: „Die Sammlung“ 8, S. 260-262.
- Siegel, E. (1981): Dafür und dagegen. Ein Leben für die Sozialpädagogik. Stuttgart: Radius.

Sekundärliteratur

- Baacke, D./Schulze, Th. (1979) (Hrsg.): Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens. München: Juventa (Neuausgabe Weinheim 1993).
- Cloer, E. (1999): Pädagogisches Wissen in biographischen Ansätzen der Historischen Sozialisations- und Bildungsforschung. In: Krüger, H.-H./Marotzki, W. (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen: Leske + Budrich, S. 165-190.
- Dahms, H.-J. (1987): Einleitung. In: Becker, H./Dahms, H.-J./Wegeler, C. (Hrsg.): Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus. München: KG.Saur Verlag, S. 15-60.
- Herrmann, U. (1991): „Innenansichten“. Erinnerter Lebensgeschichte und geschichtliche Lebenserinnerung, oder: Pädagogische Reflexionen und ihr „Sitz im Leben“. In: Berg, Ch. (Hrsg.): Kinderwelten. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 41-67.
- Klika, D. (2000): „Herman Nohl. Sein ‚Pädagogischer Bezug‘ in Theorie, Biographie und Handlungspraxis“ in der Reihe „Beiträge zur Historischen Bildungsforschung“ Bd. 25, begründet von R.W. Keck. Köln: Böhlau.
- Klika, D. (2000a): Bildung zwischen Vorbild und Spiegelbild: Über Beziehungen zwischen den Generationen: Anna Rinneberg und Herman Nohl. In: Die Deutsche Schule 92, S. 493-504.
- Klika, D. (2001): „Wir sind die Positiven“. Die Stunde Nohl – Herman Nohl und die Göttinger Pädagogik 1945. In: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung 7, S. 239-260.
- Krüger, H.-H./Marotzki, W. (1999) (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen: Leske + Budrich.
- Loch, W. (1979): Lebenslauf und Erziehung. Essen: Neue Deutsche Schule Verlagsgesellschaft.
- Mollenhauer, K. (1997): Methoden erziehungswissenschaftlicher Bildinterpretation. In: Frieberthäuser, B./Prenzel, A. (Hrsg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim: Juventa, S. 247-264.
- Oelkers, J. (1997): Pädagogik in der Krise der Moderne. In: Harney, K./Krüger, H.-H. (Hrsg.): Einführung in die Geschichte der Erziehungswissenschaft und der Erziehungswirklichkeit. Opladen: Leske + Budrich, S. 39-92.
- Oelkers, J./Tenorth, H.-E. (1991): Pädagogisches Wissen als Orientierung und als Problem. In: Dies. (Hrsg.): Pädagogisches Wissen. 27. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik. Weinheim: Beltz, S. 13-38.

- Pädagogik im Schullandheim (1975). Handbuch hrsg. v. Verband Deutscher Schullandheime e.V. Regensburg: Verlag.
- Rang, A. (1989): Zum Bildungskonzept der Reformpädagogik. In: Hansmann, O./Marotzki, W. (Hrsg.): Diskurs Bildungstheorie II: Problemgeschichtliche Orientierungen. Weinheim: Deutscher Studien Verlag, S. 273-304.
- Roth, H.-J. (1997): Wider den Biographismus. Eine polemische Attacke. In: Bittner, G./Fröhlich, V. (Hrsg.): Lebens-Geschichten. Über das Autobiographische im pädagogischen Denken. Zug: Die Graue Edition, S. 239-268.
- Schulze, Th. (1999): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Anfänge – Fortschritte – Ausblicke. In: Krüger, H.-H./Marotzki, W. (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen: Leske + Budrich, S. 33-68.
- Tenorth H.-E. (1994): „Reformpädagogik“. Erneuter Versuch, ein erstaunliches Phänomen zu verstehen. In: Zeitschrift für Pädagogik 40, S. 585-606.
- Tenorth, H.-E. (1997): Geschichte der Erziehungswissenschaft in Deutschland – Skizze ihrer von 1900 bis zur Vereinigung 1990. In: Harney, K./Krüger, H.-H. (Hrsg.): Einführung in die Geschichte der Erziehungswissenschaft und der Erziehungswirklichkeit. Opladen: Leske + Budrich, S. 111-154.

Anschrift der Autorin:

Prof. Dr. Dorle Klika, Universität Siegen, Erziehungswissenschaft/Allgemeine Pädagogik, Adolf-Reichwein-Str. 2, 57068 Siegen, E-Mail: klika@erz-wiss.uni-siegen.de.

Ulrich Wiegmann

Selbstbiografien ranghöchster DDR-pädagogischer Wissenschaftler im Vergleich: Karl-Heinz Günther¹ und Gerhart Neuner²

1. Vorbemerkungen

Meine Vorbemerkungen beziehen sich zunächst auf mein Verhältnis zu den Erzeugern der Egodokumente (1). Anschließend werde ich mein Erkenntnisinteresse eingrenzen (2). Zu (1): Die Autoren der hier zum Vergleich anstehenden Texte sind mir nicht erst durch deren Autobiografie bekannt. Die Folgen werde ich sogleich zu bedenken versuchen. Zunächst aber scheint es wichtig, diesen Bekanntschaftsgrad näher zu charakterisieren.

Sowohl Karl-Heinz Günther als auch Gerhart Neuner bin ich zum ersten Mal 1980 begegnet. Sie waren bis zur Implosion der DDR meine ranghöchsten beruflichen Vorgesetzten. Damals habe ich mit einer dreijährigen Aspirantur in der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften (APW) der DDR meine bildungsgeschichtliche Laufbahn begonnen. Gerhart Neuner lernte ich in seinen Lehrveranstaltungen im Rahmen der Aspirantur kennen. Gesehen habe ich ihn darüber hinaus mitunter in seiner Rolle als Präsident der APW – wenn auch weit entrückt – zu offiziellen Anlässen in der Akademie oder – nicht minder aus der Distanz – anlässlich eher zufälliger Begegnungen. Im Trübel des Untergangs der DDR habe ich ihn wohl zuletzt am 18. Oktober 1989 erlebt. Auf dieses Datum besinne ich mich deshalb gut, weil er damals vor aller Augen enteilt, um die Absetzung Erich Honeckers mit zu beschließen. Nach dem Ende der DDR hat es kollegiale Gespräche gegeben.

Karl-Heinz Günther ist mir zunächst näher gewesen. Dafür bin ich ihm späterhin nicht mehr begegnet. Auch ihn habe ich im Rahmen der Aspirantur, und zwar durch seine Vorlesung zur Geschichte der Erziehung, kennen gelernt. Weitergehende Beziehungen entwickelten sich im folgenden Jahrzehnt. Karl-Heinz Günther hat meine DDR-pädagogischen Kenntnisse und mein bildungsgeschichtliches Wissen geprüft, vor allem aber meine Dissertation, später sowie meine Habilitation mit betreut und begutachtet. Es entwickelte sich in dieser Zeit gleichwohl keine sonderliche Nähe. Abstand blieb gewahrt. Jedoch ergab sich auch kein irgendwie gestörtes Verhältnis. Nach seinem Rücktritt als Vizepräsident der APW war Karl-Heinz Günther während der letzten Monate seines Berufslebens formal und völlig unbehelligt Mitarbeiter in der von mir ohnehin nur wenige Wochen geleiteten Arbeitsstelle für deutsche Erziehungs- und Schulge-

1 Günther, Karl-Heinz (1998): Rückblick nach Tagebuchnotizen aus den Jahren 1938 bis 1990. Berlin-Buchholz: Manuskriptdruck.

2 Neuner, Gerhart (1996): Zwischen Wissenschaft und Politik. Ein Rückblick aus lebensgeschichtlicher Perspektive. Frankfurt a.M. Böhlau.

schichte. Nachdem die Akademie mit Wirkung vom 31. Dezember 1991 abgewickelt worden war, hat es kein persönliches Zusammentreffen mehr gegeben.

Die Wirkungen dieser früheren Bekanntschaft mit den Autoren auf meine Beschäftigung mit ihren Selbstzeugnissen sind weniger schwerwiegend als angenommen werden könnte. Als nachteilig oder belastend empfunden habe ich sie für die Analyse und den Vergleich jedenfalls nicht. Bedeutungslos sind sie freilich auch nicht geblieben. Manche der Aussagen, wenn auch nur wenige, kann ich mit eigener Wahrnehmung konfrontieren. Das ließ sich nicht vermeiden. Zumindest aber ist mir erspart geblieben, was ja bekanntlich nicht selten geschieht, mich etwa am Ende der jeweiligen Autobiografie oder sonst irgendwo mit einem Konterfei des Autors konfrontiert zu sehen, das dem Bild, das sich mir beim Lesen aufgedrängt hat, so gar nicht entspricht. Stattdessen begegnete ich den Autoren in ihren Texten gewissermaßen stets auch in der von mir erinnerten, geschichtlichen, leibhaftigen Gestalt.

Für ausschlaggebend halte ich, dass die erforderliche kritische Distanz zu beiden Texten nicht etwa nur möglich gewesen, sondern auch nicht schwer gefallen ist. Zwar ist es wohl nicht abwegig zu vermuten, dass Kritik ausgerechnet an diesen, nichts weniger als die eigene Lebensgeschichte thematisierenden (Schulze 1993, S. 133), damit hochgradig persönlichen Geschichten, wie auch immer sie ausfällt, auf die Autoren verletzend wirken kann. Doch wenn ich der Auffassung folge, dass die Autobiografie „in dem, was sie sagt, wie in dem, was sie verschweigt, lediglich die deutlichste Spiegelung der letzten Einstellung des Menschen zu seiner Umgebung, zu seiner Zeit, zu den herrschenden Gedanken und Umständen (ist)“ (Marholz 1919, S. 8), überdies die besonderen Lebensumstände die Darstellung natürlich färben oder – anders gesagt – eher die gegenwärtige Situation des Autors enthüllt als Vergangenheit entschleiern (Pascal 1965, S. 23), und allemal, wie Roy Pascal betont, „im Kern einer jeden Autobiografie „eine Zone der Dunkelheit“ (ebd., S. 216) ist, dann betrifft Kritik die Persönlichkeit, das Wesen des Autors, seine personale Identität und Integrität sehr viel weniger, als es scheinen mag. Dies umso mehr, als weithin Konsens darüber existiert, dass in der Selbstbiografie nicht etwa der bisherige Lebensverlauf rekonstruiert, sondern Leben in dem rückblickenden Bericht Gestalt erst gewinnt (Lejeune 1989, S. 215). Ich teile zudem die Vermutung, dass „man [...] sich nicht zu schildern (vermag), wie man wirklich ist, sondern nur, wie man sich sieht“ (Gruhle 1923, S. 164). Die Kritik an der Autobiografie – zumal von Wissenschaftlern – ist somit nicht viel Anderes – wenn überhaupt – als Kritik an deren sonstigen (wissenschaftlichen) Schriften, die sich zu ertragen gebietet.

Zu (2): Mein Versuch, beide Autobiografien zu vergleichen, konzentriert sich auf den Umfang der Autobiografie, die Quellen, auf die sie sich stützten, die Zeiträume, in denen die Autoren ihr Leben (re-)konstruierten, die jeweilige Mission der Selbstdarstellung, der Umgang mit Personen, die ihr Leben begleiteten.

Ein Zwischenfazit soll durch die Gegenüberstellung des jeweils textlich in Szene gesetzten politischen und wissenschaftlichen Selbstverständnisses erreicht werden. Damit ist eine erste Vergleichsebene erschöpft. Die vorläufige Bilanz ermöglicht eine Antwort auf die Frage, wer uns die Autoren sein wollen. Dieser – so Lothar Steinbach – autobiografisch herausgewirtschaftete Rechtfertigungsvorsprung vor eventuellen „peinlichen

Nachfragen“ Nachgeborener (Steinbach 1995, S. 100) sei den Autoren, wenn er denn tatsächlich beabsichtigt war, gegönnt, allerdings nicht in unserem Kontext.

In dem abschließenden Abschnitt soll daher versucht werden, diese erste Ebene zu übersteigen. Die angezielte hinter- oder untergründige zweite Ebene hat mit der in der Autobiografieforschung immer wieder einmal herausgestellten These zu tun, dass jedes „Individuum [...] sich die Vergangenheit (schafft), die es verkraften kann“ (ebd., S. 91). Trotzdem wird die Selbstbiografie als hilfreich angesehen, diese zweite Ebene zu erreichen. Diese Erwartung knüpft sich an die Erfahrung, dass „man [...] aus erzählten Texten – wenn auch nicht immer an der Oberfläche des vom Erzähler gemeinten Sinns – etwas Gültiges ablesen (kann), weil sie in sich [...] doch abbilden, was ‚tatsächlich‘ getan wurde.“ (Baacke 1993, S. 69) Überdies ist hinreichend belegt, dass es schwierig ist, „sich selbst konsequent und dauernd falsch darzustellen. Der äußere Verlauf eines Lebens entspricht dem Charakter auf höchst subtile Weise“ (Pascal 1965, S. 222). Die Hoffnung, diese zweite Vergleichsebene erklimmen zu können, gründet sich folglich auf die Vermutung, dass der vielleicht sogar wertvollste Beitrag der Selbstbiografie „oft die ungewollte Selbstenthüllung des Autors ist“ (ebd., S. 209).

Während mithin im ersten Teil die Identitätskomposition im Mittelpunkt steht, werden im zweiten Teil deren immanente Dissonanzen als nicht beabsichtigte Selbstdarstellung der Autoren gelesen.³ Welchen Wert beide Autobiografien darüber hinaus haben mögen, wird von mir nicht weiter bedacht.

2. Erste Ebene: Komposition

2.1 Umfang

Karl Heinz Günthers Autobiografie liegt mir in zwei Fassungen vor. Ich wähle zur Analyse die erste, gebundene, die nicht veröffentlichte. Die nächste, gekürzte Fassung (Günther 2002) ist von Gert Geißler zur Drucklegung bearbeitet worden. Damit hat sie zwangsläufig an Authentizität eingebüßt. Wenn es richtig ist, dass „die subtile Durchdringung der Vergangenheit durch die Gegenwart [...] auch [...] den Stil“ der Autobiografie (beeinflusst)“ (Pascal 1965, S. 26), dann müsste Geißlers Gegenwart auch Günthers Vergangenheit – in welchem Maße auch immer – durchdrungen bzw. beeinflusst haben. Karl-Heinz Günther nennt Geißlers Beitrag „Hilfe und Rat“ (Günther 1998, S. 987).

Der Umfang der ersten Fassung beträgt voluminöse 1.007 Seiten (etwa 2.400.000 Zeichen). Die von Geißler zur Drucklegung bearbeitete Fassung hat immerhin noch 825 Seiten (rund 1.800.000 Zeichen). Gerhart Neuners Selbstbiografie umfasst einschließlich Anlagen 373 Seiten, ohne diese 355 Seiten (ca. 720.000 Zeichen). Günthers Autobiografie ist mithin in der Langfassung fast dreieinhalb mal (in der gekürzten Fassung noch rund zweieinhalb mal) so umfangreich wie Neuners Text.

3 Es böte sich allerdings auch ein anderer Referenzrahmen an, etwa der Begriff des Intellektuellen oder zumindest der der sozialistischen Intelligenz (vgl. Mittenzwei 2001, S. 9-19).

2.2 *Materiale Quellen*

Günther hat bereits seit seinem 10. Lebensjahr (S. 1) Tagebuch geführt. Ferner haben ihm sorgfältig aufbewahrte Schulhefte und Notizbücher geholfen, sich der eigenen Vergangenheit zu bemächtigen. Er hatte sich nach eigenem Bekunden lange darauf vorbereitet, anhand solcher „Datengerüste“ und „Gedächtnisstützen“ (ebd.) die eigene Biografie zu schreiben. Ohne den Zusammenbruch der DDR und die danach erlebte Entwertung der eigenen Lebensleistung, hätte aller Erfahrung nach das eigene Leben freilich einen ganz anderen Sinn erhalten (Baacke 1993, S. 66). Außerdem wissen wir nicht, wie viel großzügiger er mit den eigenen Tagebuchaufzeichnungen verfahren ist, als es ein Biograf je gewagt hätte (Pascal 1965, S. 14).

Neuner hingegen hatte kein eigenes Tagebuch zur Hand. Er benutzte eher zufällig überliefertes Material: „Kalender, Notizbücher, Manuskripte, Gutachten, Arbeitspapiere“ (S. 1). Außerdem zog er Archivalien heran, um die eigene Erinnerung dingfest zu machen.

Der Unterschied in den Quellen macht – sofern die Tagebuchaufzeichnungen von Günther zumindest seit geraumer Zeit als Grundlage für die Autobiografie gedacht waren – einen nicht unerheblichen Unterschied aus, insbesondere in Hinsicht auf die Selbstwahrnehmung und nicht ohne Folgen für die Identitätskomposition. Eine gewisse Selbstgefälligkeit (ebd., S. 209) zu indizieren, drängt sich auf. Doch sollten solche Schlüsse zu diesem frühen Analysestadium rasch abgewehrt bleiben.

2.3 *Zeit der Selbstreflexion*

Aus den Texten ist nicht mit der letzten Sicherheit zu erfahren, wie viel Zeit die Autoren sich nahmen, ihrem bis dahin gelebten Leben textliche Gestalt zu verleihen, persönliche Entwicklung zu resümieren, mitteilenswerte Tatsachen auszuwählen, Akzente zu setzen, äußeres und inneres Leben zusammenklingen zu lassen, die eigene Geschichte zu strukturieren, adäquate Sätze zu bilden (ebd., S. 22, 217). Zweifelsfrei hat Günther sich mehr Zeit für die Niederschrift genommen, auch wenn er diskontinuierlich am Text gearbeitet haben mag. Von einem mehrjährigen Prozess der handschriftlichen Abfassung zeugt nicht nur der Umfang seiner Selbstbiografie. In seinem Text spricht er davon, schon 1989 mit dem Schreiben begonnen zu haben (S. 759). Die letzten Zeilen und Korrekturen entstanden 1997. An anderer Stelle erklärt er, rund sechs Jahre am Manuskript geschrieben zu haben (S. 984). Diese auf jeden Fall sehr lange Arbeitsphase hatte auch zur Folge, dass mitunter die Erinnerung an schon Erzähltes dem eigenen Gedächtnis verloren ging, daher auch manche Redundanz vom Autor unentdeckt blieb. Immerhin haben diese Wiederholungen den Vorteil, leicht nachweisen zu können, dass sich die Einstellung des Autors zu sich selbst und zu den Zeitumständen, unter denen er schrieb, während der Schreibphase grundsätzlich nicht verändert haben. Er selbst vertraute der Stabilität des eigenen Urteils. Zwar räumte er resümierend ein, manches inzwischen milder formulieren zu können, aber es durfte getrost auch „bleiben wie es ist“ (S. 984).

Neuner ist mit seiner Selbstbiografie ein wenig früher fertig gewesen, obgleich er nicht unerheblich später begonnen haben dürfte. Zwischen dem Ende seiner schon sehr zeitig begonnenen Karriere als ranghöchster pädagogischer Wissenschaftler der DDR und dem Versuch, ihr selbstkritisch Sinn zu verleihen, siedelt er eine Zeit an, in der er, wie er hervorhebt, sich mit der eigenen Vergangenheit auseinandergesetzt und sich den „Diskussionen auf öffentlichen Foren, auf Konferenzen und Kolloquien“ gestellt hat. Zudem habe er vor der Niederschrift seiner Autobiografie „viele gelesen und durchdacht“. All dies benötigte Zeit, die natürlich mit einigem Recht bereits dem „Prozeß der autobiografischen Produktion“ zugeschlagen werden darf (Schulze 1993, S. 128-133). Auch bis es dazu kam, dass ihn Kollegen aus dem Westen anregten, „politisch-wissenschaftliche Erinnerungen zu schreiben“ (S. 1), musste gewiss die Hochzeit deutsch-deutscher Irritation in den frühen 1990er Jahren erst einmal verstreichen.

2.4 Autobiografische Intention

Karl-Heinz Günther schrieb die eigene Biografie aus dem klassischen Grund, sein gelebtes Leben „noch einmal zu erleben“ (S. 1). Zudem knüpft er an sie die Hoffnung, für ein „bescheidenes Normalmaß“ (S. 985) an westdeutscher Akzeptanz eintreten zu können. Vieles spricht dafür, seine Autobiografie als Antwort auf die erlebte Arroganz altbundesdeutscher Kritiker zu verstehen.

Auch Neuner wünscht sich Respekt. Im Unterschied zu Günther aber limitiert er von vornherein seinen Gegenstand. Den eigenen lebensgeschichtlichen Rückblick siedelt er ausdrücklich zwischen Wissenschaft und Politik an und kanalisiert ihn damit. Am Ende erfährt der Leser, dass sein Buch vor allem „einen Beitrag zur Aufarbeitung des ‚DDR-Experiments‘“ (S. 293) leisten sollte. Daher leitet die eigene Lebensgeschichte immer wieder zur Gesellschaftsgeschichte der DDR (S. 3) über und immer weiter weg von der Selbstdarstellung und -besinnung. Am Ende verliert er sie fast ganz aus den Augen. So steht er denn schließlich da als ein Experte, der in der Bundesrepublik angekommen ist und der hofft, „noch einiges zuwege zu bringen“ (S. 293). Sein persönlicher Rückblick auf die DDR ist in eine – wie er es nennt „Horizontenerweiterung“ eingemündet, die er „weiterhin zu nutzen“ gedenkt (ebd.).

Ganz anders sieht Günther sein wissenschaftliches Dasein strikt für beendet an. Er gibt sich nicht im Geringsten der aus seiner Sicht allemal trügerischen Hoffnung hin, in der bundesdeutschen Wissenschaftslandschaft noch Fuß fassen zu können. Seiner ausdrücklichen Wahrnehmung nach befindet er sich statt dessen am Rande Berlins in dem von ihm gewählten „Buchholzer Exil“ (S. 898). Aus einem, wie er es nennt, „inneren Abstand“ (S. 289) zu gesellschaftlichen, insbesondere zu politischen, aber auch pädagogischen Entwicklungen in der DDR kommend, ist er in die äußere Emigration gewechselt. Dort will er – eigentlich – auch in Ruhe verharren, jedenfalls sofern man davon absieht, dass die Veröffentlichung seiner Autobiografie ihn oder zumindest seine Geschichte natürlich in die wissenschaftliche Öffentlichkeit zurückholt.

2.5 Lebensumstände

Als Karl-Heinz Günther im Herbst 1989 mit ansehen musste, wie gleich vis-à-vis der APW die Berliner Mauer fröhlich gestürmt, von Tausenden besetzt, auf der Suche nach Souvenirs durchlöchert und schließlich systematisch abgetragen wurde, war er 63 Jahre alt und ging seiner Emeritierung entgegen. Pünktlich zum Beitritt der Neuen Länder zur Bundesrepublik trat er stattdessen in den Vorruhestand ein. Täglich erlebte er in den letzten Monaten seines Arbeitslebens die Entwertung der eigenen Leistung. Nicht erst auf seiner ersten USA-Reise im September 1990 erfuhr er, wie es sich anfühlt, abgeschrieben zu sein. Seine „westliche ‚Wertschätzung‘“ sah er, der über Jahrzehnte sich von altbundesdeutschen Kollegen hofiert empfand, von ihnen „zu Gastvorlesungen, gemeinsamen Publikationen und Tagungen“ eingeladen worden war (S. 488) und sich dafür bei ihnen großzügig revanchierte (S. 850), mit einem Schlag „auf Null“ (S. 759) gesunken. Aus seiner Perspektive entpuppten sich die westdeutschen Kollegen in dieser Zeit als DDR-unkundige, hinterlistige, verlogene (S. 796) und arrogante Abwickler (S. 243). Obendrein beobachtete er, wie viele seiner ostdeutschen Kollegen sich dem „Sammelsurium der Wendehälse“ (S. 234) zugesellten. Den in der DDR fast schon vergessenen, wie Günther es nennt, „kapitalistischen Dreck“ hatte er wieder „am Halse“ (S. 202). Das DDR-Bildungssystem, zu dessen Entwicklung er nicht unmaßgeblich beigetragen hatte und das er als „eines der besten [...] Europas“ beurteilt, sieht er „historisch zurückversetzt“ (S. 198). Seine publizierten wissenschaftlichen Leistungen seien auf dem „Misthaufen der Wende“ (S. 549) gelandet und lagerten nun „auf den Müllhalden der deutschen Einheit“ (S. 576). Nicht einmal vor einem Vergleich zwischen nationalsozialistischer Arisierung und altbundesdeutscher Abwicklung der DDR (S. 733) scheut er im Zorn zurück. Er bekennt, dass er schreibt, um sich „gegen Demütigungen zu wehren“, freilich auch, „um sich zu beschäftigen“ (S. 759). Die DDR wünscht er sich nicht zurück, aber in der Bundesrepublik kommt er nicht an (S. 984). Aus dem öffentlichen Leben zieht er sich tief verletzt zurück (S. 985). Er verweigert sich schlicht „der bundesdeutschen Realität“ (S. 740). Sein Lebensrückblick ist Produkt seines Exils.

Gerhart Neuner wählte eine davon völlig verschiedene Perspektive. Er hat sich während des Zusammenbruchs der DDR und danach – wie er hervorhebt – nicht „verkrochen“ (S. 2). Obgleich er zum selben Zeitpunkt wie Karl-Heinz Günther in den Vorruhestand eintrat, drängte es ihn geradezu in die Öffentlichkeit. Und anstatt mit altbundesdeutschen Kollegen alte Rechnungen zu begleichen, zollt er ihnen Dank (S. 4). Er sieht sich als Insider (S. 148) und distanzierter Beobachter zugleich. Als er schreibend auf sein Leben zurückblickte, war er mittendrin im Prozess der deutsch-deutschen Vereinigung, pflegte während der Arbeit am Manuskript den Gedankenaustausch mit seinen altbundesdeutschen Ermutigern und wich dem Disput mit den Herausgebern nicht aus (S. 4). Er reiste als gefragter Experte der DDR-Bildungsgeschichte durch die alt- und neubundesdeutschen Lande, publizierte in renommierten Zeitschriften und gewichtigen Sammelbänden, referierte auf Expertentagungen. Seine Geschichte scheint er vorwiegend als Bestandteil der Beschäftigung mit der DDR-Vergangenheit aufzufassen, die Mitte der 1990er Jahre ihrem bildungsgeschichtlichen Höhepunkt zustrebte.

2.6 Personen

Es liegt auf der Hand, dass in ihren autobiografischen Geschichten die Autoren selbst am häufigsten vorkommen. Selbst wenn der Umfangsunterschied beider Darstellungen in Rechnung gestellt wird, hat Karl-Heinz Günther trotzdem nicht nur absolut, sondern auch relativ mehr über sich erzählt als Gerhart Neuner.⁴ Die bloße Zählung scheint somit im Falle der Autobiografie Neuners die bereits angedeutete Entwicklungstendenz von der Beschreibung des geschichtlich handelnden Ich zum reflektierenden, mehr und mehr berichtenden Insider und von dort aus zum sich schreibend von der eigenen Geschichte distanzierenden Subjekt zu bestätigen. Die augenfälligste Differenz aber ist, dass Günther von sich nicht nur als Ich handelt, sondern mitunter auch in der exklusiven Version ego⁵ – eine Form übrigens, die er offenbar auch für seine Tagebuchaufzeichnungen gewählt hat. Wahrscheinlich würden die wenigsten Absolventen des DDR-Einheitsschulsystems im Falle autobiografischer Proben darauf verfallen, sich als ego zu notieren. Gerade das aber scheint Günther wichtig gewesen zu sein.

In die Selbstdarstellung bezieht Günther insgesamt weitere 1161 Personen namentlich mit ein, Neuner hingegen nur 352. Hochgerechnet auf den größeren Textumfang, was indes nicht leicht plausibel zu machen wäre, aber statistisch wirkungsvoll scheint, ergäbe sich zwischen beiden Autobiografien nahezu völliger Gleichstand. Die meisten der Genannten werden hier wie da nur einmal erwähnt. Aber auch eine Hitliste der am meisten mithandelnden Personen lässt sich aufstellen.⁶

Günther gewährt in seiner Autobiografie Einblicke in seine Privatsphäre, wozu sich Neuner, abgesehen von Kindheitserinnerungen, nur ausnahmsweise hinreißen lässt. Günthers Ehefrau zählt daher mit immerhin 75 Nennungen⁷ zu den am häufigsten namentlich genannten Personen. Neuners Ehefrau hingegen spielt nur am äußersten Rande eine Rolle. Auf dem Felde der Forschung ist es F.A.W. Diesterweg, der bei Günther mit 86 Nennungen die Ehefrau des Autors absolut sogar noch übertrifft. Sein akademischer Lehrer, Hans Ahrbeck, ist rund 120 mal namentlich aufgeführt.

Ein gleichrangiger Favorit ist bei Neuner nicht auszumachen. Hans Herbert Becker, Neuners akademischer, am Ende der so genannten Revisionismusdebatte 1958 republikflüchtig gewordener Lehrer, wird mit 39 Nennungen namentlich am häufigsten er-

4 Günther hat das Pronomen „ich“ in der gekürzten, publizierten Fassung 3.674 mal benutzt, Neuner 1.374. Hochgerechnet ergibt sich die einigermaßen geringe Differenz von etwa 250 Nennungen.

5 Z.B. S. 691. Insgesamt ermittelt habe ich allein in der Kurzfassung 13 Nennungen. Nach Auskunft von Ursula Basikow, der Leiterin des Archivs der Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung, in dem Günthers Nachlass aufbewahrt wird, hat K.-H. Günther auch von ihm bearbeitete Vorgänge, die aktenkundig geworden sind, mit „ego“ signiert.

6 Wolfgang Eichler wies in der Diskussion mit Recht darauf hin, dass beide Geschichten überwiegend von Personen handeln, die in der Hierarchie der DDR-Gesellschaft höher oder auf der gleichen Ebene angesiedelt waren. Er schlussfolgerte eine nach wie vor beständige Verinnerlichung dieser Hierarchie.

7 Die Angaben wurden anhand der in digitalisierter Form vorliegenden gekürzten Fassung ermittelt.

wähnt. Mit 34 Nennungen folgt mit Werner Dorst Neuners Vorgänger als ranghöchster Pädagoge in der erziehungswissenschaftlichen Zentrale der DDR. Sodann reiht sich ausgerechnet mit Theodor Litt (15 Nennungen) jener in der Sowjetischen Besatzungszone kurzzeitig noch wirkende Repräsentant geisteswissenschaftlicher Pädagogik an, der jedoch schon 1946 als wichtigster Kontrahent für die von Robert Alt und Max Gustav Lange bevorzugte und sukzessive auch durchgesetzte, auf Marx zurückgeführte Pädagogikaffassung diente, und der ebenfalls, wenn auch ein Jahrzehnt vor Hans Herbert Becker, im Westen Fuß fasste. Robert Alt hingegen, der mit seinem Aufsatz „Zur gesellschaftlichen Begründung der neuen Schule“ (Alt 1975) immerhin das Paradigma herrschender und von Neuner repräsentierter Pädagogik in der DDR „gesellschaftlich“ begründet hatte, wird nur siebenmal namentlich aufgeführt, von Günther demgegenüber 44 mal. Karl Marx übrigens, obschon konkurrenzloser Stammvater aller so genannter Gesellschaftswissenschaften in der DDR, ergeht es tendenziell nicht viel anders. Günther nennt seinen Namen über 70 mal, Neuner nur etwas über 20 mal.

Mit Blick auf die politische Prominenz ergibt die Zählung auffällige Übereinstimmung. In beiden Autobiografien rangiert Walter Ulbricht, der für beide Karrieren in der Tat einige Bedeutung besaß, bei Neuner mit 80, bei Günther mit 116 Nennungen mit deutlichem Abstand auf Platz 1, jeweils gefolgt von Erich Honecker (bei Neuner ca. 40, bei Günther etwa 90 Nennungen). Gorbatschow ist übrigens ebenfalls relativ gleichrangig in dieser Liste platziert. Auch das kritische Urteil über dessen Anteil am Untergang der DDR und dem Zerfall der Sowjetunion teilen beide. Ulbricht ist in Neuners Selbstbiografie die überhaupt am häufigsten namentlich genannte Person.

Das ist bei Günther nicht der Fall. Mit weitem Abstand, rund 230 Nennungen, nimmt bei ihm Margot Honecker konkurrenzlos den ersten Platz ein.⁸ Mit etwa halb so vielen Nennungen rangiert Ulbricht hier – etwa gleichrangig mit Ahrbeck – auf Platz 2. Umgekehrt belegt Margot Honecker bei Neuner den 2. Platz. Mit nicht ganz 70 Nennungen fällt der Abstand zur Spitze aber bei ihm nicht allzu sehr ins Gewicht.

Weitaus eklatanter ist die Differenz zwischen beiden Autoren hinsichtlich gegenseitiger Erwähnungen. Gerhart Neuner gehört in der Autobiografie Günthers mit fast 60 Nennungen zu den am meisten präsenten Personen. Diesen Status erlangt Günther in Neuners Biografie mit lediglich drei Nennungen nicht annähernd. Bei Günther schien sich seit der Hallenser Zeit, in der er Neuner und Margot Honecker erstmals begegnete, ein geradezu magisch wirkendes autobiografisches, und zwar unregelmäßiges, aufrecht

8 Im Gegensatz zu dem von Geißler bearbeiteten Manuskript verwendet Günther in der Langfassung auffällig häufig das Kürzel M.H., und zwar in einer Weise, als bezeichneten diese Initialen etwas Unaussprechliches, zugleich Magisches, Anziehendes, mitunter auch Anrühiges. Mit Hilfe des Kürzels stellt Günther gleichsam eine vertrauliche Beziehung zum Leser her, die sich auf eine gemeinsame Insiderkenntnis gründet. In der zum Druck gelangten Fassung ist hingegen weit überwiegend ganz neutral von M. Honecker die Rede. An diesem Beispiel ist mithin leicht zu veranschaulichen, welchen Unterschied die Bearbeitung zwischen beiden Fassungen erzeugt. Mit der Ersetzung des Kürzels M.H. wird (wissenschaftliche) Distanz zum Gegenstand beansprucht und zugleich an diesen Stellen auf eine vertrauliche Zwiesprache mit dem Leser verzichtet.

gestelltes Dreieck zu formen, dessen Eckpunkte – von unten nach oben gesehen – er selbst, Gerhart Neuner und Margot Honecker bilden. Neuner indessen lokalisiert sich inmitten eines politischen Kraftfeldes, das er zwischen den Honeckers – ein von ihm gern benutzter Terminus – und Ulbricht entwirft.

Unzweifelhaft ist Günther gewillt, beiden über viele Jahre unmittelbar über ihm Thronenden gerecht zu werden. Indessen wirkt sein autobiografisches Verhältnis zu Neuner geradezu klassisch in der Weise, als ihm dieser die Begegnung mit sich selbst ziemlich zu erleichtern scheint. Mehr noch benötigt er ihn geradezu, die rücksichtslose Offenheit, mit der er die eigene, in welchem Maße auch immer limitierte Verantwortung für die DDR-Bildungsentwicklung erlebt und ebenso ruppig wie widerborstig bekennt, vor sich selbst zu rechtfertigen. Trotz aller ansonsten bemüht ausgewogener Berichterstattung tritt mit Neuner am Ende doch das eigene Gegenbild auf den Plan. Es fällt nicht sehr schwer zu glauben, dass er Neuner am liebsten dem zutiefst verachteten „Sammelsurium der Wendehälse“ zurechnen möchte – wie gesagt – trotz aller Balance, in der er die Darstellung ansonsten hält.

Hinsichtlich ihrer Beziehung zu Margot Honecker haben es beide Insider nicht leicht. Das öffentliche Urteil über die langjährige unbestrittene Herrscherin über das DDR-Volksbildungswesen und im Besonderen über die pädagogische Wissenschaft in der DDR ist be- und erdrückend zugleich. Neuner zeigt sich geneigt, dem öffentlichen Urteil nicht allzu schroff zu widersprechen. Er konzentriert sich auf seine Konflikte mit der – wie er sie mitunter abschätzig tituliert – Honeckerin. Günther hingegen setzt sich ab, bewahrt – trotz mancher, auch grundsätzlicher Missbilligung – die vertraute Nähe. Er bekennet sogar Hochachtung. Selbst Zuneigung verbirgt er nicht. Er weiß, was er sich dadurch aufbürdet, aber er erträgt die Last trotzig.

2.7 Selbstbilder

Mit dem Terminus innerer Abstand (S. 289) drückt Günther das an sich selbst beobachtete Maß der Gleichzeitigkeit von Nähe und Distanz zur DDR aus, und zwar in einer doppelten Weise. Zum einen dient die Wortschöpfung dazu, seinen Platz in der Hierarchie der DDR-Gesellschaft zu veranschaulichen. Während er zunächst alles Geschehen aus der Froschperspektive (S. 195), sodann von der Peripherie (S. 292) her beobachtet habe, machte er nach seinem Studium rasch Karriere. Aber nach ganz oben gelangte er nie. Stets blieb er Stellvertreter, ein Vize, stand allenfalls im zweiten Glied. Diese Tatsache nennt er „Stellvertreter-Leben“. Den Hintersinn des Begriffs führt er nicht aus. Stattdessen beschreibt er sein vergangenes Dasein als einen „Schwebezustand“ (S. 584), der ihm die Distanz des wissenschaftlichen Experten zur „Funktionärsschicht“ gestatte. Aus dem Blickwinkel dieser Funktionärskaste sah er sich als „unsicheren Kantonisten, der mehr von der Wissenschaft als von der Partei zu halten schien“, stets mit einem „Hauch des ‚Bourgeois‘“ behaftet (S. 398). Entsprechend wertet er seine Verantwortung in Hinsicht auf Verdienst und Versagen. An beiden Seiten der DDR-Medaille habe auch er modelliert (S. 410). Immer war er „mittendrin“ (S. 622), aber nie ganz obenauf.

Zum anderen veranschaulicht er mit dem gewählten Terminus das an sich selbst wahrgenommene und schließlich auch kritisch bedachte Verhältnis von Anpassung und Widerspruch, das er jedoch bislang nur fragmentarisch (vgl. S. 335) zu begreifen sich anmaßt. Ansonsten durchweg beanspruchtes kritisches Denken bis hin zu „Spott und Sarkasmus“ (S. 335) wurde, wie er schreibt, rasch „in einen engen Kreis“ verbannt (S. 206, 208.). Privates und öffentliches Leben hätten zunehmend auseinander geklafft (S. 206). Erst in den Achtzigerjahren habe er sich widersetzt, aber auch dann nicht widersprochen (S. 210).

„Das Signal, das der 17. Juni 1953 bedeutete“, habe er jedenfalls zeitgenössisch „nicht verstanden“ (S. 215). Auch später habe er nicht erkannt, dass „mit dieser Apparatewirtschaft von autoritärem Geltungsanspruch, mit der Kommandierung geistiger Prozesse, der Disziplinierung, Diffamierung, Etikettierung abweichender Meinungen der Weg zum Sozialismus verlassen“ wurde (S. 539). Zu lange habe er „gebraucht, um die Trennung von Sozialismus und Demokratie zu durchschauen“ (S. 208).

Distanz zu „Prinzipien, Ideen, Utopien“ der DDR und des Sozialismus gewann er indes nie (S. 514). Gern ließ er sich schon früher einen verrückten Idealisten nennen (ebd.). Als einen „romantischen Sozialisten“ versteht er sich (S. 399) bis heute. Schämen will er sich für die DDR keinesfalls. Warum auch? „Glückliche Jahre“ habe er erlebt: „Kein Obdachloser, kein Rauschgifttoter, kein brabbeliger Alkoholiker, keine ‚Sparkaufhalle‘, keine Diskriminierung, keine Prostitution, keine Waffen und keine Gewalt in der Schule, kein Ausländerhaß“ usf. (S. 631). „Die weitaus überwiegende Mehrheit der DDR-Bürger“ habe in „Ruhe und Frieden gelebt“, zwar oft unbefriedigt gebliebenen Bedürfnissen nachgejagt, aber in maßvollem Wohlstand und „sozial gesichert“ existiert (S. 825). Keiner seiner Kollegen ist etwa von der Stasi „verhört, verhaftet oder eingesperrt“ worden (ebd.).

Zur eingeräumten Anpassung an die Verhältnisse hätten ihn ebenso die Lebensumstände gezwungen, wie er dazu erzogen und daran gewöhnt worden war, sich einer „Allmächtigkeit und Unausweichlichkeit“ zu beugen. In die SED jedenfalls sei er, wie er hintersinnig, vielleicht aber auch nur mit der Freude am Wortspiel schreibt, eingetreten worden (S. 336). Manchmal habe er auch Angst gehabt (z.B. S. 615), mitunter litt er unter „hoffende(r) Feigheit“ (S. 780).

Als Bildungshistoriker jedoch sieht sich Karl-Heinz Günther keineswegs in der ansonsten gewohnten zweiten Reihe. Hier wirkt sein Resümee zwiespältig, zunächst aber unbescheiden. Schon früh hatte er beschlossen, Professor zu werden. Sein erstes Buch hat er 1955 veröffentlicht. Da war er noch keine 30 Jahre alt. Weitere 50 bis 80 Bücher seien gefolgt, „die Mehrzahl Editionen“. Gezählt habe er sie nicht (S. 219).

In einem Veröffentlichungsverzeichnis aus dem Jahre 1990 weist er allein für die vorausgegangenen vier Jahre 11 von ihm so genannte selbständige Schriften und 12 Zeitschriftenaufsätze nach. An den meisten der aufgeführten selbständigen Schriften war er allerdings bei näherem Hinsehen überwiegend als Herausgeber beteiligt. Gar selbständig (mit-)verfasst wurden von ihm die wenigsten (S. 736f.).

Seine gleichwohl und wie auch immer allein in quantitativer Hinsicht beeindruckende bildungsgeschichtliche Bilanz beschreibt er als das Resultat seines eifrigen Ehr-

geizes und eines „sozial ererbten Pflichtgefühls“, das ihn „zwölf bis vierzehn Stunden am Tag“ zu produzieren zwang (S. 481). Besonders in der zweiten Hälfte der 1960er-Jahre habe er „wie blödsinnig“ gearbeitet (S. 514). Es war ein Rennen und Hasten „ohne kritische Besinnung“ (S. 614). Auch „propagandistisches Zeug für den Tag“ (S. 514) entstand. Bei seiner zusammen mit Gottfried Uhlig zugegeben im damaligen „Zeitgeist“ verfassten Schulgeschichte der DDR habe er sich wie ein Nacherzähler und bekräftigender Interpret verhalten, der sich nur an die offiziellen Dokumente klammerte. Wenn es ein Märchenbuch geworden sein sollte, dann deshalb, weil „die Märchen [...] in den Dokumenten (stehen)“ (S. 680).

Günther gibt gern zu, dass er manche seiner Artikel so „nicht (hätte) schreiben dürfen“. Andererseits weist er sich in gleichem Atemzug überzeugt davon aus, dass „in der DDR günstige Bedingungen für die Wissenschaft bestanden“ hätten (S. 577) – obwohl er an anderer Stelle wiederum pädagogische Wissenschaft als von Margot Honecker dekretiert beklagt (S. 795). Noch weiter unten räumt er sogar grundsätzliche „Politikaffirmität“ ein, die in der APW nicht einmal „mürrisch“ als „Wegzoll“ entrichtet wurde (S. 625).

Seine von Amts wegen ausgefüllte politikberatende Rolle interpretiert er ganz und gar unkritisch, insofern er auch altbundesdeutsche Kollegen in einer solchen Funktion erlebte und weiß. Dass er im Dienste des DDR-Sozialismus auch Politikberatung betrieb, mag er ebenso wie sein stetes Engagement für die DDR im Ganzen (S. 738) noch lange nicht als Unrecht auffassen (S. 803).

Bei all dem scheint ihn zu besänftigen, dass die Geschichte der Erziehung sich „mehr und mehr von den anderen pädagogischen Disziplinen löste“ und „einen Hauch von Esoterik bekam“. Die von ihm maßgeblich geförderte und repräsentierte Disziplin sei zunehmend politisch uninteressant (S. 272) geworden. Das entlastet.

Gerhart Neuner wählt eine andere Metapher. Er sieht sich von Anfang an zwischen den Stühlen sitzen. Zuerst treibt ihn sein deutsch-tschechisches Aufwachsen in Böhmen in den Zwiespalt. In den Fünfzigerjahren erlebt er sich zwischen den Fronten der pädagogischen Diskussion. Später wird er systematisch zwischen Politik und Wissenschaft hin- und hergerissen.

Wenn es kritisch wird, gewinnt die Darstellung mitunter kollektivbiografische Züge (S. 68). Sein eigener heimlicher oppositioneller Geist aber hielt sich an Gorkis Vision. Er wirkte „im Stillen, im Verborgenen“, darauf wartend, dass „eine Zeit kommen (wird), wo man [...] sich [...] wieder hervorwagen dürfe“ (S. 77). Die politische „Tauwetter-Atmosphäre“ (S. 86) mit „stürmischen Versammlungen“ nach Stalins Tod erfährt er als eine solche Befreiung. Weitere meteorologische Begriffe bieten überzeugende Bilder. In die „Wendungen deutscher Geschichte“ sieht er sich „hineingewirbelt“ (S. 99). Sein pädagogisches Credo, das „Selbsttätigkeit“ nicht „ohne jede Führung“ (ebd.) verhiess, drängte ans Licht. Doch gegen Ende der Fünfzigerjahre verlor er seine Unschuld (S. 119). Seine Naivität blieb auf der Wegstrecke zur Spitze der erziehungswissenschaftlichen Elite in der DDR. Seinem kommunistischen Helm wurden als Folge parteipolitischer Disziplinierung die obligatorischen Beulen zugefügt (S. 102). Er hatte seine „Feuertaufe“ erhalten (ebd.). Fortan wusste er, dass er niemandem vollkommen vertrauen

durfte. Wissenschaftspolitisch versuchte er sich – ausgerechnet getreu einem Bismarck-Motto – in der Kunst des Möglichen und spielte auf Zeit. Zudem hatte er gelernt, dass im Interesse der „große(n) Sache“ „der einzelne zurückstecken“ müsste (S. 59). Auf jeden Fall dürfte ja die Welt „nicht so bleiben, wie sie ist“ (ebd.) oder war.

Freilich muss Neuner zugeben, auf seinem Weg in verhängnisvoller Weise auch von einem zunehmenden Realitäts- und Theorieverlust befallen gewesen zu sein. Doch schwerer wog für ihn, dass man ihn und mit ihm die pädagogische Wissenschaft an die Kette der Volksbildungsadministration gelegt hatte (S. 134). Damit einhergegangen war ein Anpassungsprozess, der die „politisch-ideologischen“ Wendungen nachvollzog, etwa hinsichtlich der patriotischen Erziehung (S. 200 f) oder – mit noch mehr versteckter Gegenwehr – im Falle des von Margot Honecker ausgegebenen kommunistischen Erziehungsziels (S. 178, auch 248).

3. Zweite Ebene: Dissonanzen

Karl-Heinz Günther stellt sich vor als ein DDR-Mann von Welt. Er hat fast alles gesehen auf dieser Erde: die schwarz-blaue Nacht über dem Nordpol, das tiefblaue Mittelmeer um Sardinien, die nackte, felsige Kahlheit Alaskas, die blau-grün-weiße Lichtigkeit des Meeres bei den Bahamas, die Bräune nordchinesischer Landschaft, die Unendlichkeit Sibiriens, die Küste Labradors, die kräuselnden Wellen des Michigan, die Berge der Alpen und der Pyrenäen (S. 366). Er war in Kuba, Nordkorea, den USA, Ägypten, Indien (S. 549 u. 706), Japan und in vielen weiteren Ländern (S. 718). Die hermetisch von innen gesicherte DDR zu dienstlichen und privaten Anlässen häufig verlassen zu dürfen, erscheint als Lohn für seine außergewöhnlichen wissenschaftlichen Leistungen. Freilich wusste er nur zu gut, dass von Staats wegen Vorrechte eingeräumt wurden, um die Nutznießer zu korrumpieren (S. 931). Mit seinem unverhohlenen Stolz, die Welt gesehen zu haben, brüskiert er ganze Generationen von DDR-Bürgern. Hätte es dieses Privileg nicht gegeben, dann wäre vermutlich nicht nur ihm die Identifikation mit der DDR sehr erleichtert worden.

Sein Reiseprivileg ebenso wie zahlreiche weitere Vorzugsrechte genoss er sichtlich: Zu Mittag pflegte er in einer Betriebskantine für Nomenklaturkader zu speisen, wo stets auch ein Tisch für Frau Honecker reserviert blieb. Es gab „deutsches Essen“, keinen „Hummer, Sekt und Lachs“ (S. 426). Seine Kinder erblickten im Schatten des egalitären Scheins der DDR in einer Privatklinik das Licht der realsozialistischen Welt (S. 264, 483, 511). Später besuchten sie zusammen mit dem Nachwuchs anderer DDR-Prominenter die Carl-von-Ossietzky-Schule in Berlin-Pankow.

Vorzüglich schwelgt er in dem Sonderrecht, Prominenten aus Politik, Wissenschaft und Kultur zahlreich begegnet zu sein. Das fing schon sehr früh an. Als Siebenjähriger saß er bei Hermann Göring auf den Knien (S. 87). Zur eigenen Prominentenzeit war der SED-Spitzenpolitiker Werner Eberlein zeitweilig sein Grundstücksnachbar (S. 264 f.). Walter Ulbricht hat er auf dem gut bewachten Liepnitz-See rudern sehen dürfen (S. 262), bevor er ihm Jahre später sogar gegenübergesessen hatte. Das war 1970. Gün-

ther bekennt, „beeindruckt von der direkten Begegnung mit dem ersten Mann des Staates“ (S. 609) gewesen zu sein. Am Ende der Ulbricht-Ära hat er jedoch den im Allgemeinen unbeliebten Sachsen „mit unrühmlicher Disziplin“ gegenüber dem neuen Machthaber Honecker eigens brüskiert (S. 640). Das war nur ein Jahr später.

Auf internationalen Konferenzen lernte er die damals größten der großen Erziehungswissenschaftler kennen (S. 284, 654). Auch weltberühmte Sportler traf er. So geriet er sogar mit Emil Zatopek zufällig in ein Gespräch (S. 369). Der hoch geschätzten DDR-Künstlerelite begegnete er unter anderem anlässlich gemeinsamer Kur- oder Sanatoriumsaufenthalte (z.B. S. 396, 397) oder bei dienstlichen Gelegenheiten (z.B. S. 678). Auf der Bühne bewunderte er sie allemal (z.B. S. 783).

Karl-Heinz-Günther war zeitweilig Mitglied einer Expertenkommission, die sich um die Verständigung zwischen SPD und SED bemühte (S. 869 ff.). Auch in diesem Zusammenhang lernte er ost- und westdeutsche Parteiprominente kennen. Einem DDR-weit bekannten Journalisten kaufte er das Auto – einen Wartburg – ab (S. 483).

Am allerdestruktivsten für sein Selbstbild aber wirkt die Schilderung der Sylvesterfeier 1962. Inmitten zahlreicher „Künstler von Format“ saß er – der vielen völlig unbekannte, aber irgendwie auch privilegierte Bildungshistoriker – und notierte auf dem Etikett einer Weinflasche die Namen der durch ihn identifizierten zahlreichen prominenten Gäste (S. 423 f.). Auch die Sylvester-Preisliste für den Sekt hat er sorgfältig aufbewahrt (ebd.) – eine Angewohnheit, von der er auch späterhin nicht lassen mochte (z.B. S. 805). Bei einem Urlaubsaufenthalt an der Ostsee erspähte er sogar Stefan Heym (S. 519).

Daneben fällt auf, dass in Günthers Geschichte mehr als nötig von Menschen die Rede ist, deren Bedeutung er anhand eleganter Maßanzüge abzuschätzen suchte. Von seinen Reisen brachte er überdies gern Wertsachen mit. Auch das für DDR-Verhältnisse nicht gerade unbedeutende Preisgeld für den erhaltenen Nationalpreis verwendete er, um ein kostbares Speiseservice aus Meißener Porzellan von bleibendem Wert zu erwerben (S. 700). Prominente in- und ausländische Besucher in seinem Heim bat er, sich in ein privates Gästebuch einzuschreiben (S. 865).

All diese destruierenden Splitter ließen sich nicht vermeiden. Offenbar fühlte sich Karl-Heinz Günther nicht recht wohl in seiner Haut. So fällt auf, dass er sich gern klein und unbedeutend schildert. Beispielsweise wählte er sich als Akademiemitglied „unter den Koryphäen der DDR-Wissenschaft deplaziert“ (S. 725). Zwar habe er „nicht unter Minderwertigkeitsgefühlen“ gelitten, aber auf einer gedachten internationalen Skala siedelt er seine bildungsgeschichtlichen Leistungen „unten oder gar nicht“ an (S. 866). Die Unmengen eigener bildungsgeschichtlicher Veröffentlichungen schätzt er gering (S. 219).⁹ Auch im Kreise des „Professorenkollegiums“, das für ein Hörerpublikum im Berliner Rundfunk in populärwissenschaftlicher Absicht tagte, empfand er den persönlichen und wissenschaftsdisziplinären Abstand zu den übrigen berühmten Repräsentanten ihrer jeweiligen Wissenschaft (S. 476).

9 „Ob sie unnütz waren, wird man später feststellen. Zu ihrer Zeit waren sie es. Da sie kaum gekauft und gelesen worden sind, haben sie weder Nutzen noch Schaden gestiftet“.

Günther wählt eine Darstellungsform, in der er sich in scheinbarer Demut vor den (verehrten) Prominenten zeigt. Dabei drängt sich allerdings der Eindruck auf, dass er die vielen Prominenten benötigt, um sich vor dem Lesepublikum wieder aufzurichten und um die eigene Vergangenheit zu dekorieren (vgl. auch Henningsen 1981, S. 39). Sein Bekenntnis, es sei ihm nie der Gedanke gekommen, sich von seiner ganz und gar unspektakulären, kleinbürgerlichen Herkunft zu distanzieren (S. 12), wird manchen Leser rasch zu einer Antithese verleiten.

Die Dissonanzen in der geschichtlichen Komposition sind ansehnlich. Wie zum Trotz verzerrt Günther zusätzlich das eigene Werk. Besonders befremdlich am Format des renommierten Bildungshistorikers mit weltmännischer Gewandtheit, des Kulturliebhabers, des vielleicht letzten Bildungsbürgers der DDR mit erziehungswissenschaftlichem Sachverstand wirken die vulgären Verbalattacken.¹⁰ Manche seiner Leidensgenossen haben das furchtbare Erleben sowjetischer Kriegsgefangenschaft nicht minder drastisch zu schildern gewusst, ohne sich semantisch zu verirren.

Ist er romantisch? Warum nicht. Sozialist? Mit Blick auf die Menge unterhalb der Elite vielleicht. Dass sich die Geschichte dermaßen gegen die Darstellungsabsicht sperrt, ist immerhin der Analyse sehr dienlich.

Die Dissonanzen in Neuners Selbstdarstellung sind subtiler. Der Versuch gar, seine Identitätskonstruktion zu entschleiern, wäre auf schwere historiographische Geschütze angewiesen, etwa die gekonnte gesellschafts- und bildungsgeschichtliche Kontextualisierung, ein Heer von Zeitzeugen oder die systematische Durchsicht des gewaltigen Archivaufkommens, das in der Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung (BBF) sowie im Aktenbestand des ehemaligen Ministeriums für Volksbildung in der DDR-Abteilung des Bundesarchivs in Berlin lagert, wahrscheinlich all dieses. Das soll hier nicht geschehen. Der vorliegende Text muss genügen.

Damit die eigene, auch eingestandene Mitverantwortung erträglich bleibt, scheint der häufig verwandte Begriff „innerer (Macht-) Zirkel“ (S. 105, 116, 144, 187, 255, 279, 303) bzw. „allerengster Zirkel“ (S. 185) besonders wichtig. Er gestattet, den Kreis der letzten Endes Verantwortlichen auf wenige Personen zuzuspitzen und sich selbst, obgleich er es zum ranghöchsten Erziehungswissenschaftler und in der Parteihierarchie bis zur Mitgliedschaft im Zentralkomitee der SED gebracht hatte, die Chance zu geben, von dem Treiben der Allermächtigsten der Mächtigen in der DDR Abstand zu halten oder zu gewinnen. Das dabei erreichte kritische Maß nachzuweisen und zu veranschaulichen, fällt in Anbetracht bekannter Vorurteile nicht leicht. Neuner entscheidet sich – soweit ich sehe – für drei Grundvarianten. Zum einen kritisiert er, was an der DDR im Allgemeinen und der DDR-Pädagogik im Besonderen unbestreitbar kritikwürdig ist und längst kritisch bedacht wurde (etwa S. 207). Weit häufiger aber stellt er die eigene (heimliche) erziehungswissenschaftliche (Querdenker-) Leistung mithilfe namhafter altbundesdeutscher Experten heraus und autorisiert sie damit gewissermaßen (z.B. S. 238). Demselben Verfahren genügen mitunter auch Pädagogen, die ehemals eher nichts zum in der DDR geltenden Traditionsverständnis beigetragen hatten, aber auf die sich

10 Das Wort „Scheiße“ wird allein in der Kurzfassung fünfzehn mal benutzt.

Neuner nunmehr beruft. Schließlich bescheinigt er sich selbst wachsende Kritikfähigkeit bis hin zur inzwischen erreichten kritischen und selbstkritischen Distanz (S. 249).

Indem Neuner sich als berichtenden und reflektierenden Insider präsentiert, hat er sich bereits aus dem Blickpunkt gerückt. Der Weg vom sich selbst darstellenden, zum beobachtenden Ich ist konzeptionell vorgeprägt und gelungen.¹¹ Neuner schreibt Geschichte als Kronzeuge und ist nicht – wie sonst in autobiografischen Schriften – zualtererst auch Hauptdarsteller.

Zwei Ausnahmen lässt er zu. Zum einen schildert er vergleichsweise lebendig seine Kindheit und Jugend. Das Buch beginnt also zumindest klassisch-autobiografisch. Später gewährt er sogar Einblicke in sehr private Beziehungen. Er erzählt von den Frauen, die in seinem Leben eine wichtige Rolle spielten. Der unnahbare APW-Präsident, Berichterstatter, kritische Beobachter, Interpret, Schriftsteller oder Experte kehrt sein Innerstes heraus, öffnet sich dem Leser für kurze Einblicke in eine ihm ansonsten verwehrt Sphäre. Die Fassade ist nur hier transparent. Das muss genügen, gegen das Image des versteinerten, funktionierenden, dienstbaren pädagogischen Wissenschaftspolitikers anzugehen. Es gelingt – ein wenig.

Wenn wir Roy Pascal folgen, dann hätte Neuner es tendenziell damit eher mehr als weniger recht getan. Denn bei einer Lebensgeschichte, „die an eine unpersönliche Aufgabe gebunden ist, z.B. bei Wissenschaftlern“, „mag (es) interessant, ja gar ergreifend sein, den Menschen hinter seinem Werk [...] zu sehen; aber der vorzügliche Zweck der guten Autobiographie liegt darin nicht“. „Wir“, so Pascal weiter, „wollen vielmehr den Menschen in und mit seinem Werk sehen“ (Pascal 1965, S. 119).

Literatur

- Alt, R. (1975): Zur gesellschaftlichen Begründung der neuen Schule. In: Ders.: Erziehung und Gesellschaft. Pädagogische Schriften. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von K.-H. Günther, H. König und R. Schulz. Berlin: Volk und Wissen, S. 67-85.
- Baacke, D. (1993): Biographie: Soziale Handlung, Textstruktur und Geschichte über Identität. Zur Diskussion in der sozialwissenschaftlichen und pädagogischen Biographieforschung sowie ein Beitrag zu ihrer Weiterführung. In: Ders./Schulze, Th. (Hrsg.): Aus Geschichten lernen. Weinheim/München: Juventa, S. 41-84.
- Gruhle, H.W. (1923): Die Selbstbiographie als Quelle historischer Erkenntnis. In Palyi, M. (Hrsg.): Hauptprobleme der Soziologie. Erinnerungsausgabe für Max Weber. Bd. 1. München/Leipzig: Duncker und Humblot, S. 155-177.
- Günther, K.-H. (1998): Rückblick nach Tagebuchnotizen aus den Jahren 1938 bis 1990. Berlin-Buchholz: Manuskriptdruck.
- Günther, K.-H. (2002): Rückblick nach Tagebuchnotizen aus den Jahren 1938 bis 1990. Zur Drucklegung ausgewählt und bearbeitet von G. Geißler. (Studien zur Bildungsreform. Bd. 41. Hrsg. v. W. Keim). Frankfurt a.M.: Lang.
- Henningsen, J. (1981): Autobiographie und Erziehungswissenschaft. Fünf Studien. Essen: Neue Deutsche Schule Verlagsgesellschaft.

11 „Eine Identität haben, das heißt ‚Ertapptwerdenkönnen, zur Verantwortung gezogen und verurteilt werden.‘“ Baacke, Dieter: Biographie, S. 75.

- Lejeune, Ph. (1989): Der autobiographische Pakt. In: Niggel, G. (Hrsg.): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 214-257.
- Mahrholz, W. (1919): Deutsche Selbstbekenntnisse. Ein Beitrag zur Geschichte der Selbstbiographie von der Mystik bis zum Pietismus. Berlin: Furche.
- Mittenzwei, W. (2001): Die Intellektuellen. Literatur und Politik in Ostdeutschland von 1945 bis 2000. 3. Aufl. Leipzig: Faber & Faber.
- Neuner, G. (1996): Zwischen Wissenschaft und Politik. Ein Rückblick aus lebensgeschichtlicher Perspektive. Frankfurt a.M.: Böhlau.
- Pascal, R. (1965): Die Autobiographie. Gehalt und Gestalt. Stuttgart u.a.: Kohlhammer.
- Schulze, Th. (1993): Autobiographie und Lebensgeschichte. In: Baacke, D./Schulze, Th. (Hrsg.): Aus Geschichten lernen. Weinheim/München: Juventa, S. 126-173.
- Steinbach, L. (1995): Bewußtseinsgeschichte und Geschichtsbewußtsein. Reflexionen über das Verhältnis von autobiographischer Geschichtserfahrung und Oral History. In: BIOS 8, S. 89-106.

Anschrift des Autors:

PD Dr. Ulrich Wiegmann, Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung, PF 171138, 10203 Berlin, E-Mail: u.wiegmann@eplus-online.de.

Betina Hollstein/Yvonne Schütze

Selbstdarstellungen in der Wissenschaft am Beispiel von Danksagungen in der Soziologie¹

1. Einleitung

Wissenschaft als Beruf, so Max Weber in seinem berühmten Vortrag aus dem Jahre 1917, erfordert „harte Arbeit“ und „Leidenschaft“. „Ohne diesen seltsamen Rausch, diese Leidenschaft [...] hat einer den Beruf zur Wissenschaft *nicht* und tue etwas anderes“ (Weber 1917/1992, S. 81). „Harte Arbeit“ und „Leidenschaft“ bilden gleichsam die Voraussetzungen für die „Eingebung“, den „Einfall“, ohne den alle Leidenschaft und Hingabe umsonst ist. Es ist Sinn der Wissenschaft, „überholt“ zu werden, dennoch bis zu diesem „Überholvorgang“ gilt es etwas Neues, etwas Einzigartiges, etwas Originelles zu produzieren. Weber konstatiert zwar mit einem Seitenhieb auf den „Gelehrtenhäufel“, dass Einfälle und Neuschöpfungen nicht nur für den Beruf des Wissenschaftlers unerlässlich sind, Kaufleute und Großindustrielle sind gleichermaßen auf Einfälle angewiesen, dennoch ein Zwang zur Originalität kennzeichnet den Wissenschaftler in besonderer Weise, „den Künstler“ natürlich auch. Besonders deutlich wird dieser Zwang zur Originalität bei den Leistungen (Dissertation, Habilitation), die der junge Wissenschaftler als Entreebillet für eine Universitätslaufbahn vorzuweisen hat. Selbstredend ist dieser Ausweis der Originalität individuell zu erbringen, wie schon die eidesstattliche Versicherung am Ende jeder Examensarbeit bezeugt. D.h. qua definitionem ist kollektive Autorenschaft bei Examensarbeiten untersagt, und für andere wissenschaftliche Produktionen gilt im Prinzip ebenfalls die Norm der individuellen Leistung.

Wissenschaftliche Entdeckungen erfolgen in einem kumulativen Prozess, eine Leistung baut auf einer vorhergehenden auf, dennoch bestehen – seit Wissenschaft im 16./17. Jahrhundert die Augen aufschlägt – die Wissenschaftler auf ihren individuellen Leistungen. Wie Merton anmerkt, sind die endlosen Prioritätenstreitigkeiten in der Geschichte der Wissenschaft nicht Persönlichkeitsmerkmalen der jeweiligen Wissenschaftler geschuldet, sondern erfolgen aus der „Institution Wissenschaft selbst, die die Originalität zu einem der höchsten Werte erhebt und hierdurch die Anerkennung von Originalität zu einem zentralen Anliegen des einzelnen Wissenschaftlers macht“ (Merton 1985, S. 267).

Während der Wissenschaftler sich also einerseits gedrängt sieht, die Einzigartigkeit seiner Leistung hervorzukehren, ist er andererseits gehalten „rein der Sache zu dienen“ und sich als Person gleichsam unsichtbar zu machen. „Auf dem Gebiet der Wissenschaft aber ist derjenige ganz gewiss keine ‚Persönlichkeit‘, der als Impresario der Sache, der er

1 Bei den ersten Abschnitten des Beitrags handelt es sich um eine gekürzte Fassung der Einleitung aus Schütze und Hollstein (2002).

sich hingeben sollte, mit auf die Bühne tritt, sich durch ‚Erleben‘ legitimieren möchte und fragt: Wie beweise ich, dass ich etwas anderes bin als nur ein ‚Fachmann‘, wie mache ich es, dass ich, in der Form oder in der Sache, etwas sage, das so noch keiner gesagt hat wie ich“ (Weber 1917/1992, S. 84f.). Dieses Dictum Max Webers gilt unverändert auch heute noch. „Es ist für die Selbstdeutung der modernen Wissenschaften zentral, dass es in ihnen um die ‚Sache‘ gehe und nicht um die ‚Person‘. Daraus erwächst für diese – streng genommen – eine Schweigepflicht; zumindest ist das Reden von sich selber problematisch“ (Kohli 1981, S. 428).

Aus dem Dilemma, sich einerseits ins rechte Licht setzen zu müssen, sich aber andererseits tunlichst im Hintergrund zu halten, gibt es prinzipiell keinen Ausweg. Dennoch offeriert das Wissenschaftssystem ein bescheidenes Schlupfloch, das die Möglichkeit bietet – zumindest wenn es um Publikationen geht – ein wenig zum Impresario seiner selbst zu werden, ohne die wissenschaftliche Leistung und die eigene Person in unziemlicher Weise miteinander zu verquicken. Wir meinen das Vorwort, insbesondere Widmungen und Danksagungen. Widmungen gewähren dem Leser Einblicke in die Biografie des Autors oder entzünden zumindest seine Fantasie. Eine so verschlüsselte Botschaft wie „Für C“ (Wolff 1968, o.S.) liefert zwar weder einen Hinweis auf die Person „C“ noch auf die Beziehung, in der Autor und „C“ stehen, dennoch verweist auch die sparsamste Widmung auf eine wie immer geartete, bedeutsame Beziehung des Autors zu einem anderen Menschen. Auch wenn Widmungsadressant und Widmungsadressat keine persönliche Beziehung zueinander haben oder hatten, was in der Regel selten vorkommt, so wirft die Widmung doch immer ein Licht auf die Person des Autors. Über das Medium der Widmung redet er auch von sich selber. Wer Person und Sache völlig getrennt haben will, wird vermutlich nur selten eine Widmung aussprechen.

Sowohl Widmungen wie Danksagungen sind Teil einer (Reziprozitäts-) Beziehung, allerdings auf unterschiedliche Weise. Während Widmungen nicht explizit auf eine spezifische Vorleistung Bezug nehmen, handelt es sich bei Danksagungen immer um eine Gegengabe. Ich dokumentiere damit, dass ich einer anderen Person für irgendetwas zu Dank verpflichtet bin. Die interessante Frage ist, wem und wofür man meint, zu Dank verpflichtet zu sein und auf welche Weise man diese Dankes-Schuld abträgt. Jedoch: So vielfältig die Formen des sich verdient Machens auch sind, die Eigenleistung des Autors muss stets außer Zweifel stehen.

Gleichzeitig hat die Danksagung aber auch die Funktion, der in der Wissenschaft normativ geforderten Bescheidenheit Ausdruck zu verleihen. In dem seit Merton immer wieder zitierten Satz Newtons „Wenn ich weiter gesehen habe als andere, so deshalb, weil ich auf den Schultern von Riesen stehe“ (Merton 1985, S. 277) wird genau jene Balance zwischen dem Anspruch auf Originalität (weiter sehen als andere) und Demut (die riesige Leistung der Vorgänger) gehalten, die idealerweise auch die Danksagung kennzeichnet.

Widmungen gehören nicht in den Kanon der ungeschriebenen Normen des Wissenschaftssystems, Danksagungen sehr wohl², wobei allerdings dem Autor ein weiter Spiel-

2 Bauerlein (2001) z.B. betitelt seinen Aufsatz über Danksagungen „A thanking task“.

raum bleibt, festzulegen, wem und wofür zu danken ist. Sowohl für Widmungen wie für Danksagungen gilt, dass es sich um einen gemeinsamen öffentlichen Auftritt von Autor und Adressat handelt. Die Leser sind Zeugen, was Genette (2001) als etwas „zutiefst Verwinkelter“ bezeichnet hat. Mit der Widmung oder Danksagung setzt sich der Autor zu einer Person oder einem Personenkreis in eine bestimmte Beziehung „ich hege eine hohe Wertschätzung für X“. „Ich danke Y für etwas, das er getan oder auch nur erduldet hat“. Indem diese Beziehung aber im wahrsten Sinne des Wortes den Augen des Publikums preisgegeben wird, wird dieses auch geradezu zu eigenen Deutungen gedrängt. Es ist das Publikum, das letzten Endes darüber befindet, ob der Autor mit der Auswahl der Personen und der Art der Formulierung die Balance zwischen Bescheidenheit und Originalität hält, oder ob er sich gewissermaßen „verhebt“, weil er Nähe und Distanz nicht „richtig“ einzuschätzen weiß.

Dies wäre zum Beispiel der Fall, wenn man die Dissertationsschrift einem „big shot“ widmen würde. Wenn der geistige Abstand zu groß ist, gerät dies für Autor und Adressat aus der Sicht des Publikums zur Peinlichkeit. Der Widmende ist noch zu klein, um seine Arbeit auch nur auf Schulterhöhe des Riesen zu stellen und umgekehrt wird auch der „Riese“ perspektivisch verkleinert.

Auch wenn wir davon ausgehen können, dass der seit Newton geltende Anspruch, eine Balance zwischen Originalität und Bescheidenheit zu halten, nach wie vor besteht, so stellt sich gleichwohl die Frage, ob und wie dieser Anspruch in der Danksagungspraxis³ im Zeitverlauf realisiert wird. Daneben interessiert uns, ob und wie sich die öffentliche Selbstdarstellung der Person verändert, also das, was man über sich als Privatperson enthüllt.

Erste Hinweise zu beiden Fragen liefert Bauerlein (2001). Er konstatiert einen Funktionswandel der Danksagung im akademischen Schrifttum der USA. Nach seinen Beobachtungen hat die Danksagung ihre alltagsweltliche Bedeutung, „ich danke all denen, die mich bei der Abfassung des Werks unterstützt oder beeinflusst haben“, weitgehend verloren. Stattdessen ist sie zu einem Instrument der Selbstdarstellung und des Networking geworden, wobei freilich – auch ohne Erwähnung Newtons – die Norm, eine Balance zwischen Originalität und Bescheidenheit zu halten, immer noch Gültigkeit hat.

„The ironies, the emotions, the beauties, the gratitude – all suggest that the Acknowledgements page is one of those quirky sites of professional pressure. At stake is the author's standing. A successful Acknowledgements presents him as in-the-know, well-connected, heavily subsidized and hard-working. A failed Acknowledgements presents him as fatuous, self-involved, syrupy and out of touch [...] Authors must advance themselves, yet humble themselves, distinguish their researches, yet offer them as a part of an evolving network“ (Bauerlein 2001, S. 16f.).⁴

3 Im Folgenden legen wir den Schwerpunkt auf Danksagungen. Für die Veränderungen der Widmungspraxis siehe Schütze/Hollstein 2002.

4 Wie aus einem Kommentar zu Bauerleins Artikel hervorgeht, kann eine Danksagung sogar von unmittelbarem Nutzen sein. Da etliche bedeutende Zeitschriften, wie z.B. die *American Historical Review*, Rezensenten nicht akzeptieren, die in dem zur Debatte stehenden Werk

Neben der Instrumentalisierung der Danksagung für die Selbstdarstellung in der Profession, beobachtet Bauerlein gleichzeitig auch einen gewissen Exhibitionismus hinsichtlich der privaten Sphäre. „Why should the opening pages of a scholarly thesis be the place to drop names, parade your sexuality, record your travels and sentimentalize infants?“ (Bauerlein 2001, S. 17). Mit anderen Worten, die Möglichkeit qua Danksagung die „Schweigepflicht“ (Kohli 1981, S. 428) bezüglich der eigenen Person zu brechen, wird neuerdings – so Bauerlein – überausgeschöpft. Obwohl Bauerleins in der Tat schlagende Beispiele sämtlich aus neueren Publikationen stammen und er empirische Vergleiche gar nicht anstellt, kommt er – wie in den Sozialwissenschaften nicht unüblich – gleichwohl zu Schlussfolgerungen, die einen empirischen Wandel der Danksagungspraxis behaupten. „But it is clear that what used to be a simple procedure of thanking others for permissions, access, etc. has turned into an indecorous display of favour and sentiment. They have converted discreet gratitude into solicitations of regard, professional aggrandisement“ (Bauerlein 2001, S. 17).

2. Danksagungen und sozialer Wandel

Bevor wir uns die tatsächliche Entwicklung der Danksagungspraxis der letzten Jahrzehnte in der Soziologie genauer ansehen, wollen wir darauf eingehen, welche Gründe überhaupt dafür sprechen, einen Wandel des Danksagungsverhaltens anzunehmen. Gründe für einen solchen Wandel vermuten wir insbesondere in Veränderungen des Wissenschaftssystems.

2.1 Das Wissenschaftssystem

Hier ist zuerst die in allen modernen Gesellschaften zu beobachtende enorme Expansion des Wissenschaftssystems ab den Sechziger- bis etwa zur Mitte der Siebzigerjahre zu nennen. Für die bundesdeutsche Soziologie stellt sie sich besonders akzentuiert dar: 1960 gab es etwa 30 Professuren, bis zum Jahr 1980 hatte sich ihre Zahl verzehnfacht (Lepsius 1979; Burkart/Wolf 2002; Sterbling 2002). Dies bedeutete, dass spätestens seit den Siebzigerjahren die Soziologen in eine Disziplin eintraten, in der man nicht mehr wie noch in den Sechzigerjahren alle Kollegen und Nachwuchsforscher persönlich kannte. Da aber das Geschäft der Wissenschaft u. a. auch darin besteht, Arbeiten anderer einzuschätzen, zu beurteilen und zu bewerten, wird diese Bewertung um so schwieriger, je größer und damit unübersichtlicher die Scientific Community und die Menge der von ihr produzierten Arbeiten werden. Um diese Komplexität zu bewältigen, ist man genötigt, auf Hilfskonstruktionen zurückzugreifen. Eine solche Hilfskonstruktion bildet der von Robert Merton beschriebene Matthäus-Effekt: man orientiert sich an

erwähnt werden, empfiehlt es sich, jenen Kollegen Dank auszusprechen, deren Kritik zu kritisch ausfallen könnte (Sutherland TLS November 30 2001).

Namen, die man kennt (meist den großen Namen). Wenn man selbst noch nicht bekannt ist, kann man sich in einer unübersichtlichen Scientific Community diesen Effekt zunutze machen, indem man sich in die Nähe der bekannten Größen des Faches rückt: etwa indem man Mentoren, Kollegen (und auch Institutionen) dankt. So erläutert ein von Merton zitierter Nobelpreisträger: „In manchen Fällen sind einem alle Namen [der Autoren] unbekannt, solche Arbeiten sind praktisch anonym. Aber was man sieht, ist die Fußnote am Schluss, in der dem älteren oder angeseheneren Wissenschaftler ‚für Ratschläge und Ermutigung‘ gedankt wird. Da sagt man sich dann: ‚Das stammt also aus dem Labor von Greene oder von Soundso.‘ Und das behält man im Kopf, nicht die lange Reihe der Autorennamen“ (Merton 1985, S. 152). Indem man dankt, wird deutlich, mit wem man auf welche Weise bekannt, verbunden oder vielleicht gar befreundet ist – in jedem Fall: wer einen unterstützt und somit Zeit und Mühe investiert hat. Dies heißt zugleich: wer diese Arbeit der Mühe für wert befunden hat, wird damit *indirekt* auch zu einem Bürgen der Qualität der Arbeit (denn wer wäre nicht peinlich berührt, wenn ihm vom Autor einer mangelhaften Arbeit überschwänglich gedankt wird. Daran ändert sich auch nichts, wenn der Autor betont, für alle „Mängel“ selbst verantwortlich zu sein).

Impression-management durch Widmen und Danken muss sich jedoch nicht nur auf statushöhere bzw. statushohe Kollegen beziehen. „Bedeutung“ kann man auch dadurch zum Ausdruck bringen, wen und wie viele Personen man beschäftigt, managt und fördert. Allerdings kann ein vermehrtes Dankesaufkommen an Mitarbeiter auch Ausdruck eines ganz anderen Wandels sein, nämlich eines kulturellen Wandels im Sinne einer Demokratisierung und Enthierarchisierung (des Wissenschaftssystems). 1968 bedeutete nicht die Abschaffung der deutschen Ordinarienuniversität, doch sie wurde durch andere Universitätstypen wie die Gruppenuniversität ergänzt und insgesamt lockerten sich die Umgangsformen im Bildungs- und Wissenschaftssystem, sowohl zwischen Professoren und Mitarbeitern als auch zwischen Dozenten und Studierenden (typischerweise wurde nun wechselseitig geduzt, und auch die Erledigung von privaten Besorgungen für den Ordinarius wurde zumindest begründungspflichtig. Dass wissenschaftliche Assistenten – wie die Fama berichtet – in den Fünfzigerjahren die Leibchen des Ordinarius zählten, ist sicherlich ein Kuriosum, zugleich aber weist es auf die Vielfalt der Tätigkeiten hin, die Mitarbeiter für die Ordinarien erledigten). Um nicht missverstanden zu werden: der konstatierte Formwandel bedeutet nicht, dass Machtgefälle, -ausübung und Autorität im Wissenschaftssystem geringer geworden seien (Sennett 1985). Aber mit 1968 wird ein Anspruch auf Demokratie und egalitäre(re)s Verhalten formuliert, der sich sowohl auf die Bandbreite der für den Ordinarius auszuübenden Tätigkeiten (Inhalte) als auch auf die Form des Umgangs miteinander richtete. Damit wurde Machtausübung seitens der Professoren weniger selbstverständlich, richtete sich auf spezifischere Aufgaben, mehr Tätigkeiten wurden im Einzelnen begründungspflichtig – und damit auch bedankenswert.

Insgesamt muss man jedoch aufpassen: Eine mögliche Zunahme des Danks an Mitarbeiter kann schlicht darauf zurückzuführen sein, dass es faktisch mehr Mitarbeiter gibt. Dies genau ist auch ein langfristiger Entwicklungstrend im deutschen Wissen-

schaftssystem, der sich kontinuierlich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts fortsetzt und zum Teil auf Stellenteilungen, insbesondere aber auf die stetige Zunahme an Drittmittelprojekten zurückzuführen ist (Enders 1996).

2.2 *Die Privatsphäre*

Folgen wir der zweiten These Bauerleins (2001), die besagt, dass in der gegenwärtigen Danksagungspraxis die „Schweigepflicht“ des Wissenschaftlers die eigene Person betreffend, gebrochen wird, so stellt sich auch hier wieder die Frage nach einem Zusammenhang mit kulturellen Prozessen. Als ein Kandidat, der verantwortlich dafür sein könnte, dass Wissenschaftler dem Leser einen mehr oder weniger tiefen Einblick in ihre Privatsphäre gewähren oder – wie Bauerlein (2001) meint – aufdrängen, empfiehlt sich die 68er Zeit. Wie schon der Rechtshistoriker Herberger (1987) in seinen Erkundungen feststellte, tritt zu dieser Zeit die Frau im Vorwort als „Massenphänomen“ auf, was Herberger als Emanzipationsprozess der Frauen deutet. Allerdings bleibt ungeklärt, warum sich der Emanzipationsprozess der Frauen in den Danksagungen ihrer Männer niedergeschlagen haben sollte.

Als Verbindungsglied zwischen Emanzipationsprozess und Danksagungspraxis könnte der 68er Slogan: „Das Private ist politisch“ fungieren. Unter diesem Motto forderte die Frauenbewegung eine Neustrukturierung von Arbeit im Produktions- und Reproduktionssektor (Familienarbeit). Alltagsleben und Arbeitsteilung in der Familie wurden zum Gegenstand politischen Handelns erklärt. Konkret bedeutete dies, dass niemand – und schon gar nicht die Soziologen, die sich ja als die Avantgarde eines kulturellen Umbruchs begriffen – mehr übersehen konnte, in welchem Maße die wissenschaftliche Produktion von der „privaten“ Arbeit der Frauen profitierte. In diesem Kontext übernahm die Danksagung an die Gattin eine Art Beschwichtigungsfunktion. Die Situation blieb zwar (vorerst) unverändert, aber „Mann“ deutete an, dass Geduld, Verzicht auf Gemeinsamkeit, kritische Ratschläge und andere Unterstützungsleistungen nicht mehr als selbstverständlich, sondern als dankenswert erachtet wurden.

3. **Danksagungen im Zeitverlauf: Vier Generationen im Vergleich**

Wenn wir im Folgenden nun am Beispiel von vier Soziologengenerationen (Gründerväter, Nachkriegsgeneration, Ausbaugeneration, Nachwuchsgeneration) die Frage nach dem Wandel der Danksagungspraxis im Zeitverlauf verfolgen, so gehen wir nicht – wie Bauerlein – von Gegensätzen nach dem schlichten Schema früher-heute aus, sondern von Verschiebungen in den Relationen zwischen Originalität und Bescheidenheit einerseits und zwischen Enthüllungen und Verschleierungen der privaten Sphäre andererseits. Diese Verschiebungen oder Verlagerungen in den Dimensionen Originalität-Bescheidenheit, Enthüllen-Verschleiern der privaten Existenz sollten sich sowohl in der Quantität (Anzahl der genannten Personen und bedankten Tätigkeiten) wie in der Qualität der Formulierungen (Name-dropping, Selbstdarstellungsstrategien usw.) zeigen.

Bei aller Vorsicht gegenüber Aussagen wie früher-heute wählen wir als Kontrastgruppen die beiden älteren und die beiden jüngeren Soziologengenerationen. Gestützt auf die Thesen Bauerleins (2001) stellen wir uns folgende Fragen:

Erstens, instrumentalisieren jüngere Soziologengenerationen Danksagungen für die eigene Selbstdarstellung und Karriereambitionen? Oder bedarf die einseitige These Bauerleins der Ergänzung: Finden sich in den Danksagungen der jüngeren Soziologinnen und Soziologen⁵ (auch) Zeichen eines kulturellen Wandels im Sinne einer Demokratisierung und Enthierarchisierung des Wissenschaftssystems? Zweitens, nutzen jüngere Soziologengenerationen Danksagungen für die Darstellung ihrer privaten und persönlichen Befindlichkeiten?

Die erste Frage bezieht sich auf die Balance zwischen Originalität und Bescheidenheit. Die zweite Frage bezieht sich auf die Art und Weise, in der man sich jenseits „der Sache“ als Person präsentiert. Neben dem Wandel der Danksagungspraxis im Generationenvergleich interessiert gleichermaßen eine weitere Frage, mit der wir uns auch schon in unserer Arbeit über Widmungen (Schütze/Hollstein 2002) beschäftigt haben, nämlich lässt sich ein Zusammenhang zwischen Danksagungspraxis und Lebens- oder besser Karriereverlauf feststellen?

Zur Datenbasis

Gegenstand der Analyse sind die drei Nachkriegsgenerationen, wie sie von Bolte/Neidhardt (1998) und Burkart/Wolf (2002) beschrieben wurden, zuzüglich berücksichtigen wir die Generation der nach 1989 Berufenen, die etwa zwischen 1950 und 1960 geboren wurden.

1. Die Gründungsväter – geboren um die Jahrhundertwende, (wieder) berufen zwischen 1948 und 1953, Beispiel: René König.
2. Die Nachkriegsgeneration – geboren etwa zwischen 1925 und 1930, berufen zwischen 1958-1970, Beispiel: Jürgen Habermas.
3. Die Ausbaugeneration – geboren etwa zwischen 1938 und 1946, berufen zwischen 1970-1985, Beispiel: Claus Offe.
4. Die Nachfolgeneration – geboren zwischen 1950 und 1960, berufen nach 1989, Beispiel: Jutta Allmendinger.

Da wir weder über eine auch nur annähernd vollständige Liste aller in Frage kommenden Autoren, noch über das Gesamtwerk aller betrachteten Autoren verfügen, erheben wir keineswegs Anspruch auf Repräsentativität. Die Datenbasis unserer kleinen Studie bezieht sich auf Werke der sechs Gründerväter Theodor W. Adorno, Max Horkheimer,

5 Auf Grund des Umfanges wird im folgenden Textverlauf nur noch die männliche Form (z.B. Soziologen, Kollegen, Mitarbeiter) verwendet, die aber natürlich die weibliche Form mit einbezieht.

René König, Helmuth Plessner, Helmut Schelsky und Otto Stammer sowie auf Werke von jeweils etwa zehn Vertretern der drei späteren Generationen (der Nachkriegs-, der Ausbau- und der Nachwuchsgeneration). Bei der Auswahl der Autoren haben wir uns dafür entschieden, dass es sich um bekannte Autoren handeln sollte, von denen möglichst viele Publikationen vorliegen. Dahinter stand die Überlegung, dass diese Autoren aufgrund von Bekanntheitsgrad und hohem Publikationsaufkommen auch einen großen Einfluss auf andere, vor allem jüngere Kollegen haben. Um auch bei einer selektiven Stichprobe mit insgesamt eher geringer Fallzahl eine möglichst große Bandbreite von Danksagungen zu erhalten, sollten des Weiteren in jeder Generation sowohl empirisch forschende als auch ausschließlich theoretisch arbeitende Soziologen vertreten sein sowie – in den drei jüngeren Generationen – sowohl Männer als auch Frauen⁶. Darüber hinaus haben wir auch sehr eng zusammenarbeitende Autoren berücksichtigt (Adorno/Horkheimer; Bahrndt/Popitz; Kern/Schumann). Insgesamt beträgt die Datenbasis in der Gründergeneration 59, in der Nachkriegsgeneration 74, in der Ausbaugeneration 59 und der Nachwuchsgeneration 35 Werke⁷. Hierin sind alle, uns zugänglichen deutschsprachigen Monographien (auch Mitautorenschaften) der betrachteten Autoren enthalten.

3.1 Instrumentalisieren jüngere Soziologengenerationen Danksagungen für die eigene Selbstdarstellung und Karriereambitionen? Gibt es Anzeichen einer Demokratisierung und Enthierarchisierung?

Wie Abbildung 1 zeigt, nehmen die Danksagungen über die Generationen hinweg in beträchtlichem Maße zu, wobei dies in erster Linie für Danksagungen in der Profession, aber auch für Danksagungen an Privatpersonen gilt.

Als professionsbezogen fassen wir Danksagungen sowohl an wissenschaftliche Institutionen wie an Mitarbeiter, Kollegen und Mentoren auf. Unter Mitarbeit verstehen wir außer in inhaltlichen Beiträgen auch alle Arten technisch-gestalterischer Zuarbeit. Als Kollegen bezeichnen wir alle Personen, denen für inhaltliche Beiträge (Hinweise, Kritik usw.) gedankt wird, die aber nicht zugleich als Mitarbeiter angesprochen werden. In diese Kategorie fallen also auch Studienkollegen und Mentoren.

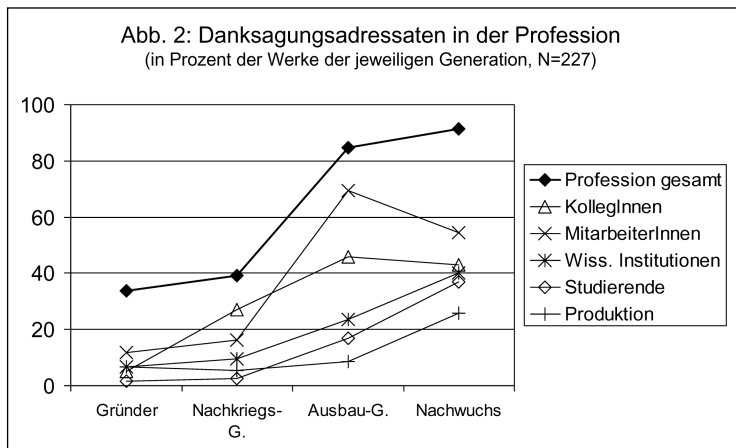
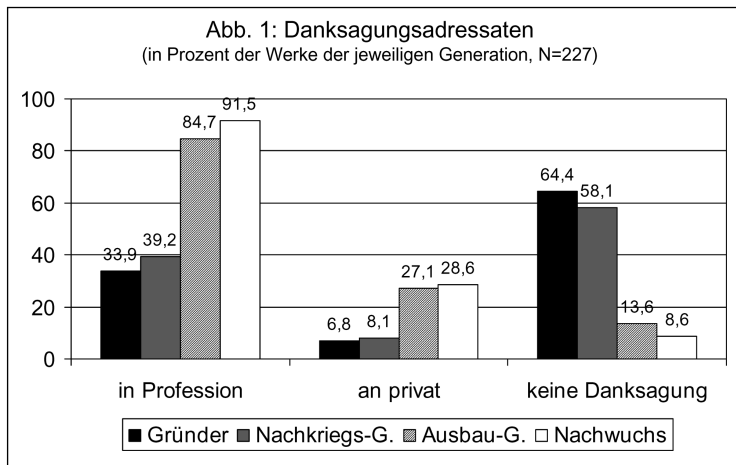
Wie aus Abbildung 2 zu entnehmen ist, ist es vor allem der Dank an Mitarbeiter und Kollegen, der einen enormen Zuwachs erfährt.⁸ Die Zunahme der professionsbezogenen

6 Gegen unsere Erwartungen fanden wir im Danksagungsverhalten von Männern und Frauen keine Unterschiede. Dies gilt sowohl für die Sphäre der Wissenschaft, als auch für die Frage, was man auf welche Weise über sein Privatleben preisgibt.

7 Für Sichtung und Beschaffung der Literatur danken wir Matthias Bergenroth, Nadine Kollmeyer, Patrick Sachweh, Silvester Stahl, Silke Stühmer, Jens Weilacher und Didem Yüksel.

8 Nur bei der jüngsten Generation, dem Nachwuchs, scheint der Dank sowohl an Mitarbeiter wie Kollegen abzunehmen. Dabei ist allerdings zu beachten, dass sie erst am Anfang ihrer wissenschaftlichen Karriere steht und von daher nur begrenzt mit den anderen Generationen vergleichbar ist.

Danksagungen über die Generationen hinweg ist auf verschiedenen Ebenen festzustellen: erstens enthält ein deutlich gestiegener Prozentsatz der Arbeiten Danksagungen. Zweitens wird im Zeitverlauf durchschnittlich mehr Personengruppen und Institutionen gedankt. Drittens schließlich steigt auch die durchschnittliche Zahl an Personen und Institutionen, denen gedankt wird, erheblich an.



Worauf könnte dieser Anstieg, insbesondere von der zweiten zur dritten Generation zurückzuführen sein? Der eingangs erwähnte Zuwachs an Mitarbeitern kann nicht der Grund sein, die beiden älteren Generationen hatten ja auch Mitarbeiter (Enders 1996). Die Daten scheinen die Bauerleinsche These zu bestätigen, dass jüngere Generationen verstärkt karrierestrategisches Networking betreiben (was z.B. auf gestiegene Konkurrenz im Wissenschaftssystem zurückzuführen sein könnte).

Auf den ersten Blick scheint gegen solches karrierestrategisches Verhalten zu sprechen, dass die mit Abstand größte Zunahme bereits bei der dritten Generation zu verzeichnen ist. Gerade sie wurde in der Expansionsphase der bundesdeutschen Soziologie,

in den 70er-Jahren, zügig auf Professuren berufen⁹. Allerdings erfolgt die enorme Zunahme des Danks bei der Ausbaugeneration erst *nach* ihrer Berufung (sie bedanken sich vor ihrer Berufung durchschnittlich bei 4,0 Professionsangehörigen¹⁰, danach würdigen sie doppelt so viel Personen, nämlich durchschnittlich 8,0!) Da diese Generation in eine deutlich gewachsene Scientific Community eintrat, ist denkbar, dass es dadurch quasi zu einer verzögerten Konkurrenzsituation kommt – dass also für diese Generation der Wettstreit um Positionierung, Profilierung und Einfluss eigentlich erst nach der Berufung beginnt und sie die Danksagungen entsprechend instrumentalisieren. Demgegenüber kommt die Nachwuchsgeneration schon *vor* der Berufung auf ein Dankvolumen von durchschnittlich 7,7 Personen (gegenüber 4,0 bei der Ausbau-Generation)¹¹. Dies deutet darauf hin, dass die Danksagung von dieser Generation primär dazu genutzt wird, sich über die Nennung prominenter Namen in der Scientific Community zu platzieren. Doch wie gesagt, grundsätzlich kann die Zunahme der Danksagungen auch Zeichen kulturellen Wandels im Gefolge von 1968 sein: Die sich auch im Wissenschaftssystem abzeichnenden Demokratisierungs- und Enthierarchisierungsprozesse könnten sich auch in vermehrtem Dank in der Profession niederschlagen.

Um diese Fragen genauer zu klären, wollen wir uns für die verschiedenen Generationen im Einzelnen anschauen, wer in welcher Phase des wissenschaftlichen Werdegangs wem wofür auf welche Weise dankt. Den Schwerpunkt legen wir auf Kollegen und Mitarbeiter. Bei ihnen handelt es sich um die am meisten bedankten Gruppen. Sie sind auch, wenn es um die Balance zwischen Originalität und Bescheidenheit geht, besonders heikel – und damit für uns besonders interessant.

Die Gründerväter

Von den sechzehn uns vorliegenden Werken, die die Gründerväter vor ihrem ersten Ruf auf eine ordentliche Professur veröffentlicht haben, enthalten nur zwei Arbeiten Danksagungen. Die Erste ist die 1930 erschienene Dissertation von René König: „Ich empfang die Anregung zu dieser Arbeit von meinem sehr verehrten Lehrer Herrn Professor Max

9 Erst für die folgenden Kohorten verschlechterte sich die Arbeitsmarktsituation merklich (wobei die hier betrachtete jüngste Generation allerdings bereits wieder von der Entlastung des Arbeitsmarktes durch die neu gegründeten Institute in Ostdeutschland profitieren konnte). Bei der Ausbaugeneration beträgt das durchschnittliche Erstberufungsalter in unserer Stichprobe 38,8 Jahre. Bei der vierten Generation liegt das Erstberufungsalter im Schnitt immer noch bei 40,8 Jahren.

10 Zum Vergleich: die Gründerväter und die Nachkriegssoziologen bedenken vor der Berufung im Schnitt ähnlich viele Professionsangehörige (4,8 bzw. 3,3).

11 Dies betrifft übrigens auch den Dank an Mitarbeiter: Der Dank an Mitarbeiter nimmt in der 4. Generation nicht ab, wie es die Summen suggerieren, sondern ist (jeweils vor der Berufung) sogar deutlich umfangreicher als bei den älteren Generationen: sowohl bezogen auf den Anteil der Arbeiten, in denen Mitarbeitern gedankt wird (40,7 Prozent verglichen mit 28,6 Prozent in der 3. Generation), als auch hinsichtlich der durchschnittlich bedachten Anzahl (2,3 gegenüber 1,5 in der 3. Generation).

Dessoir. Es ist mir eine Pflicht, der ich mit der größten Freude nachkomme, ihm auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank auszusprechen für die zahlreichen Hinweise, für die Vermittlung einer philosophischen Erziehung und für die kritische Durchsicht vorliegender Arbeit vor ihrer endgültigen Fertigstellung. Dank gebührt auch Herrn Raymond Lenoir (Paris) für zahlreiche literarische Nachweise und Herrn Baron Ernest Seillere (Paris), der mir liebenswürdigerweise die Arbeit in der Bibliothek des ‚Institut de France‘ ermöglichte“ (König 1930).

An erster Stelle steht der Dank an den Doktorvater, der König angeregt und mit inhaltlichen Ratschlägen versorgt hat und ihn darüber hinaus philosophisch erzo-gen und ausgebildet hat. Daneben gilt sein Dank einem gewissen „Herrn Lenoir“. Damit ist offenbar jemand aus der Profession gemeint (wer sonst könnte ihn mit „literarischen“, also Nachweisen von Fachliteratur versorgen). Da im Unterschied zu dem Förderer Dessoir bei Herrn Lenoir kein Titel angegeben ist, handelt es sich offenbar nicht um eine statushohe Person, sondern vermutlich um einen (Studien-)Kollegen. Die Balance zwischen Originalität und Bescheidenheit wird zugunsten ersterer verschoben: Dem statushohen Förderer wird inhaltlich gedankt, dem (höchstens) statusgleichen wird für technische Hilfe Dank gezollt („Nachweise“). Die eigene Leistung steht damit nicht in-frage (für technische „Nachweise“ braucht man nicht originell und kreativ zu sein); da-gegen verweist die (inhaltliche) Unterstützung durch den Mentor auf einen förde-rungswürdigen Schüler, der der Mühe auch wert ist.

Die zweite Danksagung stammt ebenfalls von René König. In einer Aufsatzsam-mlung, die er als Privatdozent 1946 in Zürich veröffentlicht, dankt er Verlegern verschie-dener Zeitschriften sowie zwei Institutionen: „Ich spreche den verschiedenen Verlegern meinen herzlichsten Dank aus, dass sie der Übernahme in einen Sammelband keine Schwierigkeiten in den Weg legten. Zu danken bleibt mir vor allem der ‚Jubiläumsspen-de für die Universität Zürich‘, wie der ‚Arbeitsgemeinschaft Pro Helvetia‘, die es mir wirtschaftlich ermöglichten, diesen Arbeiten und vor allem der Ausarbeitung meiner ei-genen Familiensoziologie in Ruhe nachzugehen. Es ist eine Selbstverständlichkeit ge-worden zuzugestehen, dass der Naturwissenschaftler Mittel benötigt, um seine oft lang-währenden, umwegreichen und kostspieligen Experimente durchzuführen – selbst wenn am Ende nur eine Atombombe dabei herauskommt. Seltsamerweise ist sich aber die öffentliche Meinung bei weitem nicht klar darüber, dass auch soziologisches For-schen auf ‚Laboratoriumsarbeit‘ angewiesen ist, die oft genug erst nach langem Bemü-hen positive Resultate zeitigt. Umso wichtiger scheint es mir, auf Ausnahmen von dieser tiefverwurzelten Einstellung hinzuweisen“ (König 1946, S. 13).

Dezidiert bedankt sich König bei den Institutionen für die *wirtschaftliche* Ermögli-chung seiner Forschung – die intellektuelle Leistung wird davon also nicht berührt. Der Dank ist ihm Anlass, um zugleich eine wissenschaftspolitische Botschaft auszusprechen: Auch soziologische Forschung ist auf Finanzierung angewiesen – und dass die Erträge der Forschung nicht von vorneherein feststehen, dürfe ja wohl kein Hinderungsgrund dafür sein (das „nur“, mit dem er bestimmte Erträge naturwissenschaftlicher Forschung verurteilt, kann kaum bedeutungslastiger sein: es ist das Jahr nach dem Atombomben-abwurf auf Hiroshima).

Auch nach der Berufung danken die Gründerväter nur spärlich. Kollegen werden dabei in den uns vorliegenden Werken¹² nur zweimal bedacht. Zum einen von Helmuth Plessner, der nach seiner Entlassung aus der Kölner Universität im Jahr 1933 mehrere Jahre an der Universität Groningen verbrachte: „Ohne die Anteilnahme der Hörer [einer Vorlesungsreihe in Groningen], ohne die Förderung aus dem Kreise der Kollegen hätte er [der Autor] kaum den Mut zur Niederschrift gefunden. Die Unterstützung seiner Arbeiten, die ihm innerhalb und außerhalb der Universität zuteil geworden ist, verpflichtet ihn zu besonderem Dank, und die Widmung, die diese Schrift trägt, wird nichts von ihrem persönlichen Charakter verlieren, wenn sie zugleich diesen Dank an viele bezeugt“ (Plessner 1982/1959, S. 35).

Der Dank gilt einem Kollektiv – den Hörern seiner Vorlesung, den Kollegen und insgesamt den Unterstützern seiner Arbeit; niemand wird besonders hervorgehoben. Dabei wird auch hier nicht für inhaltliche Unterstützung gedankt, sondern für die Anteilnahme an seiner Arbeit, sowie für allgemeine Unterstützung und Ermutigung, die Plessner im Exil zuteil wurde.

Die andere Danksagung, in der ein Professor der Gründergeneration einen Kollegen würdigt, stammt von Helmut Schelsky: „Die Gesichtspunkte, unter denen diese Abhandlung steht, verdanken ihre Klärung nicht zuletzt vielen und eingehenden Gesprächen mit dem Psychiater Hans Bürger-Prinz und dem Philosophen und Soziologen Arnold Gehlen, denen ich dafür auch an dieser Stelle danken möchte“ (Schelsky 1955, S. 9f.). Hier wird einem Kollegen tatsächlich für inhaltliche Diskussionen gedankt. Dass es sich um einen Kollegen handelt, stellt Schelsky auch für Nichteingeweihte klar. Doch um einen Statusgleichen handelt es sich auch hier nicht, der acht Jahre ältere Gehlen war Schelskys Lehrer.

Kollegen-Dank ist bei den Gründervätern also eine Seltenheit. Berücksichtigt werden muss jedoch, dass die Gründergeneration einen beträchtlichen Anteil ihrer Arbeiten in der Profession widmet: Fast ein Drittel ihrer Werke (30,5 Prozent) sind Angehörigen der Profession zugeeignet (bei den späteren Generationen liegt der Anteil maximal bei 8,6 Prozent) – und vorzugsweise handelt es sich dabei um Kollegen, als da wären statushöhere Wissenschaftler, denen man viel Unterstützung im Wissenschaftssystem verdankt (Förderer und Mentoren) und/oder von denen man intellektuell geprägt wurde.

Da im Unterschied zur Danksagung in der Widmung keine konkrete Leistung abgegolten wird, erfahren wir von den Gründervätern auch kaum etwas über die konkreten Arbeiten bei der Entstehung ihrer Werke. Dies betrifft nicht nur (Diskussionen mit) Kollegen, sondern auch die Zu- oder Mitarbeit von *Mitarbeitern*. Wenn wir von den drei bis vier empirischen Großforschungsprojekten der Generation absehen, bedanken sich die Gründerväter in 59 Monographien bei Mitarbeitern genau drei mal: 1963 dankt Theodor W. Adorno den Assistenten am Frankfurter Institut (interessanterweise die

12 Drei, alle von König stammende Arbeiten, die erst nach 1983 veröffentlicht wurden und Kollegen-Danksagungen enthalten, vernachlässigen wir hier. Sie erschienen zu einem Zeitpunkt, an dem sich bei den späteren Generationen bereits umfangreiche Danksagungen durchgesetzt hatten.

einzig uns bekannte Danksagung, in der die Leistungen, für die gedankt wird, nicht einmal angedeutet werden; Adorno 1971/1963). 1967 dankt Max Horkheimer für das Anfertigen einer Übersetzung (Horkheimer 1991/1967). Und für inhaltliche Beiträge wird Mitarbeitern überhaupt nur einmal gedankt. Otto Stammer und Peter Weingart bedanken sich bei „H.H. Lenke (, der) „in den verschiedenen Stadien der Formulierung und Fertigstellung des Manuskripts beratend mitgearbeitet“ hat (Stammer/Weingart 1972, S. 11).

Die Ausnahme weist auf die Regel: Insgesamt scheinen die Gründerväter in ihrer wissenschaftlichen Produktion, im Alltagsgeschäft fast völlig autark zu sein. Abgesehen von den wenigen empirischen Großprojekten kommen Mitarbeiter bei den Gründervätern praktisch nicht vor. Festzuhalten ist, dass dies weder auf einen Mangel an Mitarbeitern noch darauf zurückgeführt werden kann, dass sie vorwiegend theoretisch arbeiteten. Literatur war in jedem Fall zu beschaffen, bei empirischen Untersuchungen ebenso wie bei theoretischen Werken. Literaturbeschaffung und -sichtung, Sekretariats- und Schreibarbeiten, die Erstellung von Bibliographien, Anhängen und Tabellen wurden von den Gründervätern offenbar als selbstverständlicher Bestandteil von Rollenbeziehungen interpretiert, für die bezahlt wurde, für die aber nicht öffentlich zu danken sei.

Von Dank für inhaltliche Diskussionen, für Anregungen, Anmerkungen, Hinweise und Kritik ist ebenfalls nur im Ausnahmefall die Rede. Dies betrifft nicht nur die eigenen Mitarbeiter, sondern auch Kollegen. Wenn, dann wird statushöheren Kollegen (Lehrern, Vordenkern) für empfangenen Rat gedankt.¹³ Die Gründerväter vermitteln uns den Eindruck von einsam vor sich hin arbeitenden, (intellektuell) unabhängigen Wissenschaftlern – und bezogen auf unsere Frage nach Originalität und Bescheidenheit: von Forschern, die aus sich selbst schöpfen und primär in einem Diskurs mit Büchern stehen.

Die Nachkriegsgeneration

Für die Nachkriegssoziologen vermuteten wir, dass sie eine Art Übergangsgeneration darstellen. Sie sind die Generation mit den geringsten Anteilen an Arbeiten mit Dank oder Widmungen. Im Unterschied zu den Gründervätern widmen sie praktisch kaum noch in der Profession; ein Anstieg der Danksagungen, wie bei den späteren Generationen, ist aber (noch) nicht festzustellen. Inhaltlich deutet sich allerdings eine Veränderung an. „Herr Professor Arnold Bergstraesser ermunterte mich, sie [die Arbeit] für eine Veröffentlichung in der Reihe [...] zu erweitern. Außer Professor Bergstraesser, dem ich zu besonderen Dank verpflichtet bin, möchte ich meinem Lehrer in Religionssoziologie, Professor Carl Mayer, Graduate Faculty of Political and Social Science, New York, und meinen Freunden Friedrich Tenbruck in Freiburg und Peter Berger in Hartford Conn,

13 Als Zeichen der Würdigung ziehen die Gründerväter die Widmung vor. Sie aber zeigt allgemeine Wertschätzung an – für Förderer, geistige Vorbilder oder für nahestehende Kollegen –, die konkrete inhaltliche Leistung der Autoren ist davon also wenn, dann nur indirekt berührt.

für kritische Diskussionen zum hier behandelten Problem danken“ (Luckmann 1963, o.S.).

Hier wird nicht nur im Stil der Gründerväter Mentoren gedankt, sondern es wird ein Zusammenhang zwischen wissenschaftlicher und privater Sphäre hergestellt (Tenbruck und Berger werden als Freunde, nicht als Kollegen adressiert) und es wird, wenn auch nur beiläufig, darauf verwiesen, dass Wissenschaft in Diskussionszusammenhängen entsteht. Deutlicher noch als bei Luckmann kommt diese Haltung in einer Quasi-Danksagung Ralf Dahrendorfs zum Ausdruck: „Viele Ansätze und Anregungen, die in dieser Arbeit ihren Niederschlag gefunden haben, gehen auf Diskussionen in einer kleinen informellen Gruppe jüngerer Soziologen verschiedener Länder an der London School of Economics in den Jahren 1952-1954 zurück. Diese Gruppe, die sich ‚Donnerstagabend-Seminar‘ nannte, obwohl sie nicht selten bis Freitagmorgen tagte und manchmal auch an anderen Tagen zusammenkam, beschäftigte sich nicht nur ausgiebig mit vielen speziellen Fragen dieser Arbeit [...], sondern vertrat vor allem eine Auffassung der Soziologie und ihrer Aufgaben, der ich in dieser Untersuchung treu geblieben zu sein hoffe. Innerhalb des ‚Donnerstagabend-Seminars‘ und seither waren es insbesondere zahlreiche Gespräche mit Dr. D. Lockwood, Lecturer in Sociology an der London School of Economics, deren Anregungen den Fortgang meiner Untersuchungen zur Klassentheorie gefördert haben. In der Hoffnung, dass das vorläufige Ergebnis dieser Untersuchungen eine brauchbare Grundlage für weitere kritische Erörterungen abzugeben vermag, sei diese Arbeit David Lockwood und mit ihm den gemeinsamen Freunden der Londoner Jahre gewidmet“ (Dahrendorf 1957, S. X).

Dahrendorf will seine Arbeit als Teil eines größeren Diskussionskontextes verstanden wissen. Man sieht die Nachwuchswissenschaftler geradezu vor sich, wie sie bis Tagesanbruch zusammen sitzen, in hitzige Diskussionen verstrickt, im Versuch, Gesellschaft zu verstehen und die eigene soziologische Position abzustecken. Diese Produktionsbedingungen stehen allerdings im Widerspruch zur Norm der individuellen Leistung. Davon zeugt auch Dahrendorfs Dank: Er macht zwar auf diesen besonderen Entdeckungskontext aufmerksam, doch zugleich wahrt er die Originalität des eigenen Beitrags, indem er stellvertretend für den Gesamtkontext nur eine Person namentlich hervorhebt.

Auch für die anderen, im Nachkriegsdeutschland meist auf Umwegen zur Soziologie Gekommenen, sind die mit Studienkollegen und anderen Assistenten verbrachten, gemeinsamen Diskussionen wichtiger Teil der Aneignung des Faches. Damit stellt sich zwangsläufig die Frage der Herkunft und Zurechnung inhaltlicher Beiträge. Besonders brisant ist diese natürlich bei empirischen Forschungsprojekten: Wenn man zu mehreren an einer gemeinsamen Studie arbeitet, kommt man um die Frage der Zurechnung und Priorität von Ideen nicht herum. Dazu Hans Paul Bahrdt in seiner 1958 erschienenen Studie zur Industriebürokratie: „Die theoretische Konzeption der vorliegenden Abhandlung darf verstanden werden als eine Weiterführung gewisser Gedankengänge, die sich bereits während der Hüttenuntersuchung anbahnte, und als ihre Anwendung auf den Bürosektor. Da es sich bei der Dortmunder Studie um eine Teamarbeit handelt, lässt sich im einzelnen oft nicht feststellen, wem die Priorität einzelner Gedanken zu-

kommt. Der Verfasser möchte hier deshalb den anderen Team-Mitgliedern, Dr. Heinrich Popitz, Dr. Hanno Kesting und Dr. Ernst August Jüres, danken“ (Bahrtdt 1972/1958, o.S.).

Bahrtdt präsentiert sich als Teil eines Teams. Dort sind die Ideen in gemeinsamen Diskussionen entstanden, eine individuelle Zurechnung wäre künstlich, wenn überhaupt möglich. Dieser gemeinsamen Herkunft zollt er hier Tribut (die Balance zwischen Originalität und Bescheidenheit ist offenbar nicht gefährdet, da die Eigenleistung darin besteht, die gemeinsam entwickelten Ideen eigenständig auf einen anderen Gegenstand zu übertragen). Im Laufe der Karriere ändert sich die Danksagungspraxis. So schreibt Hans Paul Bahrtdt nachdem er bereits zehn Jahre Professor ist: „Das Prinzip des Privateigentums, das den Stadtplanern so viel Kopfzerbrechen macht, herrscht auch im Reich des Geistes. Auch wo Gedanken geäußert werden, erwarten wir stets, dass sie bestimmten Personen zugeordnet werden können. Man will wissen, wem sie gehören, geradeso als ob sie Grundstücke, Produktionsmittel oder Haustiere wären. Ein Autor, der keine Lizenzgebühren aus einem Patent einstreicht, darf wenigstens erwarten, dass ihm durch pedantisches Zitieren Reverenz erwiesen wird. Leider verhalten sich aber Gedanken anders als Haustiere. Eher schon gleichen sie Rudyard Kiplings ‚Katze, die ihren eigenen Weg geht‘. Man weiß oftmals nicht, wo sie sich herumgetrieben haben, bevor sie bei einem zu Gast sind. Danach machen sie sich wieder auf den Weg, und trotz aller ‚Zitatzpflicht‘ hat man nicht in der Hand, was aus ihnen wird. So ist es auch in diesem Buch, in dem Erlebnisse, Gespräche und Lektüre aus einer Reihe von Jahren ihren Niederschlag gefunden haben, nicht möglich, jeden einzelnen, dem ich zu Dank verpflichtet bin, angemessen zu nennen. Nur einige Namen seien erwähnt. Vieles, was ich geschrieben habe, verdanke ich der gemeinsamen Arbeit mit meinem Freund Josef Lehmbrock aus Düsseldorf. Wertvolle Anregungen habe ich ferner von Ulfert Herlyn erhalten“ (Bahrtdt 1969/1968, S. 9).

Verglichen mit der Industriebürokratie-Studie hat sich Bahrtdts Situation verändert. Je mehr sich der Diskussionskontext (zeitlich und personell) erweitert, desto schwieriger wird es, alle in Gesprächen erhaltenen Anregungen zuzuordnen. Jetzt dankt er nur noch zwei ausgewählten Gesprächspartnern namentlich. Mit dieser Positionsbestimmung scheint sich Bahrtdt „frei“ geschrieben zu haben. In späteren Arbeiten dankt er niemandem mehr persönlich und verweist nur noch pauschal auf den großen Diskussionszusammenhang.

Der Dank der Nachkriegssoziologen unterscheidet sich charakteristisch von der Gründergeneration. Erstere danken ihren Wissenschaftler-Kollegen dezidiert für inhaltliche Diskussionen, für Anregungen, Hinweise und Kritik. Damit grenzen sie sich von den Gründervätern ab, markieren eine andere, eine neue Form der wissenschaftlichen Produktion (nämlich sich als Teil eines gemeinsamen Diskussionskontextes zu begreifen). Allerdings handelt es sich häufig um Gruppendank – also eine weitere Möglichkeit, die Balance zwischen Originalität und Bescheidenheit zu halten. Es wird ein Kollektiv bedacht, nur bei ausgewählten Kollegen bedankt man sich persönlich (was mit dazu führt, dass sich die Anzahl der durchschnittlich bedachten Personen in dieser Generation – verglichen mit den Gründervätern – nicht merklich erhöht).

Wie fast immer gibt es eine Ausnahme, die zugleich Rückschlüsse auf die Regel erlaubt: Hinsichtlich der Zahl bedankter Personen gibt es einen weit abgelegenen Extrempunkt, ein Werk, in dem ein Angehöriger der Nachkriegsgeneration sich bei 29 verschiedenen Personen aus der Profession, darunter 14 Kollegen, sowie einem Kollektiv (seinen Studenten) bedankt. Wider Erwarten handelt es sich nicht um eine empirische Studie, sondern um die 1981 erschienene „Theorie des kommunikativen Handelns“, Jürgen Habermas' Hauptwerk. Es scheint so, also ob nur ein wirklicher „big shot“ sich relativ gefahrlos zusammen mit einem so umfangreichen und hochkarätigen Kollegenkreis präsentieren kann.

In diesem Werk würdigt Habermas auch 14 Mitarbeiter. Elf davon sind Teilnehmer der Donnerstagskolloquien am Starnberger Institut, in dem „verschiedene Teile des Manuskripts auf eine für mich ergiebige Weise diskutiert worden [sind]“ (Habermas 1981, S. 11). Drei Personen dankt er für eher technische Dienste, für die Übersetzung französischer Zitate, für die Literaturbeschaffung, und nicht zuletzt seiner Sekretärin: „Mein erster Dank gilt Inge Pethran, die die verschiedenen Fassungen des Manuskripts und das Literaturverzeichnis hergestellt hat; dies ist freilich nur ein Glied in der Kette einer zehnjährigen engen Kooperation, ohne die ich hilflos gewesen wäre“ (ebd.).

Auch hinsichtlich des Mitarbeiter-Danks ist die TKH in dieser Generation ein Ausnahmefall. Mitarbeitern wird von der Nachkriegsgeneration immer noch eher selten gedankt (wenn auch häufiger als von den Gründervätern), wobei auch diese Generation kaum inhaltliche Hinweise und Anregungen durch Mitarbeiter zu erhalten scheint. Es überwiegt der Dank für technische Dienstleistungen, vor allem die Dienste der Sekretärin werden häufiger gewürdigt. Verglichen mit den Gründervätern stellen wir also einen Schwenk in der Danksagungsverpflichtung fest. Man dankt jetzt sowohl Kollegen (für inhaltliche Anregungen) als auch Personen, die für ihre Tätigkeit bezahlt werden.

Die Ausbaugeneration

Die Mitglieder der zwischen 1938 und 1946 geborenen Ausbaugeneration waren im Jahre 1968 teilweise noch Studenten, zum Teil waren sie auch schon Hochschulassistenten. Ähnlich wie die Nachkriegssoziologen würdigen sie in ihren Qualifikationsschriften in erster Linie ihre Förderer sowie ausgewählte Kollegen. So formuliert Uta Gerhardt in ihrer 1971 erschienenen Dissertationsschrift: „Allen, die durch Rat und Kritik zum Gelingen dieser Studie beigetragen haben, möchte ich an dieser Stelle meinen herzlichen Dank aussprechen. Herr Prof. Dr. Ralf Dahrendorf begleitete meine Arbeit mit ermutigendem Interesse und wertvollen Anregungen. Frau Prof. Renate Mayntz-Trier gab durch stetigen Ansporn zu kritisch-methodischer Diskussion hilfreiche Unterstützung. Herr Prof. Dieter Henrich förderte den Fortgang dieser Arbeit durch weiterführende Hinweise und vertiefenden Rat. Den Gesprächen mit Freunden, Kollegen und Studenten verdanke ich jene dauernden Impulse aus Vorschlägen, Ermutigung und Kritik, die schließlich die Fertigstellung dieser Studie ermöglicht haben“ (Gerhardt 1971, S. 13).

Uta Gerhardts Danksagung ist schwerpunktmäßig auf die Förderer bezogen, (Studien-)Kollegen und Freunde werden nur als Kollektive angesprochen. Neu ist allerdings,

dass auch Studierenden gedankt wird. Sie stehen zwar am Schluss, doch immerhin in einer Reihe mit Kollegen und Freunden: Dass ihnen gleichfalls für Hinweise, Kritik und Ermutigung gedankt wird, zeigt an, dass sie und ihre Beiträge ernst genommen werden.

Ebenfalls neu ist eine spezifische Art von wissenschaftspolitischen Botschaften, hier in der 1972 erschienenen Dissertation von Richard Münch: „Die vorliegende Arbeit verdankt ihre Entstehung und Durchführung zunächst der beispiellos geringen Reglementierung des Studiums und der Lehre am Institut für Soziologie der Universität Heidelberg. Mein erster Dank gilt deshalb allen Mitgliedern des Instituts, die zur Aufrechterhaltung dieses seltenen Freiraums beigetragen haben“ (Münch 1972, S. III).

Indem die erfahrene geringe Reglementierung von Studium und Lehre besonders positiv hervorgehoben und zugleich als nicht selbstverständlich („beispiellos“, „seltener Freiraum“) gekennzeichnet wird, wird implizit eine Kritik am System, – wenn man so will – am soziologischen Establishment, vorgetragen. Solche Kritik und den aufmüpfigen und mutig-trotzigen Ton finden wir auch in anderen Arbeiten der Siebzigerjahre.¹⁴ Sie sind neu und dürften (wie der Dank an Studierende) klar auf den Einfluss der Studentenbewegung zurückzuführen sein.

Nach der Berufung (in den Siebzigerjahren bis zur Mitte der Achtzigerjahre) nimmt der Dank bei den Vertreter der Ausbaugeneration, wie gesagt, beträchtlich zu. Hier ein Zitat aus einer dieser Danksagungen, in der sehr viele Wissenschaftler bedacht werden: „Wohl alle, die mir nahe stehen, sind zu irgendeinem Zeitpunkt mit umfänglichen Vorläufern zu diesem Text und der Bitte um Kommentar konfrontiert worden. Manch einer nicht immer zu seiner eigenen Freude mit immer wieder frisch sprudelnden Varianten. Alles ist eingeflossen. Diese Mitwirkung von meist jungen Wissenschaftlern im Umkreis meines Arbeitszusammenhangs kann weder im Text noch hier im Vorwort angemessen gewürdigt werden. Für mich ist sie zu einer unerhört ermutigenden Erfahrung geworden. Manche Teile dieses Buches sind geradezu Plagiate persönlicher Gespräche und geteilten Lebens. Ohne Vollständigkeit – ich danke: Elisabeth Beck-Gernsheim für unseren Nichtalltag im Alltag, gemeinsam durchlebte Ideen, unbeeindruckbare Respektlosigkeit; Maria Rerrich für viele Denk-Anstöße, Gespräche, verzwickte Materialaufarbeitungen; Renate Schütz für ihre himmlisch-ansteckende philosophische Neugierde und beflügelnde Visionen; Wolfgang Bonss für erfolgreiche Suchgespräche zu fast allen Teilen des Textes; Peter Berger für die mir überlassene Niederschrift seines hilfreichen Ärgers; Christoph Lau für sein Mitdenken und Absichern querliegender Argumentationen;

14 Ähnlich indirekt wird das System kritisiert, wenn Kern/Schumann Hans Paul Bahrdt für sein besonderes Betreuungengagement danken: dafür, dass es ihm „gelang [...], uns durch sein großzügiges und unbürokratisches Verhalten Arbeitsbedingungen zu sichern, die wir immer als außerordentlich angenehm empfunden haben“ (Kern/Schumann 1970, S. 18). Eine andere Form indirekter Kritik zeigt sich in der folgenden Danksagung: „In diesem Zusammenhang sei auf eine spezielle Weise auch der Verwaltung der Ruhr-Universität Bochum gedankt, die auf ihre Art den Fortgang der Arbeit und des Forschungsprojektes befördert hat: sie hinderte den Verfasser mehrfach daran, seine Arbeit in Nebensächlichkeiten zu zersplittern (z.B. in der Wahrnehmung von Lehrstuhlvertretungen), und sie bestand darauf, den Gang der Forschung als alleinige Privatangelegenheit des Verfassers zu betrachten“ (Esser 1980, S. 9f.).

Hermann Stumpf und Peter Sopp für viele Hinweise und die findige Beschaffung von Literatur und Datenmaterialien; [...] Auch habe ich großartige kollegiale Ermutigungen erfahren von Karl Martin Bolte, Heinz Hartmann und Leopold Rosenmayr. Was jetzt noch an Wiederholungen und falschen Bildern enthalten ist, erkläre ich hiermit zu Zeichen gewollter Imperfektion“ (Beck 1986, S. 20f.).

Ähnlich wie Dahrendorf präsentiert sich Ulrich Beck eingebettet in einen großen Diskussionszusammenhang. Doch der Produktionskontext hat hier einen anderen Charakter: „alle, die mir nahe stehen“ werden mit Becks Texten konfrontiert. Persönliches und berufliches Netzwerk sind nicht zu trennen; auch die Formulierungen „persönliche Gespräche“, „geteiltes Leben“ verweisen auf die Verwobenheit von Arbeit und (Privat-) Leben – und damit sowohl auf Ideale der 68er wie auf den engagierten Wissenschaftler. Insgesamt bedenkt Ulrich Beck 16 Professionsangehörige namentlich, wobei auch Mitarbeitern für inhaltliche Beiträge gedankt wird. Neu und bemerkenswert ist, dass diese nicht direkt als Mitarbeiter charakterisiert werden. Bei der Bezeichnung „Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen“ bleibt für Uneingeweihte unklar, ob es sich um Kollegen oder Mitarbeiter handelt. Dankauslösend ist offenbar der (inhaltliche) Beitrag, nicht der Status – was als Anzeichen einer gewissen Enthierarchisierung bzw. Demokratisierung gelesen werden kann.

Jedoch: wenn man (vielen) Professionsangehörigen, zumal für inhaltliche Beiträge dankt, provoziert dies unweigerlich die Frage, wie groß eigentlich der eigene Beitrag ist. Dass Beck darum weiß, macht er sehr selbstbewusst deutlich: Teile seiner Ausführungen bezeichnet er als „Plagiate persönlicher Gespräche“, übrig gebliebene Fehler werden als „gewollte Imperfektion“ deklariert. Solches Understatement erscheint nur statthaft, wenn die Originalität des Autors außer Frage steht. Umso mehr überrascht es, dass dann auf andere Weise doch Statusunterschiede markiert werden und die Originalität des eigenen Beitrag abgesichert wird (womit indirekt wieder ein Zeugnis für die Risiken des Danks an andere Wissenschaftler abgelegt wird): Zum einen sind die Personen, die inhaltliche Beiträge lieferten, „meist junge Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen im Umkreis meines Arbeitszusammenhangs“, und das heißt: Nachwuchs und als solcher gar keine direkte Konkurrenz. Zum anderen wird auch statushöheren Kollegen und Mentoren gedankt (welche im Übrigen auch explizit als Kollegen angesprochen werden). Hier allerdings gilt der Dank nicht inhaltlichen Kommentaren, sondern einer allgemeineren, indirekten Unterstützung: „kollegialer Ermutigung“, also für Zutrauen in die Arbeit des Autors.

Diese Aspekte unterscheiden sich in der folgenden Danksagung. Es handelt sich um eins der Werke mit den meisten genannten Personen. Neben vier Mitarbeitern wird 28 Kollegen gedankt: „Eine Reihe von Kolleginnen und Kollegen waren das Opfer von ersten Tests dieser nicht immer gleich verständlichen Sichtweise. Dazu gehörten zuallererst die Studenten in den Lehrveranstaltungen und Prüfungen an den verschiedenen Orten meines Wirkens sowie einige – mehr oder weniger – interessierte und wohl wollende Beobachter aus der jeweiligen lokalen Fachszene. Teile des Manuskripts haben [Namen von acht Kollegen] vorher gelesen; ihnen allen sei sehr für ihre Mühewaltung gedankt. Ihre Reaktionen waren ein wichtiges Motiv, das Projekt endgültig zu beginnen

und fortzuführen. Selbstverständlich trägt der Verfasser für die folgenden Ausführungen die alleinige Verantwortung. Eine Gruppe von eher interpretativ und systemtheoretisch gesonnenen SoziologInnen aus [...], die sich für das Programm der verstehenderklärenden Soziologie zu interessieren begann, war ein äußerst anregendes Forum zur Klärung einer Reihe wichtiger Problempunkte, die sich aus dem grenzüberschreitenden Charakter des Ansatzes ergeben hatten. Einige Studenten und Mitarbeiter von Manfred Markefka zwangen den Verfasser, eine Reihe von wohl allzu apodiktischen Urteilen noch einmal zu überdenken. Das bei diesen Gelegenheiten erlebte Engagement außerhalb der etablierten Zirkel des etwas angestaubten Sektionenbetriebes der DGS war ein in vieler Hinsicht ermutigendes Zeichen. „Bei den Überlegungen zur Konzeption und zu vielen Einzelheiten des Manuskriptes waren die Diskussionen mit meinen Mitarbeitern [vier Namen] außerordentlich wichtig und gewinnbringend. Die Beschäftigung mit einigen der jetzt aufgenommenen Themen wie beispielsweise mit Einzelheiten der biologischen Anthropologie geht auf ihre Anregungen und Vorhaltungen zurück. [...] Hilfreich und klärend waren daneben – jeweils auf eine eigene Weise – Gespräche insbesondere mit [...] [18 Namen], wobei ein Austausch gelegentlich auch über ganz unterschiedliche Auffassungen hinweg stattfand“ (Esser 1993, S. Xif.).

Auch hier handelt es sich um eine wesentliche Arbeit des Autors, um Hartmut Essers „Allgemeine Grundlagen“ der Soziologie. Es scheint so, dass nur bei einem Werk von besonderer Bedeutung und wenn man sich vorher schon einen Namen gemacht hatte, der (inhaltliche) Dank an viele Kollegen statthaft ist (das „TKH-Modell“). Das Werk muss der „zahllosen Gespräche“ gewissermaßen auch würdig sein. Umgekehrt sichern die Gespräche natürlich auch den Text ab. Dabei ist bei der vorliegenden Danksagung nicht nur die Größe des Diskussionsnetzwerkes bemerkenswert. Esser sucht auch gezielt die Auseinandersetzung mit Kollegen (oder, wie er sagt, mit „Opfern“), die andere theoretische Auffassungen vertreten als er selbst. Damit wird die Idee der Scientific Community im Popperschen Sinne schon beim Entstehen der Texte praktiziert. Einwände werden vorab berücksichtigt und integriert, nicht erst nach Erscheinen des Textes – hier werden also mögliche Gegner indirekt zu Bürgen der Qualität.¹⁵

Insgesamt wird ein lebhafter und vor allem auch vielfältiger Diskussions- und Produktionskontext sichtbar: Dazu gehört auch das direkte Umfeld, Studierende und Mitarbeiter. Die Studierenden werden indirekt sogar als Kollegen angesprochen, von Mitarbeitern lässt sich Esser „Vorhaltungen“ machen, beschäftigt sich auf ihre Anregungen hin verstärkt mit bestimmten Themen.

Nach dem bemerkenswerten Anstieg der Zahl der bedankten Personen nach der Berufung stellen wir im weiteren Karriereverlauf der Ausbaugeneration insgesamt eine gewisse „Ermüdung“ fest: Der größte Personenkreis wird zwischen fünf und zehn Jahren

15 Damit wird ein wichtiges Prinzip des wissenschaftlichen Feldes auch in Danksagungen angewandt: „One of the principles of the specificity of the scientific field lies in the fact that the competitors must do more than simply distinguish themselves from their already recognized precursors, if they are not to be left behind and „outclassed“, they must integrate their predecessors' and rivals' work into the distinct and distinctive construction which transcends it“ (Bourdieu 1981, S. 262).

nach der Berufung gewürdigt (in den Achtzigerjahren), danach nimmt die Zahl der Danksagungen wieder ab. Allerdings trifft die Abnahme nicht alle Personengruppen und Unterstützungsarten gleichermaßen: Geht der Dank für inhaltliche Kommentare nach der Berufung zahlenmäßig zurück, bleibt demgegenüber der Dank für *technische* Hilfeleistungen nach der Berufung konstant. Diese Tätigkeiten detailliert aufzulisten, scheint sich in der Ausbaugeneration insgesamt als Norm durchgesetzt zu haben.

Die Nachwuchs-Generation

Für die vierte Generation beschränken wir uns auf die Arbeiten vor der Berufung. Da der Ruf auf eine Professur erst in den Neunzigerjahren, also vor noch nicht allzu langer Zeit, erfolgte, liegen noch zu wenige Arbeiten vor, um für den weiteren Karriereverlauf allgemeinere Aussagen treffen zu können. Wie gesagt, traf der Nachwuchs auf eine vergleichsweise schlechte Arbeitsmarktsituation – bei ihnen wäre also am ehesten mit einer karrierestrategischen Nutzung der Danksagung zu rechnen. Bezogen auf den bedankten Personenkreis zerfällt diese Generation in zwei Gruppen. Ein Teil würdigt, wie die Generationen vor ihnen, nur wenige (ausgewählte) Personen: „[...] Martin Kohli sei gedankt für seine kritischen Einwände, die mir wichtige Hilfen für die Klärung und Präzisierung der Analyse waren. Gustav Roßler sei gedankt für seine unnachgiebig genaue Lektüre des ursprünglichen Manuskripts und daraus folgende Hinweise für die Bearbeitung“ (Bude 1987, S. 8). „Danken möchte ich Thomas Luckmann, Peter Hunziker, Jörg Bergmann und Martin Seel für ihre Diskussionsbereitschaft und Geduld“ (Keppler 1985, o.S.).

Formal neu ist hier, dass gar nicht deutlich wird, ob es sich bei den Bedankten um (Studien-) Kollegen oder um Mentoren bzw. Förderer handelt. Weder wird ein Titel genannt, noch gibt es (für Nicht-Insider) irgendwelche anderen Hinweise auf den Status der genannten Personen. Bereits für die Ausbaugeneration hatten wir eine Lockerung der Formen festgestellt, die die Zuordnung von Personen zu Statusgruppen erschwerte. Doch diese fanden wir erst nach der Berufung, und sie bezog sich auf eine Differenzierung zwischen Kollegen und Mitarbeitern (also zwischen Statusgleichen und Statusniedrigeren) – was wir als Zeichen von (formaler) Enthierarchisierung interpretieren. Bei der Nachwuchsgeneration aber handelt es sich um Qualifikationsarbeiten – und das macht die Botschaft ambivalent: Einerseits markiert sie ein informelleres, ungezwungeneres Verhältnis zu anderen Professionsangehörigen und scheinbar Gleichgültigkeit gegenüber dem Status, signalisiert also einen kulturellen Wandel im Sinne einer Demokratisierung („der Beitrag zählt, egal von wem er stammt“). Andererseits handelt es sich eben um deutlich statushöhere Soziologen – und je näher man den großen Namen rückt, desto mehr kann man auch vom „Ab-Färbe-Mechanismus“ profitieren (Distinktion). Dazu braucht man aber nicht mehr den Professorentitel zu nennen. Den kennen die Insider – und auf sie kommt es ja an – ohnehin.

Daneben finden wir in der Nachwuchsgeneration sehr viele Arbeiten, in denen außerordentlich umfangreiche Personenkreise (bis zu 27 Professionsangehörige) genannt werden – für Qualifikationsarbeiten ein ganz neues Phänomen. Beispielhaft Zitate aus

den Habilitationsschriften von Hans-Peter Blossfeld und Hans-Peter Müller: „[...] Natürlich erhält man in einer eng aufeinander bezogenen Forschergruppe Anregungen und Unterstützung in vielfältiger Art. So konnte ich beispielsweise die Entwürfe der meisten Abschnitte der vorliegenden Arbeit im Rahmen der wöchentlich stattfindenden Kolloquien zur Diskussion stellen. Dabei erhielt ich wertvolle Hinweise und Ratschläge von [...] zehn Namen]. In inhaltlicher und methodischer Hinsicht habe ich darüber hinaus von Diskussionen mit verschiedenen auswärtigen Wissenschaftlern über meine Arbeitspapiere profitiert. Hier möchte ich besonders nennen: [...] neun Namen]. [...] Schließlich ist zu bemerken, dass bei aller Unterstützung, die mir zuteil wurde, alle Mängel und die trotz mehrfacher Suche sicher noch verbliebenen Fehler allein zu meinen Lasten gehen“ (Blossfeld 1989, S. 13). „[...] Im Verlauf dieser Arbeit haben Daniel Bell, Peter Blau, Renate Borrmann-Müller, Pierre Bourdieu, Klaus Eder, Hans Norbert Fügen, Uta Gerhardt, Bernd Giesen, Hans Joas und Michael Schmid sich der Mühe unterzogen, einzelne Abschnitte zu lesen und die Gesamtkonzeption mit mir zu diskutieren“ (Müller 1991, S. 10).

Der Dank gilt einer großen Zahl diskussionsbereiter Kolleginnen und Kollegen sowie auch fast ebenso vielen renommierten Professorinnen und Professoren (es werden also nicht nur, wie bei den früheren Generationen, die eigentlichen Betreuer und/oder Gutachter der Arbeit bedacht). Dies macht auf veränderte Produktionsbedingungen aufmerksam, auf größere Netzwerke, z.B. im Rahmen empirischer Großforschungsbeiräte (wobei wir umfangreiche Danksagungen sowohl in empirischen wie in theoretischen Arbeiten finden). Offenbar möglichst gewissenhaft werden hier alle diejenigen aufgelistet, die in irgend einer Weise Unterstützung geboten haben. Dies machte bereits die Ausbaugeneration vor, dort aber handelte es sich um Arbeiten aus dem späteren Karriereverlauf. Im Unterschied dazu haben wir es bei dem Nachwuchs mit Qualifikationsarbeiten zu tun – und karrieretechnisch kann name-dropping außerordentlich nützlich sein, da damit zwei Botschaften bekräftigt werden: Zum einen ist jeder große Name ein weiterer (indirekter) Bürge für die *inhaltliche* Qualität der Arbeit. Entsprechend gibt es bei den umfangreichen Danksagungen immer die Phrase, mit der die eigene Verantwortung für den Inhalt übernommen und die Originalität des Beitrags abgesichert wird. Bezeichnenderweise finden wir hierbei nicht die ironischen Wendungen wie bei Soziologen, deren Status bereits gefestigt ist¹⁶ (ein Kommentar vergleichbar dem Beck'schen aus der Risikogesellschaft – „Zusammenfasser der Ratschläge, die andere ihm erteilen“ – lässt sich bei einer Dissertations- oder Habilitationsschrift auch nicht wirklich vorstellen). Zum anderen wird auf *formaler* Ebene demonstriert, wie engagiert und wie gut man vernetzt ist (horizontal und vertikal): das heißt, dass man über Zugänge zu verschiedenen Informationen, zu Macht- und Einflussphären verfügt. Ob intendiert oder nicht: vor allem in Qualifikationsarbeiten setzt name-dropping deutliche Signale, die sich als karriereförderlich erweisen können.

Dabei finden wir in den Danksagungen der Nachwuchssoziologen stilistische Mittel, mit denen diese Wirkung optimiert wird: So wird z.B. in manchen Qualifikationsarbei-

16 Z.B. Luhmann 1990; Ders. 1988.

ten die persönliche Nähe bzw. Freundschaft zu bekannten bzw. einflussreichen Professionsangehörigen herausgestellt. Und auch wenn bei den Förderern kein Titel aufgeführt wird, liefert z.B. die Nennung jeweiliger Universitäten (mit hoher Reputation) mehr Informationen über Status und Bedeutsamkeit der Unterstützungsperson als es der Titel allein vermag.

Was wir über den Dank für inhaltliche Ratschläge feststellten, wiederholt sich bei dem Dank für *technische* Mitarbeit. Wir finden eine sorgfältige und akribische Auflistung der Tätigkeiten, die von der Erstellung der Schaubilder, Tabellen, Anhänge bis zum Korrekturlesen und der redaktionellen Bearbeitung reicht¹⁷. Die Wirkung ist, wie beim weitschweifigen inhaltlichen Dank, zwiespältig. Einerseits wird Dank abgestattet und die „Zuarbeit“ gewissenhaft gewürdigt. Andererseits wird natürlich auch gezeigt, wie viele Personen man zu Zuarbeit bewegen kann. Da dies in eine Phase des beruflichen Werdegangs fällt, in der man üblicherweise noch nicht über entsprechende Infrastruktur und weisungsgebundene Mitarbeiter verfügt¹⁸, demonstriert man hier bereits sein Organisationsgeschick.

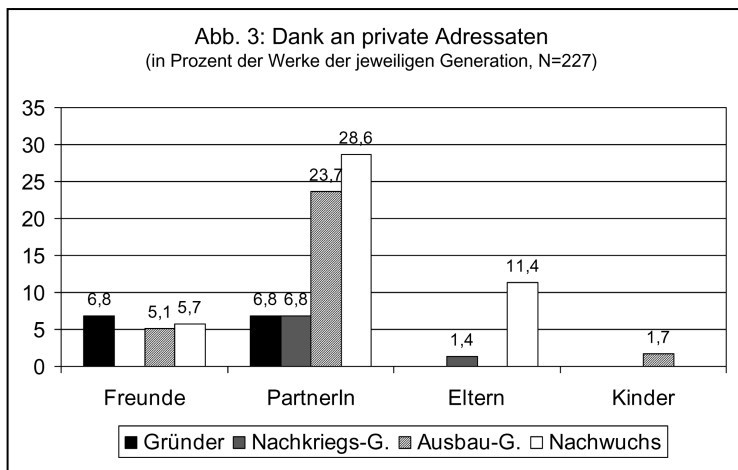
3.2 *Nutzen jüngere Soziologengenerationen Danksagungen für die Darstellung ihrer privaten Befindlichkeiten?*

Zunächst einmal können wir festhalten, dass die beiden jüngeren Generationen Privatpersonen entschieden häufiger danken als die beiden älteren. Dabei fällt – im Einklang mit unseren Vermutungen über die 68er-Zeit – auf, dass es in erster Linie die Partner/Partnerinnen sind, denen die vermehrten Dankesbezeugungen gelten (vgl. Abb. 3).

Der folgende Generationenvergleich wird sich daher auf diese Personengruppe beschränken, wobei schon vorab anzumerken ist, dass es weniger die quantitativen Veränderungen sind, die für einen kulturellen Wandel in der Danksagungspraxis sprechen, als die Begründung, die man für den Dank an Partnerin oder Partner anführt. Die Angehörigen der ersten beiden Generationen orientieren sich offensichtlich an der Norm, über die eigene Person zu schweigen. Die Erwähnung von Personen, die der Privatsphäre angehören, und somit auch ein Licht auf den Wissenschaftler als Person werfen, bedarf aus ihrer Sicht der Legitimation. Diese Legitimation wird über einen unmittelbaren Bezug zwischen Werk und der bedankten Person hergestellt.

17 Insbesondere bei Qualifikationsarbeiten finden wir nun auch häufig Dank für die Erstellung der Druckformatvorlagen, Hilfen beim Umbruch und weiteren, bis zur Drucklegung erforderlichen Arbeiten. Hierbei handelt es sich um (für Wissenschaftler) neuartige Tätigkeiten, die primär durch Umstellungen im Verlagswesen bedingt sind. Daher vernachlässigen wir sie für die Frage der Veränderung der Danksagungsverpflichtung.

18 Im Schnitt nennen die Mitglieder der Nachwuchsgeneration 2,3 Personen, die ihnen mit technischer Unterstützung zur Seite stehen. Zum Vergleich: die Ausbaugeneration nannte vor der Berufung auf eine Professur nur 0,9 und nach der Berufung auch nur durchschnittlich 2,2 Personen.



So dankt Adorno dem Freund Horkheimer (Adorno 1976/1963; Ders. 1988/1951) und Horkheimer und Freund Adorno danken zusammen Gretel Adorno. „Bei der Fortbildung unserer Theorie und den anschließenden gemeinsamen Erfahrungen hat uns Gretel Adorno, wie schon bei der ersten Fassung, im schönsten Sinn geholfen“ (Horkheimer/Adorno 1988/1969, S. X).

Hier werden wissenschaftliche Arbeit (Fortbildung der Theorie) und private Lebenswelt (gemeinsame Erfahrungen) nicht als getrennte Sphären, sondern als Einheit im „schönsten Sinn“ dargestellt, wobei diese Gemeinsamkeit freilich nicht so weit geht, dass „Max“ und „Theodor“ auch „Gretel“ in die Autorenschaft einbezogen hätten.

Die enge Verzahnung von privater Freundschaft und Werk wird auch in folgender Danksagung Adornos exemplifiziert. „Bei einem Abschied für längere Zeit schrieb Alban Berg dem Autor eine Postkarte mit dem Zitat der Hagenstelle aus der Götterdämmerung: ‚Sei treu‘. Er wünschte sich nichts Besseres, als dass er dahinter nicht zurückgeblieben sei, ohne dass doch leidenschaftliche Dankbarkeit eine Autonomie beeinträchtigte, die musikalisch sein Lehrer und Freund in ihm entwickelte“ (Adorno 1985/1968, S. 324).

Das Bemühen, eine Balance zu halten zwischen „Schweigepflicht“ und dem Wunsch, gleichwohl etwas über sich und seine Privatsphäre mitzuteilen, führt denn auch zu gewissen Verrenkungen, die wie im Fall von Berger und Luckmann auch originell und witzig sein können. Die deutsche Ausgabe von „The Social Construction of Reality“ erscheint 1969. Nachdem die Autoren sich bei verschiedenen Kollegen für Interesse, Rat und Kritik bedankt haben, heißt es: „Es ist bei obwaltendem Anlass üblich, auch der unwägbaren Hilfe von Ehefrauen, Kindern und etwas zweifelhafteren Angehörigen genüge zu tun. Wir waren – aus Widerspenstigkeit gegen diese Sitte – versucht, unser Buch einem gewissen Jodler aus Brand in Vorarlberg zu widmen. Dennoch danken wir Brigitte Berger und Benita Luckmann – mehr noch als für wissenschaftlich irrelevante private Rollen-Auffassung – für Kritik als Soziologinnen und für die standhafte Weigerung, sich leicht beeindrucken zu lassen“ (Berger/Luckmann 1980/1969, S. XIX).

Zunächst erfolgt eine ironische Distanzierung von der „bei obwaltendem Anlass“ herrschenden „Sitte“, indiziert durch den Jodler aus Vorarlberg, um dann dennoch die jeweiligen Ehefrauen zu bewidmen und zu bedanken. Aber dieser Dank gilt nicht – zumindest nicht primär – der „wissenschaftlich irrelevanten privaten Rollenauffassung“ der Gattinnen, womit auf die Schweigepflicht die eigene Person betreffend verwiesen wird. Indem Brigitte Berger und Benita Luckmann als kritische Soziologinnen bedankt werden, werden sie gleichsam befördert, von der wissenschaftlich irrelevanten Sphäre der privaten Beziehung in die hehre Sphäre der Soziologie. Denn aus einer solchen sprechen die Autoren, wenn sie etwas heuchlerisch für die standhafte Weigerung, sich leicht beeindrucken zu lassen, danken. Nur der kann sich standhaft weigern, der es mit einem heftigen „Druck“ der Gegenseite zu tun hat, in diesem Fall die Bemühungen der Soziologen (oder vielleicht doch der Männer?) die Soziologinnen (oder vielleicht doch die Frauen?) zu „beeindrucken“.

Obwohl inhaltlich unterschiedlich weist der Dank, den Renate Mayntz ihrem Ehemann abstattet eine ähnliche Struktur wie die von Adorno/Horkheimer und Berger/Luckmann auf. In „Soziologie der öffentlichen Verwaltung“ heißt es: „Bei der Fertigstellung des Buches haben mir einige Menschen besonders geholfen, denen ich hier danken möchte. Hann Trier hat mich als fachfremder aber interessierter Ehemann auf viele stilistische Unebenheiten hingewiesen und damit die Lesbarkeit des Textes verbessert“ (Mayntz 1978, S. V).

Zwar ist der Ehemann fachfremd, gleichwohl hat er eine für Publikationen nicht unwesentliche Leistung erbracht, nämlich die Beseitigung „stilistischer Unebenheiten“, womit auch hier ein unmittelbarer Bezug zum Werk hergestellt wird. Die Verknüpfung des Dankes mit Leistungen, die jeweils die Partnerin für das Werk erbracht hat, verschwindet nicht über die Generationen, ist aber seltener zu beobachten. Obwohl schon der Ausbau-Generation angehörend, finden wir sie z.B. auch bei Horst Kern. „Bärbel Kern hat das Werk auf Herz und Nieren geprüft. Durch ihre geduldige Kritik und ihren sachverständigen Rat hat sie mir geholfen, die Qualität der Arbeit – ich glaube entscheidend – zu verbessern. Als Zeichen meiner Dankbarkeit widme ich ihr dieses Buch“ (Kern 1982, S. 9f.).

Eine andere Form der Danksagung, die gleichsam einen Vorgriff auf die Danksagungspraxis der folgenden Generationen repräsentiert, finden wir dagegen bei Hans-Paul Bahrtdt (1984). Nachdem Bahrtdt den nachgerade rituellen Dank an die Sekretärinnen für „unermüdliche Schreibaarbeit“ abgestattet hat, kommt er auf seine Frau zu sprechen, der er das Buch widmet, wobei diese Widmung allerdings nicht – wie häufig üblich – dem Vorwort vorangestellt, sondern an seinem Ende platziert ist. Diese Widmung hat gleichsam die Form einer Abbitte. „Das Buch möchte ich meiner Frau widmen. Hoffentlich nimmt sie es freundlich in die Hand, nachdem seine Abfassung uns beiden viel gemeinsame Freizeit geraubt hat“ (Bahrtdt 1984, S. 9).

Soziologisch gesprochen wird hier auf einen Rollenkonflikt aufmerksam gemacht, zwischen Verpflichtungen gegenüber der Berufs- und der Privatsphäre, ein Konflikt, der den Vertretern der Nachkriegsgeneration ansonsten eher fremd zu sein scheint. Es ist diese Widmung insofern eine „Pioniertat“ als vielleicht zum ersten Mal darauf aufmerk-

sam gemacht wird, dass Ehefrauen auch legitime Ansprüche an Person und Zeit des Ehemannes haben, eine Unterwerfung unter „seine“ Zeitökonomie nicht selbstverständlich ist. Gleichzeitig aber, indem von der gemeinsamen Freizeit die Rede ist, lässt Bahrtdt auch durchblicken, dass er nicht ausschließlich Wissenschaft, sondern auch anderes betreibt.

Ebenfalls im Jahre 1984 finden wir eine strukturell ähnliche Danksagung bei einem Mitglied der Ausbau-Generation: „Meine Frau Sigrun hat mich – wie schon immer – über Gebühr gewähren lassen und ist mir mit ihrer persönlichen Unterstützung zur Seite gestanden. Ihnen allen, [auch den vorgenannten namentlich erwähnten Kollegen, Mitarbeitern, Studenten und Freunden] möchte ich an dieser Stelle danken“ (Münch 1984, S. 10). Ähnlich wie bei Bahrtdt, wird auch hier darauf angespielt, dass die Beschäftigung des Autors mit dem Werk der Ehefrau einiges abverlangt. Nicht mehr wie bei den beiden älteren Generationen verbleibt die Dankesbezeugung in der wissenschaftlichen Sphäre, sondern es wird die affektive Dimension ehelicher Gemeinsamkeit angesprochen, die bisher gleichsam tabu war. Gleichwohl auch die Ausbau-Generation kennt noch gewisse Hemmungen, die Privatsphäre öffentlich zu machen. Ein interessantes Beispiel dafür, das Private zu enthüllen und gleichzeitig zu verbergen, finden wir bei Jörg Bergmann. Auf den Dank für Hinweise und Kritik an Mentoren und Mitarbeiter folgen, optisch etwas abgesetzt, diese Zeilen: „Im Übrigen hätte meine Beschäftigung mit Klatsch, diesem obskuren Objekt der Begierde, ohne Ska Wiltschek zu keinem greifbaren Resultat geführt, – doch was ich ihr verdanke, entzieht sich seiner Formulierung in einer öffentlichen Dankessprache“ (Bergmann 1987, S. VI).

Dies ist die einzige Danksagung, die wir gefunden haben, in der der Autor den Tatbestand thematisiert, dass sein Text nicht nur für die bedankte Person, sondern für die Öffentlichkeit bestimmt ist. Dessen eingedenk, teilt er dem Leser mit, dass das wofür er dankt, nicht öffentlich gemacht werden sollte.

Eine ähnliche Strategie verfolgt auch Hartmut Esser, wobei er allerdings auf die Triade Autor, Adressat, Leser nicht explizit aufmerksam macht. Nachdem 30 namentlich aufgeführten Personen, die sich durch verschiedene Leistungen wie Diskussionen, Kritik, Korrekturlesen usw. um das Werk verdient gemacht haben, gedankt wird, folgt eine kleine, den Leser zu vielfältigen Deutungen der Privatsphäre des Autors einladenden Passage, die ebenso viel enthüllt wie verbirgt: „Ganz besonders aber möchte ich an dieser Stelle Iris Brandts für ihren ganz eigenen Beitrag dabei danken, dass viele Dinge, nicht nur das Buch, einen guten Schluss gefunden haben und nun neue interessante Projekte begonnen werden können“ (Esser 1999, S. XIX).

Vergleichsweise unbefangener geht dagegen die Nachwuchs-Generation mit der „Schweigepflicht“ um. Wenn auch nicht in Form einer Danksagung, sondern in der einer Widmung (die aber am Ende des Vorworts platziert ist und unmittelbar an den Dank für Kollegen, Mitarbeiter usw. anschließt) informiert Armin Nassehi den Leser über seine außerwissenschaftlichen Leistungen. „In der Zeit, in der diese Aufsätze entstanden sind, habe ich nicht nur Texte produziert, sondern (natürlich mit meiner viel beteiligteren ‚Ko-Autorin‘ Annette Großlohmann) auch etwas mit Hand und Fuß. Er heißt Moritz. Ihm widme ich dieses Buch“ (Nassehi 1999, o.S.).

Auch im folgenden Beispiel stellt die Autorin ihre Kleinfamilie vor, wobei der Stellenwert, den Mann und Kind für den Fortgang des Werks gehabt haben, genau bezeichnet wird. „Stefan Leibfried hat diese Arbeit begleitet und in Rat und Tat versucht, Sozialpolitik und Lebensverlauf in ein Gleichgewicht zu bringen. Ich danke ihm und freue mich auf die zukünftigen Störungen von Philipp Laurids, der die vorliegende Arbeit nur begrenzt mit seinem ‚Faden des Lebens‘ verwirren konnte (Allmendinger 1994, S. 21).

Ein völlig anderer Ton wird im nächsten Beispiel angeschlagen. Thema sind die wechselnden inneren Befindlichkeiten, die Habilitanden im Allgemeinen und auch der Autorin während der Arbeit am Werk zu schaffen machen. „Zum Abschluss [nach vorstehenden Danksagungen für Mentoren, Kollegen usw.] bleibt noch zu sagen, dass die Zeit, in der man an einer Habilitationsschrift arbeitet, für die, die mit einem leben, zweifellos oft strapaziös ist. Die teils euphorische, teils verzweifelte Besessenheit, von der man phasenweise ergriffen ist, die Tendenz, alles andere hintan zu stellen, der ungerechte Ärger auf alles und jeden, wenn es nicht weitergeht oder einen andere Dinge vom „Eigentlichen“ abhalten – all dies macht Habilitanden wohl gelegentlich zu unerträglichen Zeitgenossen. Mein besonderer Dank gilt deshalb Werner Sahr, der mich in dieser Zeit begleitet hat und den langen Atem hatte, manche Dramen vorbeigehen zu lassen. Ihm ist dieses Buch gewidmet“ (Wohlrab-Sahr 1999, S. 12f.).

Auf den ersten Blick scheinen die oben aufgeführten Beispiele die Beobachtung Bauerleins, gemäß der die Privatsphäre neuerdings öffentlich gemacht wird, zu bestätigen. Während die beiden älteren Generationen (mit Ausnahme von Hans Paul Bahrdt) sich noch gehalten sehen, die „wissenschaftlich irrelevante private Rollenauffassung“ (Berger/Luckmann 1980/1969, S. XIX) nicht anzusprechen, demonstrieren die beiden jüngeren Generationen mit unterschiedlicher Deutlichkeit, dass sie auch ein Privatleben haben. Gleichwohl die polemisch gestellte Frage Bauerleins „Why should the opening pages of a scholarly thesis be the place to drop names, parade your sexuality, record your travels and sentimentalize infants“? (2001, S. 16) bedarf einer differenzierteren Antwort als der seinen, die auf bloße Selbstdarstellung hinausläuft. Denn Selbstdarstellung betreiben auch die älteren Generationen, wobei es sich allerdings um je unterschiedliche Formen handelt.

Die älteren Generationen entwerfen ein Bild ihrer selbst, das sie ausschließlich als Wissenschaftler beschreibt. Privatpersonen, und selbst Ehefrauen, scheinen nur dann eine Rolle zu spielen, wenn sie dem Fach angehören und etwas zum Werk beitragen. Die jüngeren Generationen lösen sich von der Fiktion des heroischen Wissenschaftlers und verabschieden sich von der Schweigepflicht – die Ausbau-Generation noch etwas zögernd, die Nachwuchs-Generation deutlicher. Sie machen öffentlich, was die älteren meinten verbergen zu müssen, nämlich dass auch Wissenschaftler auf Unterstützung angewiesen sind, die nicht nur im Bereich kritischer kollegialer Ratschläge und dem Anfertigen perfekter Druckvorlagen angesiedelt ist.

4. Fazit

In wissenschaftlichen Veröffentlichungen stellen Widmungen und Danksagungen eine legitime Möglichkeit dar, sich als Person zu präsentieren. Wie unsere Analyse der Danksagungen gezeigt hat, werfen die jeweiligen Dankesbezeugungen zwar immer auch ein Licht auf die Person des Autors, gleichwohl handelt es sich um – wie an den quantitativen und inhaltlichen Veränderungen im Zeitverlauf abzulesen ist – allgemeine Trends der Danksagungspraxis. Was aus der Perspektive des Autors Ausdruck seiner Individualität ist, liest sich aus der Beobachterperspektive als Folge eines Wandels, der sowohl wissenschaftsinterne wie -externe Veränderungen umfasst. Die wissenschaftsinternen Veränderungen haben wir mit den Stichworten Ausweitung des Personals, erhöhter Konkurrenzdruck sowie Enthierarchisierung und Demokratisierung bezeichnet. Die wissenschaftsexterne Veränderung erkennen wir darin, dass an die Stelle des Bildes vom heroischen, um nicht zu sagen charismatischen Wissenschaftlers das Bild eines Wissenschaft betreibenden Alltagsmenschen tritt.

Bezogen auf unsere eingangs gestellten Fragen lässt sich zusammenfassend festhalten: Im Zeitverlauf vermehren sich die Danksagungen erheblich und werden in der dritten und vierten Generation zum Normalfall¹⁹. Schaut man sich die Inhalte der Danksagungen an, so können wir feststellen, dass wesentliche Veränderungen bereits bei der zweiten Generation zu verzeichnen sind. Für die Nachkriegssoziologen stellt sich Wissenschaft als ein gemeinsamer Diskussionskontext dar, und in diesem Sinne danken sie auch ihren Kollegen für inhaltliche Anregungen und Kritik. Ebenso taucht bei ihnen erstmals der Dank für technische Dienstleistungen auf, die von den Gründervätern offenbar als selbstverständlich und nicht als öffentlich zu würdigende Leistung innerhalb einer Rollenbeziehung aufgefasst wurden.

Die nächstfolgende Generation, die Ausbaugeneration, baut nicht nur die Soziologie aus, sondern auch ihre Danksagungspraxis. Dieser Ausbau bezieht sich sowohl auf den Anteil der Arbeiten, in denen gedankt wird als auch auf die Anzahl der namentlich genannten Personen. Dankten die Nachkriegssoziologen vor allem einem Kollektiv, werden jetzt alle Personen namentlich aufgeführt. Neu ist der Dank an Studierende und eine implizite Kritik am System. Daneben finden wir Lockerungen in der Form, z.B. Wegfall von Titeln, Unklarheit in der Zuordnung von Mitarbeitern und Kollegen, die wir einerseits als Anzeichen einer formalen Enthierarchisierung und Demokratisierungsprozessen betrachten, andererseits aber auch als Konzentration auf eine fachinterne Öffentlichkeit von Insidern.

Dieses Danksagungsverhalten, das sich bei der Ausbaugeneration erst nach der Berufung zeigt, findet sich auch bei der jüngsten Generation, dort allerdings bereits bei Qualifikationsarbeiten – und wird dort in einem Teil der Arbeiten zu Karrierezwecken instrumentalisiert. Es bleibt abzuwarten, wie sich das Danksagungsverhalten dieser Gene-

19 Im Unterschied dazu reduzieren sich Widmungen erheblich – und zwar bereits zwischen der Gründer- und der Nachkriegsgeneration – und werden bei den jüngeren Generationen beinahe ausschließlich an Privatpersonen adressiert.

ration im weiteren Karriereverlauf entwickeln wird. Hinsichtlich unserer dritten Frage nach der Darstellung der Privatsphäre zeigt sich insofern eine Parallele zur Präsentation als Wissenschaftler, als über die Generationen hinweg die Leser immer ausführlicher über den Kontext informiert werden, in dem die Autoren arbeiten und leben.

Literatur

- Adorno, Th.W. (1971, zuerst 1963): Drei Studien zu Hegel. In: Ders. *Gesammelte Schriften*. Bd. 5. Herausgegeben von G. Adorno und R. Tiedemann. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 247-383.
- Adorno, Th.W. (1976, zuerst 1963): Der getreue Korrepetitor. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*. Bd. 15. Herausgegeben von R. Tiedemann. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 157-403.
- Adorno, Th.W. (1986, zuerst 1951): *Minima Moralia*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Adorno, Th.W. (1985, zuerst 1968): Die musikalischen Monographien. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*. Bd. 13. Hrsg. von G. Adorno und R. Tiedemann. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Allmendinger, J. (1994): *Lebensverlauf und Sozialpolitik*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Bahrddt, H.P. (1972, zuerst 1958): *Industriebürokratie*. Stuttgart: Enke.
- Bahrddt, H.P. (1969, zuerst 1968): *Humaner Städtebau*. Hamburg: Christian Wegner.
- Bahrddt, H.P. (1984): *Schlüsselbegriffe der Soziologie*. München: Beck.
- Bauerlein, M. (2001): A thanking task. What acknowledgements pages say about academic life. In: *TLS* November 9, S. 16-17.
- Beck, U. (1986): *Risikogesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Berger, P.L./Luckmann, T. (1980, zuerst 1969): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Bergmann, J. (1987): *Klatsch. Zur Sozialform der diskreten Indiskretion*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Blossfeld, P. (1989): *Kohortendifferenzierung und Karriereprozess*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Bolte, K.M./Neidhardt, F. (Hrsg.) (1998): *Soziologie als Beruf. Erinnerungen westdeutscher Hochschulprofessoren der Nachkriegsgeneration*. Baden-Baden: Nomos.
- Bourdieu, P. (1981): The Specificity of the Scientific Field. In: Lemert, C.C. (Hrsg.): *French Sociology*. New York: Columbia University Press, S. 257-293.
- Bude, H. (1987): *Deutsche Karrieren*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Burkart, G./Wolf, J. (Hrsg.) (2002): *Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen*. Opladen: Leske & Budrich.
- Dahrendorf, R. (1957): *Soziale Klassen und Klassenkonflikt in der industriellen Gesellschaft*. Stuttgart: Enke.
- Enders, J. (1996): *Die wissenschaftlichen Mitarbeiter*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Esser, H. (1980): *Aspekte der Wanderungssoziologie*. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand.
- Esser, H. (1993): *Soziologie. Allgemeine Grundlagen*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Esser, H. (1999): *Soziologie. Spezielle Grundlagen*. Bd. 1: *Situationslogik und Handeln*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Genette, G. (2001): *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gerhardt, U. (1971): *Rollenanalyse als kritische Soziologie*. Neuwied/Berlin: Luchterhand.
- Habermas, J. (1981): *Theorie des kommunikativen Handelns*. 2 Bände. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Herberger, M. (1987): Die Frau im Vorwort. In: Simon, D. (Hrsg.): *Rechtshistorisches Journal*. Frankfurt a.M.: Löwenklau Gesellschaft e.V., S. 233-239.
- Horkheimer, M./Adorno, Th.W. (1988, zuerst 1969): *Dialektik der Aufklärung*. Frankfurt a.M.: Fischer.

- Horkheimer, M. (1991, zuerst 1967): Zur Kritik der instrumentellen Vernunft. In: Ders. *Gesammelte Schriften*. Bd. 6. Herausgegeben von A. Schmidt und G. Schmid Norr. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 21-189.
- Keppeler, A. (1985): *Präsentation und Information: Zur politischen Berichterstattung im Fernsehen*. Tübingen: Günter Narr.
- Kern, H. (1982): *Empirische Sozialforschung*. München: Beck.
- Kern, H./Schumann, M. (1970): *Industriearbeit und Arbeiterbewusstsein*. Frankfurt a.M.: EVA.
- König, R. (1930): *Die naturalistische Ästhetik in Frankreich und ihre Auflösung*. Leipzig: Universitätsverlag Robert Noske.
- König, R. (1946): *Materialien zur Soziologie der Familie*. Bern: A. Francke.
- Kohli, M. (1981): Von uns selber schweigen wir. *Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten*. In: Lepenies, W. (Hrsg.): *Geschichte der Soziologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 428-465.
- Lepsius, M.R. (1979): Die Entwicklung der Soziologie nach dem zweiten Weltkrieg. 1945 bis 1967. In: Lüschen, G. (Hrsg.): *Deutsche Soziologie seit 1945. Entwicklungsrichtungen und Praxisbezug*. Sonderheft 21 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 25-71.
- Luckmann, T. (1963): *Das Problem der Religion in der modernen Gesellschaft*. Freiburg i.Br.: Rombach.
- Luhmann, N. (1988): *Die Wirtschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1990): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Mayntz, R. (1978): *Soziologie der öffentlichen Verwaltung*. Heidelberg/Karlsruhe: C.F. Müller.
- Merton, R.K. (1985): Prioritätsstreitigkeiten in der Wissenschaft. In: Ders.: *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 258-301.
- Müller, H.-P. (1991): *Sozialstruktur und Lebensstile*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Münch, R. (1972): *Mentales System und Verhalten*. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Münch, R. (1984): *Die Struktur der Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Nassehi, A. (1999): *Differenzierungsfolgen. Beiträge zur Soziologie der Moderne*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Plessner, H. (1982, zuerst 1952): Die verspätete Nation. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*. Bd. 6. Herausgegeben von G. Dux. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 7-225.
- Schelsky, H. (1955): *Soziologie der Sexualität*. Hamburg: Rowohlt.
- Schütze, Y./Hollstein, B. (2002): „Für C.“ – Widmungen in der Soziologie. In: Burkart, G./Wolf, J. (Hrsg.): *Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen*. Opladen: Leske & Budrich, S. 437-457.
- Sennett, R. (1985): *Autorität*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Stammer, O./Weingart, P. (1972): *Politische Soziologie*. München: Juventa.
- Sterbling, A. (2002): Soziologische Lehre und Forschung über Südosteuropa an deutschen Hochschulen – ein Überblick. In: *Soziologie I/2002*: S. 26-38.
- Weber, M. (1917/1992): *Wissenschaft als Beruf*. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Wohlrab-Sahr, M. (1999): *Konversion zum Islam in Deutschland und den USA*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Wolff, K.H. (1968): *Versuch zu einer Wissenssoziologie*. Berlin/Neuwied: Luchterhand.

Anschrift der Autorinnen:

Dr. Betina Hollstein und Prof. Dr. Yvonne Schütze, Humboldt-Universität zu Berlin,
Institut für Erziehungswissenschaften, Unter den Linden 6, 10099 Berlin, E-Mail: betina.hollstein@staff.hu-berlin.de, E-Mail: yvonne.schuetze@rz.hu-berlin.de.

Mitchell G. Ash

Kommentar zu Teil 3: Gelehrtenbiographien/Selbstzeugnisse von Wissenschaftlern

Die Behandlung der Selbstzeugnisse von Wissenschaftlern in diesem Band getrennt von anderen Selbstzeugnissen suggeriert den Eindruck, dass es sich dabei um eine besondere Form von Ego-Dokumenten handle. Gerade dieser möglichen Vorannahme möchte ich gleich vorneweg eine gegenläufige These zur Diskussion stellen. Danach möchte ich einige denkbare Besonderheiten der Selbstzeugnisse von Wissenschaftlern mit besonderer Berücksichtigung von Wissenschaftlerautobiographien thematisieren, bevor ich endlich zu einer Besprechung der einzelnen Beiträge komme.

Warum sollen Wissenschaftler eher bereit oder gar fähig zu Selbstreflexion sein als andere Menschen auch? Die Erwartungshaltung, die in diesem Zusammenhang häufig gegeben zu sein scheint, und die Überraschung, die eintritt, wie dieser Erwartung nicht entsprochen wird, scheinen mir beide grundsätzlich unberechtigt zu sein. Geht doch die Fähigkeit oder die Ausbildung zur *theoretischen Reflexion* keinesfalls notwendigerweise mit der Bereitschaft zur *psychologischen oder gar moralischen Selbstreflexion* einher! Viele Beispiele aus den Naturwissenschaften lassen sogar eine gegenteilige These plausibel erscheinen, nämlich, dass gerade das Vorwärtsdrängen zu neuer Erkenntnis und die Gerichtetheit dieses Strebens auf eine objektivierte Außenwelt, die für Naturwissenschaftler charakteristisch ist, den Schritt zur persönlichen Selbstreflexion tendenziell ausschließt. Dies gilt häufig genug auch in denjenigen Gebieten der Psychologie oder anderer Sozialwissenschaften, in denen eine naturwissenschaftliche Arbeitsweise gepflegt wird, obgleich es in diesen Disziplinen sehr wohl Autobiografien bzw. Sammlungen von Kurzautobiographien gibt (Pongratz u.a. 1972/1979; Ders. 1975-1982).

Zugegebenermaßen schwächt sich diese antireflexive Tendenz mit höherem Alter ab, und es erscheinen auch von – mehrheitlich älteren – Naturwissenschaftlern jede Menge autobiografische Werke, die zweifelsohne als Ego-Dokumente unser Interesse beanspruchen könnten. Die Anzahl solcher Werke hat noch niemand gezählt, weshalb es auch keine vergleichende Angaben über deren Häufigkeit in verschiedenen Disziplinen gibt, doch möchte ich trotzdem bestreiten, dass Natur- oder Sozialwissenschaftler von sich aus bzw. infolge irgend einer Eigenschaft ihres Berufes mehr oder weniger zu solchen „Ego-Dokumenten“ neigen, als andere Leistungsträger auch. Gleichwohl könnten gewisse Besonderheiten der Autobiografie als literarisches Genre, d.h. in der Form bzw. Schreibweise solcher Dokumente, bei Wissenschaftlern bestehen. Als da wäre an erster Stelle eine fast exklusive Orientierung auf die Karriere bzw. die eigenen Leistungen als Forscher bei bestenfalls geringfügiger Einbeziehung des so genannten „Privatlebens“ zu nennen. So spielen in den Autobiografien von Wissenschaftlern nach allgemeinem Eindruck Ehepartner und Kinder eine untergeordnete Rolle oder kommen so gut wie gar nicht vor.

Inwiefern es sich dabei aber um eine Besonderheit der Selbstzeugnisse von Wissenschaftlern handelt, lässt sich allerdings trefflich fragen; denn in solchen Werken wird, wie in den Memoiren von Politikern, Firmengründern usw., in erster Linie über Geleistetes Rückschau gehalten. Anscheinend handelt es sich also bei dieser Eigenschaft der Selbstzeugnisse von Wissenschaftlern weniger um eine Besonderheit des Genres denn um den Ausdruck eines im männlichen Bürgertum ausgeprägten Habitus. Dass die fundamentale Regel dieses Habitus darin bestünde, dass die Person vor „der Sache“ zurückzutreten habe, wie im weiter unten zu kommentierenden Beitrag von Hollstein und Schütze in einem anderen Zusammenhang behauptet wird, möchte ich aber schon an dieser Stelle in Frage stellen. Vielmehr wird in solchen Selbstzeugnissen von Leistungsträgern m.E. eine *Identifizierung der Person mit „der (Arbeit an der) Sache“* zum Ausdruck gebracht, welche erst das ansonsten unverständliche Ungleichgewicht in solchen Narrativen nachvollziehbar werden lässt. Somit hätten wir in solchen Narrativen weniger mit einer Hierarchisierung der Lebensführung zu tun, in der „die Arbeit“ vor dem „Privatleben“ ginge – eine Ordnung, die bekanntlich für die bürgerliche Lebensform schlechthin gilt –, sondern vielmehr mit einer bestimmten Form dieser Lebensführung, in deren Rahmen „die Arbeit“ und „das Leben“ fast verschmelzen. Nehme man diese Identifizierung der Person mit „der (Arbeit an der) Sache“ als wahren Kern des Habitus bürgerlicher Hochleistungsträger – in dessen Rahmen der Idealtypus Wissenschaftler eine Art Untergröße bildet – ernst, so könnte dies auch vieles zur Erklärung der Bereitschaft dieser Schicht – und nicht nur der Wissenschaftler unter ihnen – beitragen, allerlei politischen Regimes, d.h. auch Diktaturen, dienlich zu sein.

Weitaus interessanter im Hinblick auf die Suche nach Besonderheiten der Selbstzeugnisse von Wissenschaftlern könnte die enge Beziehung solcher Narrative zum Theorieentwurf der Autoren sein, frei nach dem Muster, „wie ich zu meiner großen Entdeckung kam“.¹ Die teleologische Struktur solcher Narrative kann mehrere Motive haben, wie z.B. die Unterstützung von Prioritätsansprüchen. Auf alle Fälle fungiert sie als Selektionsmechanismus, mittels dessen andere Aspekte des Wissenschaftlerlebens weniger bis gar nicht berücksichtigt werden. Als Sonderfall unter dieser Rubrik, der für Pädagogen vom besonderen Interesse sein mag, wäre Jean Piaget zu nennen. Dieser hat nämlich in seinen vielen autobiografischen Texten seine eigene geistige Entwicklung nach dem Muster der von ihm entworfenen Entwicklungspsychologie geschildert und damit sein eigenes Leben implizit als Nachweis für die Gültigkeit der eigenen Theoriebildung darzustellen versucht (Vidal 1994).

Die Geradlinigkeit solcher narrativen Grundmuster kann allerdings durchkreuzt werden, z.B. wenn das zu schildernde Leben durch äußerliche Ereignisse, wie z.B. die erzwungene Emigration aus dem nationalsozialistischen Deutschland nach 1933 oder eine politisch bedingte Entlassung nach 1990, Brüche erfahren hat. Auf eine Möglichkeit, die sich in solchen Fällen ergibt, kann ich hier nur kurz hinweisen. Diese nenne ich *Wissenschaftswandel durch Reflexivität, oder: Lernen aus der eigenen Biografie*. Paradigmatisch hierfür sind die Veränderungen sowohl der wissenschaftlichen Inhalte als auch der

1 Für neuere, viel beachtete Beispiele siehe Watson 2001, 2003; Djerassi 2001.

beruflichen Praxis von nach 1933 emigrierten jüdischen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, die durch eine bewusste oder unbewusste Reflexion der Ursachen der eigenen Verfolgung zustande kamen. Darunter sind u.a. die Studien zur ‚autoritären Persönlichkeit‘ und die Arbeiten Kurt Lewins mit amerikanischen Psychologen über ‚demokratische‘ und ‚autoritäre‘ Führungsstile bei Spielgruppen sowie die grundlegenden Arbeiten von Hannah Arendt und Franz Neumann über die Ursprünge totalitärer Herrschaft bzw. die Struktur des NS-Staates zu nennen (Ash 1998; Papcke 1993). Inwiefern sich ein solcher Wissenschaftswandel durch Selbstreflexion nach 1990 eingetreten ist, wird weiter unten zu erörtern sein.

Nun komme ich zu den einzelnen Beiträgen. Ich beginne mit dem Text von Dorle Klika über Herman Nohl, der Quellen verwendet, die keine autobiografische Schriften im eben besprochenen Sinne, aber sehr wohl Ego-Dokumente sind. Solche Quellen sind deshalb für unser Thema wichtig, weil Nohl die Person des Wissenschaftlers zum zentralen Bestandteil seines pädagogischen Ansatzes erklärt hat. So ist es nicht weiter verwunderlich, dass der von ihm stammende Begriff des „pädagogischen Bezuges“ starke (auto)biografische Wurzeln hat, wie Klika auf beeindruckende Weise nachweist. Dies gilt ebenfalls für seine pädagogische Praxis während seiner Göttinger Professorenzeit; so betrachtete er die im von ihm begründeten Lippoldsberger Landheim versammelten Studenten und ihre sonstigen Bezugspersonen in der Tat wie eine zweite Familie. Weit aus mehr als die Ideale der Jugendbewegung scheint hier am Werk gewesen zu sein. Es ist geradezu rührend, sogar fast beklemmend, zu lesen, wie sehr Nohl sich um seine „Zöglinge“ bemüht hat. In einem der von Klika zitierten Selbstzeugnisse aus seiner Jugend beschreibt er sich selbst als „weibisch“, und es ist durchaus denkbar, dass er einigen der Betroffenen in Lippoldsberg bzw. im Göttinger Seminar wie eine alles umschlingende Mutter vorgekommen sein mag. Jedenfalls an dieser Stelle wäre eine Gelegenheit gewesen, auf die geschlechtergeschichtlichen Implikationen dieses pädagogischen Rollenentwurfs näher einzugehen.

Problematisch scheint es mir auch, dass Klika die „biografische“ Dimension ihrer Analyse weitestgehend auf die Zeit vor der Berufung Nohls nach Jena bzw. Göttingen und die Praxis-Dimension auf die Zeit danach beschränkt hat, um die beiden Dimensionen klarer aufeinander beziehen zu können. So verständlich diese Vorgehensweise ist, so künstlich scheint mir diese Trennung zu sein, da – wie Klika ja selbst zeigt – die pädagogische Praxis Nohls mit dem Ruf nach Göttingen zum Teil seiner Biografie wurde und er mit Sicherheit auch bereits vor diesem Ruf eine pädagogische Praxis entwickelt hatte.

Klika hat vollkommen Recht, wenn sie der polemischen These H.-J. Roths entgegentritt, das „Wühlen in der Biografie“ eines Wissenschaftlers gebe keinen Aufschluss auf dessen Theorie. Gleichwohl scheint ihr Argument am wenigsten überzeugend zu sein, wenn sie zur Analyse der theoretischen Hauptwerken Nohls kommt. Zwar will sie keinesfalls die Inhalte seiner *Theorie der Bildung* und seiner *Anthropologie* allesamt auf seine Biografie reduzieren, doch behandelt sie nur die – zweifelsohne vorhandenen – biografischen Bezüge in diesen Texten; derart verkürzt dargestellt, scheinen sie dann doch kaum etwas anderes zu sein, als nur leicht verbräunte Abstraktionen aus der eigenen Er-

fahrung Nohls bzw. aus seinem emotionalen Umgang damit. Ohne Vergleich mit anderen Stellen in diesen Texten, die keine offensichtlichen biografischen Bezüge aufweisen, kann der Nachweis nicht gelingen, dass diese Werke ohne biografisches Wissen unverständlich bleiben müssen. Was hier Not tte, wäre eine Analyse dessen, was genau im Schritt vom Ego-Dokument zur Theorie passiert, oder: wie man aus der eigenen Biografie Theorie macht.

Auch die von Betina Hollstein und Yvonne Schütze analysierten Danksagungen von westdeutschen Soziologen sind keine autobiografische Quellen im klassischen Sinne, aber gleichwohl Ego-Dokumente, und sehr aufschlussreiche dazu. Die Autorinnen zeigen eine Tendenz auf, die den oben umrissenen Habitus des Unpersnlichen bzw. des „Sachlichen“, der übrigens – es sei an dieser Stelle noch einmal gesagt – für traditionelle Autobiografien im Bildungsbürgertum überhaupt und nicht nur für Wissenschaftler gilt, als Produkt historischer Umstände denken lässt. Erst mit der dritten der analysierten vier Generationen – also mit denjenigen, die während der explosionsartigen Expansion der Universitäten in den 1960er- und 1970er-Jahren berufen wurden – wird, so der Befund der Autorinnen, Mitarbeitern und Sekretärinnen für ihre Leistungen namentlich gedankt, und auch die Beiträge von Familienmitgliedern und Freunden werden in den meisten Danksagungen thematisiert. Dieses veränderte Verhalten nehmen Schütze und Hollstein als Indiz dafür, dass der Generationswechsel der 1960er-Jahre nicht nur eine politische Zäsur und einen grundlegenden Strukturwandel an den Hochschulen, sondern auch eine bemerkenswerte kulturelle Öffnung mit sich gebracht hat.

Zunächst zum Strukturwandel der Hochschule: Schütze und Hollstein sehen in ihren Befunden Belege für die These, dass Danksagungen als Instrumente der Selbstdarstellung und Networking bzw. von „Impression Management“ in einem zunehmend anonymen Wissenschaftsbetrieb fungieren. Dass sich in der Danksagung die Chance eröffnet, „ein wenig Impressario seiner Selbst zu werden“, gilt allerdings auch für klassische Autobiografien wie in „normalen“ wissenschaftlichen Texten seit geraumer Zeit; allein das (wissenschaftliche) Selbst, dessen Impressario man sein will, scheint sich ab die 1960er-Jahre geändert zu haben. Auch die alten (?) Ordinarien hielten persönliche Danksagungen oft genug für nötig, wenn auch in anderer Form. Dank an die Sekretärin und Mitarbeiter war, wie die Autorinnen richtig schreiben, kaum vorhanden, weil man deren Leistungen, die ja auch bezahlt wurden, für selbstverständlich hielt. In den 1960er-Jahren ändert sich die Hierarchie nicht wirklich, aber die Anerkennungspraxis schon.

Geht es dabei nur um eine Zurschaustellung einer womöglich aufgesetzten egalitären Haltung, wie die Autorinnen zu meinen scheinen? Die explizite Erwähnung des Institutspersonals in den von Schütze und Hollstein erhobenen Danksagungen der „dritten“ Generation deutet auf eine Verhaltensebene hin, die über das von Bauerlein behauptete „Impression Management“ hinausgeht. Dieses zielt auf die Kollegen; aber die explizite Benennung des Institutspersonals kann diese Leserschaft wohl nicht wirklich beeindrucken, auch wenn damit organisatorisches Geschick nachgewiesen wird, wie Schütze und Hollstein richtig sagen. Vielleicht könnte es auch sein, dass im wuchernden universitären Großbetrieb den Untergebenen eine symbolische Anerkennung ihrer Individualität als zusätzliche Motivierung dafür geschenkt werden soll, dass sie sich gerade

für *diese* Leistungsträger (und nicht für andere) eingesetzt haben. Bedauernswerterweise verpassen die Autorinnen die Chance, auf die Mischformen hinzuweisen, die in ihren eigenen Befunden vorkommen. So wird z.B. eine Danksagung Ulrich Becks an Elisabeth Beck-Gernsheim lediglich unter Danksagungen an Kollegen verbucht, obwohl es sich in diesem Fall natürlich auch um eine Ehefrau handelt, während die Danksagungen anderer Soziologen an ihre Wissenschaftlerinnengattinnen sehr wohl und wohltuend humorvoll auf der „Privat“-seite angeführt werden.

Dies bringt mich nun zur kulturellen Ebene: Ein springender Punkt dieser Analyse ist der beeindruckender Befund, dass die Einbeziehung von Menschen aus dem so genannten „privaten“ Bereich ab den 1960er- und 1970er-Jahren offenbar stark zugenommen hat, und zwar weit über die sonst üblichen Danksagungen an die Opferbereitschaft des Ehepartners hinaus. Erst recht hier sind nach Schütze und Hollstein die Indizien zu finden, dass sich nicht nur die Struktur der Hochschule, sondern der Habitus des Wissenschaftlers zu jener Zeit gewandelt hat. Aber die kulturelle Wandlung hin zu einer explizit vorgetragenen Individualität, die in diesen Danksagungen gelegentlich bis zur Peinlichkeit belegt wird, scheint dem Massenbetrieb entgegengesetzt zu sein. So gesehen steht hinter der Einbeziehung von Freunden und Familienmitgliedern in Danksagungen aus dieser Zeit weniger ein Bekenntnis zum Motto, „The personal is political“ – auch wenn dies so intendiert gewesen sein mag – denn ein kompensatorischer Ausgleich für die Entpersonalisierungen des Massenbetriebs. In einer solchen Welt besteht man nun erst recht auf den Hinweis, dass man auch etwas anderes als Wissenschaft betreibt. Ein Beleg für diese These ist ein interessanter Befund, der nur in einer Fußnote genannt wird, nämlich, dass sich das Verhalten von Frauen der dritten Generation von dem der Männer in dieser Hinsicht nicht unterscheidet.

Mit dem Beitrag Ulrich Wiegmanns komme ich endlich zur „klassischen“ autobiografischen Form zurück, allerdings in zwei sehr verschiedenen Ausführungen. Wiegmann nennt sie am Ende seines Beitrags treffend „Gewährte Einblicke eines Insiders“ und „Eine Abrechnung“. Anhand der Autobiografien von Gerhart Neuner, dem Präsidenten, und Karl-Heinz Günther, dem Vizepräsidenten der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften der DDR (APW), gibt Wiegmann wenigstens eine indirekte Antwort auf die oben gestellte Frage, inwiefern sich ein Wissenschaftswandel durch Selbstreflexion der aus politischen Gründen verabschiedeten Wissenschaftler der DDR nach 1990 ereignet hat. Nach 1990 hat es mehrere solche autobiografische Rückblicke aus verschiedenen Disziplinen gegeben; bislang sind diese aber weitaus häufiger als wissenschaftliche oder moralische Ehrenrettungen denn als Versuche einer Innovation durch Reflexivität angelegt. Angesichts der flächendeckenden Evaluierung des wissenschaftlichen Personals und des auch ohnedies vorhandenen Legitimierungsdrucks nach dem Zerfall der DDR ist kaum etwas anderes zu erwarten. Und auch in diesen beiden Fällen scheint es so zu sein, wenngleich die gewählten Textstrategien der beiden Autoren jeweils andere sind.

Wiegmann erkennt Biografie und folglich auch Autobiografie als literarische Genres, als „textlich in Szene gesetzte Identität“ und damit als in einem gewissen Sinne fiktive Konstruktionen durchaus an. Dies gilt allerdings in einem eingeschränkten Sinne für

die anderen Typen von Ego-Dokumenten, die oben besprochen wurden, denn auch sie verkörpern „textlich in Szene gesetzte Identität“, auch wenn sie nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren. In einem weiteren Punkt ist Ähnlichkeit zwischen Autobiografie und den anderen Formen von Ego-Dokumenten zu konstatieren: Die Interpretation von (Auto-)Biografie als literarische Konstruktion muss auch das Verhältnis von Autor und Leserschaft mit einbeziehen. Auf diese Frage geben die beiden von Wiegmann besprochenen Texte erwartungsgemäß zwei Antworten. Günther gibt sich eher klassisch, wenn er seinen Text als „Antwort auf die Arroganz westdeutscher Kritiker“ charakterisiert. Neuner gibt hingegen an, neben einer Rückschau auf das eigene Leben auch einen „Beitrag zur Aufarbeitung der DDR-Experiments“ leisten zu wollen und versucht auf diesem Wege, sich als „Experte“ für seine westdeutsche Kollegen neu zu etablieren.

In diesem wie auch in den anderen besprochenen Fallstudien ist es aber wichtig, nicht nur darüber nachzudenken, wie Ego-Dokumente als Texte beschaffen sind, sondern auch darüber, was wir aus ihnen auch dann lernen können, wenn wir sie nicht auf naive Weise als faktologische Informationsquellen verstehen wollen. Wiegmanns Analyse der beiden Texte zeigt wenigstens in Ansätzen, wie verschieden eine Innenansicht der Funktionselite der DDR geraten kann. Neuner versteckt seine Verbindungen zur Parteileitung und vor allem zur Herrscherin der DDR-Pädagogik, Margot Honecker, kaum; vielmehr scheint er diese geradezu hervortun zu wollen, um seinen Anspruch auf Expertenstatus besser begründen zu können. Im Kontrast dazu versucht Günther, als Experte für das vermeintlich esoterische Fach Bildungsgeschichte und damit z.T. für „bürgerliche“ Entwicklungen, seine eigene Distanz von der eigentlichen „Funktionselite“ darzutun. Gemeint zu sein scheinen sein nomineller Vorgesetzte Neuner, aber in erster Linie Margot Honecker und die Parteileitung der SED, denn die APW habe nach Günther „an der Kette des Ministeriums“ gelegen. Damit gibt Günther anscheinend eine reichlich unkritische Sicht der wissenschaftlichen Politikberatung in der DDR zum Besten. Diese Sicht ist als Textstrategie der Entlastung leicht erkennbar, denn schließlich verträgt sie sich nur schwer mit dem ebenfalls wortreich vorgetragenen Stolz auf seine riesige Publikationsliste und seine weltumspannende Reisetätigkeit, die beides ohne exzellente Verbindungen zur Parteiführung wohl kaum zu bewerkstelligen gewesen wären. Die Möglichkeit, dass Wissenschaftler in Leitungsfunktionen unter kommunistischen Regimes „Doppelstaatsbürger von Partei und Wissenschaft“² waren und nur auf diesem Wege Zugang zu Ressourcen erlangen konnten, scheint Günther kaum wahrzunehmen. Dies gilt leider auch für Wiegmann selbst.

Abschließend seien mir einige wenige Bemerkungen darüber gestattet, was aus alledem über das Thema dieses Bandes zu lernen sein mag. Ein Urteil darüber, ob es irgendeinen Unterschied zwischen Selbstzeugnissen von Wissenschaftlern und anderen Ego-Dokumenten gibt, muss einer vergleichenden Lektüre der Teile des Bandes überlassen werden. Gründe für eine gewisse Skepsis in dieser Hinsicht habe ich anfangs genannt. Der großen Bedeutung solcher Zeugnisse für die Wissenschaftsgeschichte wird damit kein Abbruch getan. Eine allerletzte, ironische Frage sei am Schluss erlaubt: Müs-

2 Die Formulierung stammt von Konrad/Szeleszni 1978.

sen Wissenschaftler, die über Ego-Dokumente schreiben, selber welche produzieren oder gar sich selbst in ihre eigenen Texte einbringen? Offenbar halten dies drei der vier hier besprochenen AutorInnen nicht für nötig. Überraschenderweise ist Wiegmann der einzige der drei Autoren, der sich selbst thematisiert und auf diese Weise auch seinen eigenen Beitrag, jedenfalls streckenweise, zum „Ego-Dokument“ werden lässt. So beschreibt er am Anfang des Beitrags seine langjährige Bekanntschaft mit den beiden von ihm besprochenen Autoren und gibt bekannt, dass er als Mitarbeiter der APW jahrzehntelang im selben Hause mit ihnen gearbeitet habe. Leider scheint dies aber für seine Analyse selbst, trotz aller wohlthuenden ironischen Distanz, keine inhaltliche Bedeutung zu haben.

Literatur

- Ash, M.G. (1998): Wissenschaftswandel durch Zwangsauswanderung: Kurt Lewin und Else Frenkel-Brunswik nach 1933. In: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 27, S. 251-272.
- Djerassi, C. (2001): Die Mutter der Pille. Autobiographie. Aus dem Amerikanischen von U.-M. Mössner. München: Diana-Verlag.
- Konrad, G./Szelenyi, I. (1978): Die Intelligenz auf dem Weg zur Klassenmacht. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Papcke, S. (1993): ‚Lernen aus der Barberei‘. Zur Entwicklung der politischen Soziologie von Franz Leopold Neumann. In: Ders.: Deutsche Soziologen im Exil: Gegenwartsdiagnose und Epochenkritik 1933-1945. Frankfurt a.M. u.a.: Campus, S. 77-99.
- Pongratz, L.J. (Hrsg.) (1975-1982): Pädagogik in Selbstdarstellungen. 4 Bände. Hamburg: Felix Meiner.
- Ders. u.a. (Hrsg.) (1972/1979): Psychologie in Selbstdarstellungen. Bd. 1: 1972, Bd. 2: 1979. Bern u.a.: Huber.
- Vidal, F. (1994): Piaget before Piaget. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Watson, J.D. (¹⁷2001): Die Doppelhelix. Ein persönlicher Bericht über die Entdeckung der DNS-Struktur. Deutsch von Wilma Fritsch. Reinbek: Rowohlt.
- Ders.: (2003). Gene, Girls und Gamow. Erinnerungen eines Genies. Aus dem Amerikanischen von Inge Leipold. München: Piper.

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Mitchell G. Ash, Universität Wien, Institut für Geschichte, Dr. Karl-Lueger-Ring 1, A-1010 Wien, E-Mail: mitchell.ash@univie.ac.at.